P.O.germ. 701 R

Kahle

<36632924050018

<36632924050018

Bayer. Staatsbibliothek

Claudius und Hebel

nebst

Gleichzeitigem und Gleichartigem.

Ein Hilfsbuch

zum

Studium deutscher, besonders der volksthümlichen Sprache und Litteratur, sowie eine Handreichung zum Eintritt in die Geschichte derselben.

Für

Seminaristen, Lehrer und alle Freunde der Volksstimme, Volkssprache und Volksschrift

verfaßt

von

F. Hermann Kahle,
K. Seminarlehrer, Cand. min.

Berlin.
Verlag von Wiegandt und Grieben.
1864.

Ein Volk, das ein wahres volksthümliches Bücherwesen beſitzt, iſt Herr von einem unermeßlichen Schatze. Es kann aus der Aſche des Vaterlandes wieder aufleben, wenn ſeine heiligen Bücher gerettet werden.

Fr. Ludw. Jahn.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Seinem Grundstock nach ist dieses Buch eine eingehende Betrachtung der beiden Hauptrepräsentanten unsrer volksthümlichen Litteratur und Sprache: Claudius', des Norddeutschen, und Hebel's, des Süddeutschen. Keiner, der diese beiden Männer gehörig kennt, wird mir das Recht absprechen wollen, ihnen eine so hervorragende Stellung zu geben. Hebel nimmt dieselbe, besonders nach Auerbachs in dem Buche „Schrift und Volk" gegebner Charakteristik, vielleicht unbestrittner ein, als Claudius. Was aber diesen betrifft, so unterschreiben wenigstens die Norddeutschen aus vollster Ueberzeugung, was ein Theologe der Gegenwart ausgesprochen hat: „Seinen Volkston hat unter den vielen Volksschriftstellern unserer Tage keiner erreicht. Er war, was sie machen." Wir Mitteldeutschen endlich fühlen uns von beiden Männern gleich stark angezogen und gewöhnen uns leicht, sie, wie etwa Wieland und Klopstock, Herder und Lessing, Schiller und Göthe, als ein gegenseitig sich ergänzendes Paar anzuschauen.

An jenen Grundstock schließt sich in einer Weise, die auf wissenschaftliche Construction vollständig Verzicht leistet, wohl aber den Gebrauch des Buches in Seminarien, vielleicht auch in andern Bildungsanstalten wesentlich erleichtert, einerseits dasjenige an, was auch einem Seminaristen und jüngern Lehrer aus der Zeit der Aufblüthe unserer

zweiten classischen Litteraturepoche zu wissen wünschenswerth, ja nothwendig ist; andererseits dasjenige, was irgend einmal im Volk als dessen ureigner Besitz wirklich gelebt hat oder dem Volk unserer Tage als gesunde und kräftige Speise dargeboten werden kann. Von Klopstock, Wieland, Herder und Lessing, die der eben bezeichneten Zeit angehören, habe ich, nicht einstimmend in den lauten Chorus derer, welche durch classische und wissenschaftliche Bildung das Volksschullehrerseminar über sich selbst hinauszuheben jetzt wieder dreister als je versuchen, nur das Bedeutendste und Einfachste angeführt, resp. zum „Ganzlesen" empfohlen; immer noch genug, um die Zeit und die Männer kennen zu lernen, und um die Muße und die Hilfsmittel gehörig in Anspruch zu nehmen. — Den Claudius habe ich in den Mittelpunkt dieser Betrachtung gestellt. Ich weiß sehr wohl, daß dazu vom litterarhistorischen Standpunkt aus kein Recht vorliegt; in Erwägung aber, daß Lessing, in welchem jene Zeit in ihrem höchsten Glanze sich darstellt, in den bezeichneten Kreisen nimmermehr zu genügendem Verständniß kommen kann, und daß gerade das Leben und die Schriften des unscheinbaren Wandsbeckers, wie das unser Buch erweist, mannigfache, ganz ungesuchte Veranlassung bieten, der großen Männer jener Zeit zu gedenken: habe ich den litterarhistorischen Gesichtspunkt dem praktischen unterzuordnen mich nicht gescheut. Wer nun in und mit unserm Buche arbeitet, der wird ein genügendes Bild der bezeichneten Zeit bekommen und hinlänglich gerüstet sein, zu Schiller und Göthe und mit diesen zu der eigentlich classischen Zeit überzugehen. In dem eben Gesagten möchte im wesentlichen erklärt sein, was der Ausdruck „nebst Gleichzeitigem" auf dem Titel dieses Buches besagen soll.

Wir kommen zu dem „Gleichartigen", das von ungleich größerm Umfange ist. Denn es umfaßt nicht bloß das Beste und Merkwürdigste, was schon vor, besonders aber seit Claudius und

Hebel für das Volk geſchrieben worden iſt, ſondern auch alles das, was ſeit der früheſten Zeit der ſchaffende Volksgeiſt ſelbſt hervorgebracht hat: das Volksmärchen, die Volksſage, das Volksräthſel, das Volksepos, das Volkslied, den Volksſpruch, das Sprichwort; und nicht bloß, ſo zu ſagen, das Litterariſche, ſondern auch mancherlei Sprachliches, beſonders dasjenige, was dem Bereich der Volksſprache angehört. „Der große Litteraturſtaat hat ſein Haus der Gemeinen, in dem die Nation ſich ſelbſt unmittelbar repräſentirt“ (Sailer). Wenn man nicht wüßte, auf welchem den realen Verhältniſſen fremden Boden Karl Schmidt, der jüngſt für die Reform der Schullehrerſeminarien aufgetreten iſt, ſteht, man würde es nicht begreifen können, daß dieſer Pädagoge ſeine Zöglinge in jenes Haus nicht einführen zu wollen ſcheint. Daß vergeſſene Volksmärchen, einer fernen Zeit angehörige Volksſagen, verlernte Volkslieder ꝛc. in das Volk unſrer Tage wieder hineingebracht werden ſollten, daran denke ich nicht; jede Zeit hat ihre beſondern Bedürfniſſe. Aber dem Volksſchullehrer kommt es in ſeiner Qualität als Volkslehrer zu, das geiſtige und leibliche Leben des frühern wie des gegenwärtigen Volkes gründlicher kennen zu lernen, als dies gemeinhin geſchieht. Deshalb verlange ich außer einem gediegenen Studium der deutſchen Geſchichte, daß der Volksſchullehrer z. B. das Nibelungenlied ganz leſe, mit der Volksſage, dem Volksmärchen, beſonders aber dem Sprichwort genau vertraut ſei und von dem Volkslied eine reichere Anſchauung gewinne, als ſie etwa eine heutige ſogenannte Volksliederſammlung für Schulen geben kann; daß er auch mit den beſten Volksſchriften jeder Gattung ſich gehörig bekannt mache und aus ihnen eine kräftige Anregung empfange, des Volkes Weſen immer beſſer zu erfaſſen und auf des Volkes Bedürfniſſe immer ſorgfältiger zu achten. Kein Leſſing, kein Schiller, kein Göthe kann ihm dazu verhelfen. „In volksthümlichen Schriften, die nur einzig und allein muſtergiltige

Bücher ſein können, waltet des Volks urſprünglicher Urgeiſt“ (L. Jahn). — Das im engern Sinne „Patriotiſche“, wie das „Kirchenlied“ habe ich aus unten angedeuteten Gründen aus dem Bereich des Gleichartigen weggelaſſen.

Ein vollſtändiger Wegweiſer im Gebiet des Volksſchriftenweſens ſoll dieſes Buch nicht ſein. (Wer eines ſolchen bedarf, der nehme Bernhardi's „Wegweiſer durch die deutſchen Volks- und Jugendſchriften“ zur Hand, ein faſt unentbehrliches Buch für diejenigen, welche einer Volksbibliothek vorſtehen; möchte es nur bald neu aufgelegt, geſichtet und fortgeführt werden; denn der „Practiſche Wegweiſer durch die chriſtliche Volkslitteratur“, herausgegeben vom evangeliſchen Schriftenverein für Rheinland und Weſtfalen, das „Verzeichniß guter Volks- und Jugendſchriften“, mitgetheilt von der Agentur des Rauhen Hauſes, und einige andre Verzeichniſſe haben jenen Wegweiſer noch nicht überflüſſig gemacht.) Vielmehr will unſer Buch nach dieſer Seite hin, wie es am Schluß ſich ausdrückt, ſeine Leſer mit der Kraft ausrüſten, das Beſte auf dem bezeichneten Gebiet zu erkennen, ſich ſelbſt anzueignen, und in die Kreiſe des Volks einzuführen. Zunächſt iſt es für die Zöglinge der Seminarien beſtimmt, hat aber außer dieſen zugleich die Volksſchullehrer, namentlich die jüngern unter ihnen, im Auge. Daß ich hierüber ausführlich mich rechtfertige, wird mir niemand zumuthen. Ein Buch, das mit dem Unterrichte vollſtändig abgethan werden kann, iſt für den Unterricht ein ſehr bequemes Mittel; aber es befördert, man mag dagegen ankämpfen, wie man will, die an das Wort ängſtlich ſich anklammernde Gedächtnißarbeit, und die Kraft nachhaltiger Anregung hat es nicht. Wenn endlich auch ſonſtige Freunde der Volksſtimme, Volksſprache und Volksſchrift an meinem Buche Gefallen finden oder einigen Nutzen daraus ziehen können, ſo wird mir das zu großer Genugthuung gereichen.

Unter dem „Volk" verstehe ich denjenigen Theil der gesammten deutschen Nation, dessen Schulbildung in einem Zeitraum von acht bis neun Jahren in der „Volksschule" abgeschlossen und daselbst ganz oder im wesentlichen durch den „Volksschullehrer" bewirkt wird. Mit einem Streite über diese Definition wolle man mich verschonen. In der Sache glaube ich übereinzustimmen mit Lessing, der „das Volk im eigentlichen Sinne" als „den mit seinem Körper thätigen Theil der Nation faßt, dem es nicht sowohl am Verstande als an der Gelegenheit, ihn zu zeigen, fehlt"; mit Auerbach, welcher unter dem Volk „diejenige große Zahl der Menschen versteht, die ihre Lebens- und Weltanschauung vorherrschend aus selbständiger Erfahrung und der unmittelbaren Gegenwart zieht"; und mit Fichte, welcher das Volk bezeichnet als „die große Mehrzahl, auf welcher das gemeine Wesen recht eigentlich ruht." Die „höhere Bedeutung" des Wortes „Volk", nach welcher dieses ist „ein durch Gemeinsamkeit von Stamm, Sprache, Sitte und Siedelung verbundenes natürliches Glied im großen Organismus der Menschheit" (Riehl), oder „das Ganze der in Gesellschaft mit einander fortlebender und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugender Menschen, das insgesammt unter einem gewissen besondern Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht" (Fichte), geht uns hier nichts an.

Was das Verhältniß dieses Buches zum Unterricht im Seminar anbelangt, so ruht es auf einer etwas andern als der gangbaren Ansicht, wiewohl es auch bei dieser, wie ein Blick in dasselbe lehren wird, mit Nutzen muß gebraucht werden können. Die gangbare Ansicht hat neben dem Volksschullesebuche noch ein Seminarlesebuch zur Voraussetzung. Dagegen wünscht der Verfasser des vorliegenden Buches im Interesse der zu bildenden Lehrer wie der Volksschule, daß das Volksschullesebuch das einzige eigentliche Lesebuch der Seminaristen und als solches der beständige Begleiter

derſelben durch die ganze Seminarzeit, ſowie das ſtäte Mittel namentlich für die praktiſche Ausbildung derſelben zur Befähigung in der Ertheilung des Sprachunterrichts in der Volksſchule ſein möchte. Daneben ſollte der Seminariſt, wie der Gymnaſiaſt ſeinen Cornel, ſeinen Cäſar, Livius, Tacitus, Ovid, Virgil, Horaz, Xenophon, Homer, Sophokles ꝛc. lieſt, ſeinen Claudius, ſeinen Hebel, ſeinen Uhland, ſeinen Arndt, ſein Nibelungenlied, rechtverſtanden auch ſeinen Schiller, Göthe ꝛc. leſen. Das würde ihm Mittelpunkte geben, von denen aus er ſich nach allen Seiten hin zurecht finden könnte, und ihn vor jenem elenden Notizenwiſſen bewahren, zu welchem das Erläutern der einzelnen Stücke eines Leſebuchs nothwendig führen muß. So allein iſt auch eine elementariſche Einführung in die Geſchichte der deutſchen Litteratur möglich. Dieſe thut uns recht noth, wird aber zur Zeit in einer nur ungenügenden Weiſe erſtrebt. Das Verkehrteſte, nun auch wohl auf Gymnaſien und höhern Mädchenſchulen Verpönte, aber noch keineswegs ganz Abgekommene iſt dies, daß man Litteraturgeſchichte lehrt ohne Litteratur; verkehrt iſt es aber auch, überhaupt nach einer zuſammenhängenden hiſtoriſchen Entwicklung vom Anfang bis auf unſre Zeiten von vornherein zu trachten, ſelbſt in Gymnaſien. Darauf alſo verzichte man; auch meine man nicht, daß man auf dieſem Wege bleiben dürfe, wenn man ſeinem Unterrichte ein nach litterarhiſtoriſchen Principien geordnetes Leſebuch zu Grunde legt. Ein paar hundert Verſe aus dem Parcival berechtigen nimmermehr dazu, eine ausführliche Characteriſtik des Wolfram von Eſchenbach zu geben und ſeine Stellung in der hiſtoriſchen Entwicklung der Dichtung erkennen zu laſſen; ein Abenteuer aus dem Nibelungenliede giebt eine ſehr winzige Anſchauung von der Mächtigkeit des deutſchen Epos; und zehn oder zwanzig Gedichte von Göthe und Schiller genügen durchaus nicht, jenen, wie das häufig geſchieht, als den objectiven, dieſen als den ſubjectiven hinzuſtellen.

So bleibt denn kein andrer Weg übrig, als der durch Monographie, Biographie und Gruppirung. Ausführliche Monographie des einzelnen ganzen Werkes oder der Darstellungsgattung (des Sprichwortes, des Volksliedes ꝛc.), ausführliche Biographie der wenigen Hauptrepräsentanten: das wird das Fundament sein müssen, auf dem dann weiter gebaut werden kann. Auf das Mehr oder Weniger kommt es dabei gar nicht an, sondern auf das Wie. Darum sei die Biographie nicht eine von den Werken abgehobene Erzählung, sondern, wo es irgend möglich ist, eine Entwicklung aus den Werken, die dem Schaffen des dichtenden Geistes nachgeht und bei Einzelnem mit Hingebung verweilt; und die Monographie sei nicht eine vernüchternde Wiedergabe des Inhalts eines Werkes oder ein gelehrt und geistreich thuendes, aber bodenloses Gerede über eine Darstellungsgattung, sondern ein Aufbau auf dem durch lebendiges Lesen Gewonnenen. Was endlich an jenes Fundament nach der gruppirenden, im Geschichtsunterricht der Volksschulen und Seminarien schon längst mit Erfolg zur Anwendung gekommenen Methode sich anschließt, das sei nicht bloß jenes gehaltlose: er ward geboren, studirte, ward, dichtete und starb, sondern vor allem ein Hineinstellen des Autors in seine Zeit, seine Umgebung und Verwandtschaft, und eine Angabe und Benutzung des Allerbedeutendsten, was er geleistet hat.

Unser Buch nimmt eine ganz bestimmte Stellung zu der Privatlectüre der Seminaristen ein. Wie es damit überall beschaffen sein mag, — wer kann das wissen? Aber dies steht fest: Wenn der Seminarist, wie dies leider gewiß an manchen Seminarien der Fall ist, wegen Ueberfülle der eigentlichen Arbeit auf die Privatlectüre nicht überhaupt fast Verzicht leisten muß, so wird er, wie jeder andre junge Mensch, der unseligen Vielleserei verfallen, die das verschlingt, was ihr in die Hände kommt, und fast kein anderes Interesse hat, als sich durch irgend ein Buch hindurchzuwürgen. Hier nun

tritt unſer Buch helfend ein: es macht auf die Maſſe des Guten aufmerkſam, ermahnt immerfort zu langſamem Leſen und zeigt dazu die Wege. Das Alles während der Unterrichtsſtunden zu thun, iſt wegen des Mangels an Zeit nicht möglich und dann ganz verwerflich, wenn es durch Dictiren und Notiren erſtrebt wird. — Es könnte jemand die Frage aufwerfen, ob denn die Seminariſten und Lehrer alle hier als „beſte", „merkwürdigſte" empfohlene Bücher ſich anſchaffen ſollen? Ich verneine dieſe Frage, obwohl ich aus Erfahrung an andern und mir weiß, wie viel Geld ein Seminariſt oder junger Lehrer trotz dürftiger Umſtände für Bücher, ſelbſt für jene werthloſen Groſchen-, National-, Volksbibliotheken u. dergl. aufzubringen weiß; wie er ſich von Buchhändlern, Buchbindern und Colporteuren das und jenes aufſchwatzen läßt; wie eilig er iſt in der Anſchaffung des ganzen Schiller, gelegentlich auch gar des ganzen Wieland; wie er bei Antiquaren, weil er auf billige Weiſe ſeine Bibliothek vermehren will, den Schund kauft und das daneben ſtehende Gute unangerührt läßt. Dies ſetze ich vielmehr voraus, daß für die Seminariſten eine wohl eingerichtete Seminarbibliothek da ſei, die nicht ſowohl viele verſchiedene Bücher, ſondern wenige gute Bücher in einer hinreichenden Anzahl von Exemplaren enthält; für die Lehrer eine nach verſtändigen Grundſätzen eingerichtete und verwaltete Local- oder Ephoralbibliothek; in allen aber die Bereitwilligkeit, ſich gegenſeitig zu helfen.

Das vorliegende Buch hat, daß ich auch dieß noch berühre, endlich eine in Beziehung auf den Volksſchulunterricht practiſche Seite. Ich vermochte es nicht zu unterlaſſen, bei der Beſprechung des Märchens, der Sage, des Sprichwortes, des Volksliedes, der Volksſprache ꝛc. zugleich einen Blick auf die Volksſchule zu wenden.

Es wird nicht fehlen, daß man hinter den beiden Namen Claudius und Hebel, die auf dem Titel dieſes Buches ſtehen, zu

vielerlei finden wird. Mag es ſein! Die Neuheit und Ungebahntheit des Weges, den ich eingeſchlagen, ſowie der Mangel an tüchtigen Hilfsmitteln für den Unterricht der Seminariſten in der deutſchen Sprache und Litteratur werden mich wenigſtens zum Theil entſchuldigen.

Die erſte Anregung zur Abfaſſung dieſes Buches verdanke ich einem meinem Herzen und meinen Beſtrebungen naheſtehenden Collegen, von dem ich hoffe, daß er bald mit einem die patriotiſche Dichtung und Schriftſtellerei betreffenden Werke hervortreten werde. Es fehlt dann nur noch ein drittes, dem Schiller und Göthe zu Grunde gelegt werden müßten; auch möchte eine beſondere Bearbeitung des evangeliſchen Kirchenliedes (dieſe freilich mehr vom practiſch-erläuternden und erbaulichen, als vom litterarhiſtoriſchen Standpunkte aus) und Kirchengeſanges ſehr an der Zeit ſein. An die letztere Arbeit werde ich Muße und Kraft, ſo Gott ſie geben wird, zunächſt anwenden.

An Werken für eine ſchließliche Zuſammenfaſſung des Ganzen iſt kein Mangel. Am meiſten eignen ſich dazu:

Vilmar, Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur. Marburg 1864. 10. Aufl. 1 Thlr. 10 Sgr.

O. Roquette, Geſchichte der deutſchen Litteratur von den älteſten Denkmälern bis auf die neueſte Zeit. 2 Bde. 1862 und 1863. 3 Thlr. 18 Sgr.

Werner Hahn, Geſchichte der poetiſchen Litteratur der Deutſchen. Berlin 1863. 2. Aufl. 1½ Thlr.

oder auch die kleineren Sachen von Schäfer (Grundriß der Geſchichte der deutſchen Litteratur), Weber (Die Geſchichte der deutſchen Litteratur), Kurz (Leitfaden zur Geſchichte der deutſchen Litteratur) u. a.

Außer den genannten größern Werken habe ich für die Abfaſſung dieſes Buches hie und da benutzt: Weigand's Wörterbuch der deutſchen

Synonymen, Schmeller's bayerſches Wörterbuch, Kehrein's Grammatik der neuhochdeutſchen Sprache, Barthel's deutſche Nationallitteratur der Neuzeit, Auerbach's Schrift und Volk, W. Herbſt's Matthias Claudius*) und die Schätze der mir durch den Herrn Rentamtmann Preusker freundlichſt geöffneten weitberühmten Stadtbibliothek in Großenhain, der „erſten vaterländiſchen Bürgerbibliothek Deutſchlands." Die Ausgaben der Werke Claudius' und Hebel's, nach denen ich gearbeitet, angeführt und citirt habe, ſind:

Matthias Claudius' Werke, ſiebente wohlfeile Ausgabe, Hamburg und Gotha bei F. A. Perthes, 1844. 2½ Thlr.

Johann Peter Hebel's Werke, 2. Ausgabe in 3 Bänden, Karlsruhe bei Ch. Fr. Müller, 1853. 1 Thlr. 6 Sgr.

*) Dies ausgezeichnete Buch muß jedem, welcher eine tiefere Erfaſſung des Wandsbeckers erſtrebt, als ſie hier zu geben möglich war, dringend empfohlen werden. Ein gleich werthvolles Werk über Hebel giebt es leider immer noch nicht.

Elſterwerda, 1864.

Hermann Kahle.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Inhalt.

Erster Theil. Claudius.

Seite

§. 1. Claudius der Wandsbecker Bote 1
§. 2. Claudius der Hauspoet 7
§. 3. Claudius' Spruchweisheit 17
§. 4. Die biblische und deutsche Spruchweisheit 21
§. 5. Claudius' Naturlieder 30
§. 6. Claudius' Bauernlieder 39
§. 7. Claudius der Patriot 50
§. 8. Claudius in Kopenhagen. Klopstock. Der Hainbund. Wieland . . 51
§. 9. Claudius in Hamburg. Lessing. Herder 65
§. 10. Claudius der Volksliederdichter. Das deutsche Volkslied. Dessen Behandlung und Benutzung in der Schule 75
§. 11. Claudius der Humorist. Jean Paul. Der Humor des Lehrers . . 91
§. 12. Der Wandsbecker Bote ein Bote Gottes 98
§. 13. Einige gleichgestimmte Seelen 104
§. 14. Claudius' letzte Tage und Ende 111
§. 15. Claudius' volksthümliche Prosa 114

Zweiter Theil. Hebel.

§. 16. Hebel's Dichtersprache 125
§. 17. Dialect und Hochdeutsch 142
§. 18. Hebel's Heimat und Jugendjahre 151
§. 19. Hebel's Lehrerwirksamkeit bis zum Jahre 1791 157
§. 20. Hebel der Dichter aus dem Volke 159
§. 21. Hebel's Naturinnigkeit 164
§. 22. Die Entstehung der alemannischen Gedichte 169
§. 23. Die Dialectdichtung vor Hebel und seit Hebel 171
§. 24. Der Dialect in der Volksschule 187
§. 25. Hebel der Erzähler. Auerbach. Stöber. Josephson 193

Seite

§. 26. Hebel's Räthsel. Das Räthsel überhaupt. Das Räthsel in der Volksschule 199
§. 27. Hebel's Sprichwörterbearbeitungen. Benutzung und Behandlung des Sprichworts in der Schule. Werth, Wesen und Begriff desselben 204
§. 28. Hebel's Bedeutung für die heutige Volksschule 224
§. 29. Hebel's letzte Lebensjahre und Tod 230
§. 30. Claudius und Hebel mit einander verglichen 232

Dritter Theil.

Altes und Neues zur Ergänzung und Ausführung.

§. 31. Das deutsche Volksmärchen 241
§. 32. Die deutsche Volkssage 253
§. 33. Die volksthümliche Geschichtserzählung 265
§. 34. Luther und die volksthümliche Litteratur auf geistlichem Gebiet . . 272
§. 35. Hans Sachs. Der Meistergesang 279
§. 36. Ch. F. Gellert. Die Fabel 296
§. 37. Justus Möser. Jacob Engel. Gottfried Seume 302
§. 38. Die Pädagogen als Volksschriftsteller 306
§. 39. Immermann und die „Dorfgeschichte" als poetisches Kunstwerk für die gebildeteren Stände 312
§. 40. Jeremias Gotthelf und die Erzählung für das Volk 316
§. 41. Gotthilf Heinrich von Schubert 322
§. 42. Das Volksthümliche auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete . . . 326
§. 43. Gemeinnützlich und gemeinschädlich, lächerlich und sündlich 328
§. 44. Die Bibel als Volksbuch 334
§. 45. Historischer Ueberblick 338

Erſter Theil.

Claudius.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

§. 1. Claudius der Wandsbecker Bote.

Im Junius.

(WW. I u. II, 26.)

Aber die Lenzgeſtalt der Natur iſt doch wunderſchön; wenn der Dornſtrauch blüht und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So 'n heller Decembertag iſt auch wohl ſchön und dankenswerth, wenn Berg und Thal in Schnee gekleidet ſind, und uns Bothen in der Morgenſtunde der Bart bereift; aber die Lenzgeſtalt der Natur iſt doch wunderſchön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel ſingt, und die Saat ſchießt Aehren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauſcht herab —

Wach auf mein Herz und ſinge
Dem Schöpfer aller Dinge ꝛc.

's iſt, als ob Er vorüber wandle, und die Natur habe Sein Kommen von Ferne gefühlt und ſtehe beſcheiden am Weg' in ihrem Feyerkleid' und frohlocke!

Dieſes Stück, das wir der Kürze wegen nach ſeiner Ueberſchrift „Juniusſtück" nennen wollen, beginnt mit einem Ausruf, welcher das Thema desſelben enthält. Der Verfaſſer hat nämlich in dieſen wenigen Zeilen auf kunſtloſe Weiſe die Gedanken und Gefühle niedergeſchrieben, welche die „Geſtalt des Lenzes" in ihm erweckte.

Wie iſt wohl der Verfaſſer dazu gekommen, ſich des Wortes „Lenzgeſtalt" zu bedienen? — Das Wort „Lenz" iſt ſinnverwandt mit den Wörtern „Frühling" und „Frühjahr." Alle drei Wörter bezeichnen die um den 21. März eintretende Jahreszeit, und zwar das Wort „Frühjahr" ſeiner Zuſammenſetzung gemäß ganz allgemein als einen frühen Theil des Jahres. Anders zunächſt „Frühling." F. L. Graf zu Stolberg ſingt: „Das Frühjahr iſt kommen, der Frühling noch nicht; noch macht die Natur uns ein ſaures Geſicht." Hieraus ergiebt ſich, daß „Frühling" jenen frühen Theil des Jahres zugleich als eine Zeit bezeichnet, in welcher uns die Natur kein ſaures Geſicht mehr macht, alſo als eine ſchöne, angenehme Zeit. Der Dichter

Lenau ſingt: „Da kommt der Lenz, der ſchöne Junge, den alles lieben muß, herein mit einem Freudenſprunge und lächelt ſeinen Gruß.“ „Lenz“ hat hiernach dieſelbe Bedeutung wie „Frühling.“ Da alſo der Verfaſſer über die wundervolle Schönheit der bezeichneten Jahreszeit ſprechen will, gebraucht er mit Recht die Zuſammenſetzung „Lenzgeſtalt.“

Nach der Aufſtellung des Themas giebt der Verfaſſer in Kürze die Bedingungen an, unter welchen dasſelbe ſeine Wahrheit hat, und damit zugleich näher die Zeit, welche er im Auge hat: die Zeit des Juni, da das Frühjahr, in ſeiner höchſten Schönheit ſtehend, in den heißen Sommer übergeht. Nun geſteht er zu, daß ein heller Decembertag auch wohl ſchön und dankenswerth ſei, und fügt dieſem Zugeſtändniß die Angabe der Bedingungen bei, unter welchen es ſeine Wahrheit hat. Sodann wiederholt er das Thema, um dasſelbe noch nachdrücklicher einzuprägen und zugleich auf das Folgende überzuleiten, in welchem er zur Begründung des Themas übergeht.

In dem Satze: „die Saat ſchießt Aehren“ ſteht das Wort „ſchießen“ im übertragenen Sinne. Die nach oben mit verhältnißmäßiger Schnelligkeit vorwärts dringenden Aehrenſpitzen ſind als Pfeilſpitzen gedacht, wozu die äußere Aehnlichkeit mit dieſen Veranlaſſung gab. In dem Satze: „dort hängt die Wolke ꝛc.“ iſt, wie aus dem nächſten Satze zu erkennen, an den Regenbogen zu denken.“

In fünf kurzen Sätzen iſt die Begründung des Themas abgethan; der Verfaſſer deutet durch den Gedankenſtrich an, daß er noch viel ſagen könnte; allein ſein Herz leidet es nicht, der Gedankenthätigkeit des Begründens noch mehr Zeit zu widmen, und reißt ihn fort zum Danke gegen den Schöpfer, den er in den Anfangsworten eines Geſangbuchsliedes auch mehr anklingen als austönen läßt. Das Stück ſchließt mit der Angabe, wie der Verfaſſer die geheimnißvolle Schönheit des Frühlings ſich zu erklären ſucht. — Ein ähnlicher Gedanke findet ſich in dem herrlichen „Morgengebete“ Eichendorff's:

O wunderſames, tiefes Schweigen!
Wie einſam iſt's noch auf der Welt!
Die Wälder nur ſich leiſe neigen,
Als ging' der Herr durchs ſtille Feld.

Wie ſich Eichendorff die Wälder als ſich verneigende Perſonen denkt, ſo denkt ſich unſer Verfaſſer die Natur als eine beſcheidene

Perſon, und zwar wegen des grammatiſchen Geſchlechts des Wortes „Natur", und weil die Vorſtellung der Natur als einer Mutter ſich jedem unwillkürlich aufdrängt als eine weibliche Perſon.

Das Wort „Natur" gehört zu denjenigen Hauptwörtern, deren grammatiſches Geſchlecht ſich leicht begreifen läßt, wenn man eine in den mythiſchen Vorſtellungen der Völker vorausgegangene Perſonification annimmt. Sonne, Mond, Tag, Nacht, Himmel, Erde u. v. a. erſchienen dem kindlichen Auge der Völker als männliche oder weibliche Weſen. Uebrigens iſt daran zu denken, daß wir mit dem Worte „Natur" auch deſſen Geſchlecht aus dem Lateiniſchen überkommen haben, wo das Stammzeitwort „geboren werden, entſtehen, entſpringen" bedeutet.

Wenden wir nun der Betrachtung der Form einige Augenblicke zu. Kann es etwas Einfacheres, Kunſtloſeres geben, als die Aneinanderreihung dieſer wenigen, faſt durchgängig einfachen Sätze, die ſelbſt der gemeine Mann, das unmündige Kind überſehen kann, um dem Schriftſteller Schritt für Schritt zu folgen, und die doch dem Hochgebildeten Bewunderung abzwingen wird? Sind nicht jene fünf für die Begründung des Themas beſtimmten Sätze faſt trivial und inhaltsleer zu nennen, und werden doch eben durch ihre Schmuckloſigkeit ſo ſehr gehoben und inhaltsvoll? Das „Aber" des erſten Satzes, wie das häufig, ſelbſt beim erſten begründenden Satze ſtehende „Und" erinnern in gleichem Grade an die Volksſprache, wie an die Sprache der deutſchen Bibel.

Dergleichen „Und", wie das letztere, das ſich im Anfang von lyriſchen Gedichten und vertraulichen Briefen öfter findet (z. B. bei E. M. Arndt: „Und die Sonne, ſie machte den weiten Ritt um die Welt" ꝛc.), erklären die Grammatiker daraus, daß aus einer Reihe auf einander folgender Gedanken oder Gefühle nur einige der hauptſächlichſten zur ſchriftlichen Darſtellung kommen, die der Verfaſſer durch „und" an das Verſchwiegene anknüpft. In unſerm Stücke würde man dem „Und" mit Leichtigkeit viele Sätze vorausſchicken können, freilich auf Koſten der Schönheit desſelben. — „Das und iſt die einfachſte Verbindung; es verknüpft ſogar das Verſchiedenartigſte (Himmel und Hölle, Leib und Seele) und iſt eben ſo einfältigliches, kindlich gemüthliches (daher ein Liebling der Bibel und Luthers), beſcheidenes, unbefangenes, als kühnes und muthiges Weſens und poetiſcher Natur." Lehmann (Marienwerderſches Gymnaſialprogramm 1840). —

„Darum ist diesem Worte auch in der ältesten und heiligsten Sprache (der hebräischen) eine Macht und Gewalt gegeben, wie in keiner andern. Sprachkundige wissen, daß es nicht bloß die Stelle fast aller andern sogenannten Partikeln vertreten kann, indem es z. B. zwar, sogar, aber, dennoch, oder und entweder, nämlich, weil, deshalb, daß und damit, wenn und dann ausdrückt und bezeichnet, sondern sogar die Gegenwart in Zukunft und die Zukunft in Gegenwart, den Befehl in die Ausführung, Wollen in That verwandelt. Es ist ein recht königliches Wort und in dieser Sprache göttliches Geschlechts; es deutet auf etwas Unvollendetes hin, das aber vollendet werden wird." Krummacher: „Das Wörtlein UND." Noch sei bemerkt, daß die oben bemerkte Häufung der „Und" mit dem künstlerischen Mittel des Polysyndēton (d. i. einer Verknüpfung mehrerer Sätze von gleichem Werth durch gleichartige, immer wiederkehrende Bindewörter, namentlich das gleichstellend verbindende Und), wie es sich bei Schiller häufig findet („Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, und herrschet weise im häuslichen Kreise, und lehret die Mädchen, und wehret den Knaben" ꝛc.), nichts als das äußere Kleid gemein hat.

Der ganze Claudius, daß wir nun auf den Verfasser kommen, erscheint in diesen wenigen Zeilen mit seiner poesievollen Seele, mit seinem gottschauenden Auge, mit seinem einfachen Hausrock. Es mag wenige Dichter geben, die mit ihrem ganzen Wesen in einem ihrer unscheinbarsten Producte so verkörpert liegen. Wer je Claudius gelesen hätte und nicht dieses Stück, der müßte doch den schlichten Wandsbecker, und wäre es nur an den „ihm üblichen Elisions" (Auslassungen des anlautenden ei in ein, e in es und dergl., deren sich Claudius bediente, um dem Volksausdruck auch in solchen kleinen Dingen nahe zu kommen), in diesem Stück sofort erkennen.

Matthias Claudius ist geboren den 15. August 1740 zu Reinfeld, einem holsteinischen Marktflecken, zwei Meilen westwärts von Lübeck gelegen, gestorben den 21. Januar 1815 zu Hamburg. Somit gehört er seit seinem Mannesalter der Zeit an, die man als die zweite Blüthezeit unsrer deutschen Poesie bezeichnet, der Zeit von 1770 bis 1815. (Die erste Blüthezeit der deutschen Poesie setzt man in die Zeit der hohenstaufischen Kaiser, von 1150 bis 1250.) Auf seine früheren Lebensjahre müssen wir später zurück-

kommen. Das Juniusſtück hat Claudius geſchrieben, da er bereits in das Mannesalter eingetreten war, im Frühling des Jahres 1772. Auch wenn wir es nicht anderswoher wüßten, daß das Juniusſtück im Frühling geſchrieben iſt, müßten wir dies ſchließen aus Claudius' tiefinnerlicher Wahrhaftigkeit, die ihm nicht erlaubte, mitten im Winter Lenzesgedanken niederzuſchreiben. An ſich iſt dergleichen allerdings möglich; wie denn ein Jude, Heinrich Heine, deſſen Glaube an einen Gott billig bezweifelt wird, einen herrlichen, echt poetiſchen Hymnus gedichtet hat auf Jeſum Chriſtum und die Segnungen, die das Chriſtenthum über die Welt gebracht hat. Claudius will, wie er ſelbſt ſich äußert, von einem Unterſchied zwiſchen dem Schriftſteller und Menſchen keine Proben ablegen, ſeine Schriftſtellerei iſt Realität bei ihm; und die Mitlebenden pflegten von ihm zu ſagen: Wie das Lied, ſo der Mann.

Claudius lebte damals, als er das Juniusſtück abfaßte, in Wandsbeck, einem Städtchen, das eine halbe Meile von Hamburg und nur etwa 25 Minuten von dem in der Neuzeit ſo bekannt und berühmt gewordenen „Rauhen Hauſe" liegt.

Ueber Wandsbeck ſ. Claudius ſelbſt, WW. I u. II, 37 ff.; über das „Rauhe Haus" ſ. „Flieg. Blätter des R. H." 1861. S. 257 ff. und die daſelbſt angeführten Schriften; über „die pädagogiſche Bedeutung des R. H." ſ. „Schleſ. Schulblatt" 1862. 1. H.

In Wandsbeck gab Claudius ſeit 1771 eine wahrhaft unſcheinbare politiſche Zeitung in Quartformat auf graueſtem Papier heraus, in welcher am Ende unter der Ueberſchrift „Gelehrte Sachen" Gedichte, kleinere Proſaaufſätze, Bücheranzeigen und Beurtheilungen ſtanden, die meiſt von Claudius ſelbſt herrührten. Dieſe Zeitung, die ſchon ſeit mehreren Jahren in Wandsbeck erſchien, führte den Namen „Wandsbecker Bote", in dem Sinne, wie man jetzt einen Volksboten, Schulboten, Grenzboten, Courier u. dergl. hat; einen Namen, den dann Claudius auf ſich ſelbſt übertrug. Bald unterſchrieb er ſich „der Bothe" oder „Asmus, pro tempore (zur Zeit) Bothe in Wandsbeck"; und viele ſeiner Erzeugniſſe, wie z. B. gleich unſer Juniusſtück, erhielten eine direkte Beziehung auf ſeinen Botenberuf. Für das Verſtändniß derſelben iſt es nöthig, ſich daran immer zu erinnern.

Zu den „Gelehrten Sachen", die Claudius in der erſten von

ihm redigirten Nummer des Wandsbecker Boten als „gelehrte Mähr“ ankündigt, sandten ihm die namhaftesten Männer, wie Voß, F. L. Stolberg, Herder, Göthe u. a., Beiträge. Vieles von seinen eignen Sachen hat Claudius nachher in seine „Sämmtlichen Werke“ aufgenommen, die er seit 1774 unter dem lateinischen Titel „ASMUS omnia sua SECUM portans“ (d. i. „Asmus all das Seine mit sich tragend“) nach und nach in 8 Theilen herausgab.

Je genauer uns die Zeit bekannt ist, in welcher ein Schriftsteller lebte; die Verhältnisse, die ihn mit erzogen und seinem Werden eben diesen Weg vorschrieben; die Einzelbeziehungen, unter denen ein bestimmtes litterarisches Erzeugniß entstand: desto besser verstehen wir natürlich seine Werke und das einzelne Erzeugniß. Deshalb besprechen wir ja selbst in der Volksschule z. B. nie das Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“, ohne die Bezüge aus der Reformationsgeschichte aufzudecken; oder das Lied „Valet will ich dir geben“, ohne auf die Lebensverhältnisse Valerius Herbergers einzugehen; und selbst Geschichten, die sich später als erfunden herausgestellt haben, wie in Bezug auf Paul Gerhard die liebliche Erzählung über die Entstehung des Liedes „Befiehl du deine Wege“, in Bezug auf Georg Neumark die nicht minder anziehende, bekannte Gambengeschichte, bieten uns immerhin erwünschte Illustrationen. So muß es uns denn von Werth sein, zu erfahren, daß das Juniusstück unseres Claudius bald nach seiner Verheirathung, die im März des Jahres 1772 statt hatte, geschrieben worden ist. Das Glück, die Ruhe, die Befriedigung, die er in dieser Verheirathung und durch dieselbe fand, läßt uns den Frieden begreifen, der sich im Juniusstück so unverkennbar abspiegelt. Seine Verheirathung machte Claudius zum Hauspoeten, der so lange wie „ein Christbaum mit tausend Lichtern, die kein Auge blenden und überall hinscheinen, wo für kindliche Freude, für herzliche Erwärmung noch eine Stätte ist“, in deutschen Häusern dastehen wird, als noch in denselben deutsche eheliche Treue, deutsche elterliche Liebe und deutscher kindlicher Gehorsam Blüthen und Früchte treiben werden.

§. 2. Claudius der Hauspoet.

Bei dem Grabe meines Vaters.

(WW. I u. II, 121.)

Friede ſei um dieſen Grabſtein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, ſie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr;

Träufte mir von Seegen, dieſer Mann,
Wie ein milder Stern aus beſſern Welten!
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Er entſchlief; ſie gruben ihn hier ein.
Leiſer, ſüßer Troſt, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ew'gen Leben
Düft' um ſein Gebein!

Bis ihn Jeſus Chriſtus, groß und hehr!
Freundlich wird erwecken — ach, ſie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Dieſer einfach köſtliche Erguß eines kindlichen Herzens führt uns an das Grab des Vaters unſeres Claudius. Eine als Kunſtwerk leider faſt werthloſe, in den ſämmtlichen Werken dem Gedichte folgende Abbildung verſinnlicht uns die Lage, in welche ſich der Dichter denkt, die Situation des Gedichtes, in die wir uns mit ihm verſetzen müſſen, um ihn zu verſtehen. Weinend, mit aufgelöſtem Haar ſteht er an dem Grabſteine und ſalbt denſelben mit Oel, dem bibliſchen, beziehungsreichen Symbol des göttlichen Segens, Friedens, Beſänftigens und Kräftigens. Wie Jacob einſt oben auf den Stein, den er zu ſeinen Häupten gelegt hatte, Oel goß und den Stein bei dem Gedanken, daß Gott ihn wieder mit Frieden heim zu ſeinem Vater bringen werde, dadurch zu einem künftigen Gotteshaus weihte: ſo ſalbt der Dichter den Grabſtein ſeines Vaters ſich zum Gotteshaus und wünſcht dem Dahingeſchiedenen Frieden, ſanften Frieden Gottes. Mit dieſen den ſanften Gottesfrieden des Dichters ſelbſt unverkennbar ausprägenden Worten ſteht das gleich folgende „Ach!" in einem milden Contraſt, der ſofort gehoben wird, indem der Dichter den Verluſt, den er erlitten, andeutet: ſie

haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr. „Guter Mann" ſteht in dem Sinne, wie die Welt von „guten Menſchen" ſpricht, oder wie einer zu Jeſu ſprach: „Guter Meiſter." Dem Dichter war der Verſtorbene mehr, als ein guter Mann in dieſem Sinne.

Claudius Vater, deſſen Ahnen ſich bis in die Zeit der Reformation hinauf verfolgen laſſen, — der älteſte in der Familientradition der Claudius' mit Beſtimmtheit aufbewahrte Altvätername iſt der des Claus Paulſen, eines ſeit 1571 als Pfarrer zu Ripen in Schleswig wirkenden Mannes, der den Namen Claus in Claudius umwandelte — war zuerſt Diaconus in einem Dörfchen auf der Inſel Alſen, ſodann Paſtor in dem als Geburtsort unſeres Dichters ſchon genannten Reinfeld. Er war ein Mann, einfach, fromm, bibelfeſt, ein Mann, kräftig an Körper, Geſinnung und Herz; kurz ein Mann, wie ihn nur der von der Cultur damals faſt nicht berührte, wenigſtens nicht verdorbene ſächſiſch-frieſiſche Volksſtamm zeugen konnte. Dabei fehlte es dem alten Claudius nicht an gelehrten Kenntniſſen und an praktiſchem Verſtande. So übernahm er denn den Unterricht ſeiner Söhne ſelbſt und führte ſie wie an die ſprudelnden Quellen der Wiſſenſchaft, ſo an die ſtillen Waſſer des göttlichen Wortes. Es iſt wahrſcheinlich, daß der junge Claudius von ihm auch zur Muſik angehalten worden iſt, die wir jenen in ſpäteren Jahren mit Eifer, Verſtändniß und Liebe treiben ſehen.

In kindlich dankbarem Andenken an all dieſes, deſſen Wurzeln im Herzen unſers Claudius auch dann feſt haften und unverletzt forttreiben, wenn hereinbrechende Stürme die Blüthen und Blätter verweht und den Stamm geknickt zu haben ſcheinen, ſingt er nun:

„Träufte mir von Segen, dieſer Mann,
Wie ein milder Stern aus beſſern Welten!" —

ſich wohl bewußt der Unmöglichkeit einer Vergeltung. Zu Anfange der dritten Strophe des Liedes ſpricht ſich nun zunächſt wieder das Gefühl aus, den Vater nicht mehr zu haben. Aber ſüßen, von Gott gegebenen Troſt und ein Ahnden von dem ewigen Leben empfindet der Dichter da, wo andere durch Leichenduft und Modergeruch hinweggetrieben werden. Ihm iſt an dieſem Orte Sein oder Nichtſein nicht eine Frage, er weiß ja: Jeſus Chriſtus, groß und hehr, wird den Entſchlafenen freundlich erwecken.

Von ergreifender Wirkung ist der Schluß des Liedes, eine wörtliche Wiederholung des entsprechenden Theiles der ersten Strophe.*)

An dieser Stelle, wo wir den Dichter seinen Vater betrauern sehen, sei sogleich seiner **Mutter** gedacht; in Kürze, denn nur spärliche Nachrichten sind über sie aufbewahrt. Ein fast vollständiges Bild ihres auf das Wort Gottes gegründeten Herzensstandes geben uns einige Worte, die sie dem neunjährigen Söhnchen in eine Bibel schrieb: „J. N. J. Mein Sohn! Gedenke an Deinen Schöpfer in Deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und fürchte Gott, denn das ist der Weisheit Anfang. Und solche Weisheit machet reich und bringt geistliche und leibliche Gaben mit sich. Vor allem danke allezeit Gott in allen Deinen Schicksalen, die Dir widerfahren werden, und bitte, daß er Dich regiere und Du in allen Deinen Vornehmen seinem Worte folgest. Laß das Wort Gottes Dein edelster Schatz sein, denn dies kann Dich unterweisen zur Seligkeit; und was Du thust, bedenke das Ende, so wirst Du nimmer Uebles thun. Dies ist meine mütterliche Erinnerung und Vermahnung; wirst Du solchem nachkommen, so wirst Du gewiß des Glaubens Ende, der Seelen Seligkeit, davon tragen. Solches verleihe der Herr aus Gnade. Amen." — Ueber der Mutter äußeres Wesen, über ihre etwaigen Geistesgaben, über ihr thätiges Mitwirken bei der Erziehung der Kinder, über ihr Lebensende ist leider wenig bekannt. Nur an einigen Stellen seiner Werke gedenkt Claudius ihrer (z. B. WW. V, 94). Wenn wir aus dessen eigenem Wesen einen Schluß auf sie machen dürfen, so werden wir sie uns vorzustellen haben als eine einfache, dem Glanz der Welt abgewandte, im häuslichen Kreise sinnig waltende Hausfrau und Mutter, die, froh in ihrem Gott und in ihren Kindern, in das Pfarrhaus das heitere Element brachte, welches dem würdigen Ernste des Pfarrherrn das Gleichgewicht zu halten im Stande war. Sie lebte noch bis zum Jahre 1780 (vgl. WW. IV, 110). Unterdeß hatte Claudius schon längst ein andres weibliches Wesen gefunden, das ihn Vater und Mutter im Sinne der Schrift verlassen ließ, seine **Rebekka**.

*) Zur Vergleichung mit diesem Liede bietet sich dar Hölty's „Elegie bei dem Grabe meines Vaters."

An Frau Rebekka;
bei der ſilbernen Hochzeit, den 15. März 1797.
(WW. VI, 86.)

Ich habe Dich geliebet und ich will Dich lieben,
So lang' Du goldner Engel biſt;
In dieſem wilſten Lande hier, und drüben
Im Lande, wo es beſſer iſt.

Ich will nicht von Dir ſagen, will nicht von Dir ſingen;
Was ſoll uns Loblied und Gedicht?
Doch muß ich heut' der Wahrheit Zeugniß bringen,
Denn unerkenntlich bin ich nicht.

Ich danke Dir mein Wohl, mein Glück in dieſem Leben.
Ich war wohl klug, daß ich Dich fand;
Doch ich fand nicht. GOTT hat Dich mir gegeben;
So ſegnet keine andre Hand.

Sein Thun iſt je und je großmüthig und verborgen;
Und darum hoff' ich, fromm und blind,
Er werde auch für unſre Kinder ſorgen,
Die unſer Schatz und Reichthum ſind.

Und werde ſie regieren, werde für ſie wachen,
Sie an ſich halten Tag und Nacht,
Daß ſie werth werden, und auch glücklich machen,
Wie ihre Mutter glücklich macht.

Uns hat gewogt die Freude, wie es wogt und fluthet
Im Meer, ſo weit und breit und hoch! —
Doch, manchmal auch hat uns das Herz geblutet,
Geblutet ... Ach, und blutet noch.

Es giebt in dieſer Welt nicht lauter gute Tage,
Wir kommen hier zu leiden her;
Und jeder Menſch hat ſeine eigne Plage,
Und noch ſein heimlich Crêve-coeur.

Heut aber ſchlag' ich aus dem Sinn mir alles Trübe,
Vergeſſe allen meinen Schmerz;
Und drücke fröhlich Dich, mit voller Liebe,
Vor Gottes Antlitz an mein Herz.

Jedes unſanfte Betaſten macht dieſes zarte Lied zu Schanden. Fröhlich, mit voller Liebe, vor Gottes Antlitz drückt der Dichter nach fünf und zwanzigjähriger Ehe ſeinen „goldnen Engel" an ſein Herz, ſeine Rebekka, mit der er wogende Freude getheilt, in deren Gemeinſchaft er ſein Herz hat bluten laſſen. Ihr dankt er ſein Wohl, ſein Glück; ſie iſt ihm ein Segen Gottes.

Hören wir über Rebekka zunächſt den Dichter ſelbſt. „Als ich noch Knab war mit den andern Knaben," erzählt er (WW. I u. II, 116), „war in unſerm Dorf auch 'n Mädchen, hieß Rebekka. Sie hatt' ein Paar blaue Augen, und ihr Geſicht war weiß und roth, und alle wir Knaben buhlten um ſie. Wie's manchmal trifft, daß 'n blindes Huhn auch 'n Korn findet, ſo ging's auch hier. Sie drückte mir einmal unter vier Augen die Hand und ſagte, daß ich's ſei und daß ich's immer bleiben ſolle. Ich kann nicht genug ſagen, was mir da für'n Stein vom Herzen fiel, und wie mir nun Tag und Nacht ſo kurz, und alles ſo leicht ward. Mich verdroß keine Mühe, ich ließ fünf immer grade ſein und war immer gutes Muths; und wie mir war, wenn die andern von dem Mädchen und ihrer Gunſt disputirten und ſich unter 'nander zankten, wie mir denn war, und wie wenig ich Luſt hatte, mit zu zanken, das weiß ich wohl." In anmuthiger Weiſe weicht hier der Dichter in etwas von dem wirklichen Sachverhalte ab. Rebekka war nicht aus ſeinem Dorfe, auch hat er ſie als „Knabe" nicht gekannt. Sie ſtammte vielmehr aus dem nahe bei Wandsbeck liegenden Dorfe Barmbeck, war die Tochter eines Zimmermeiſters und geboren den 26. October 1754. Der neueſte, zugleich ausführlichſte und beſte Biograph des Dichters ſchildert Rebekka alſo: „Sie war fromm, arm, einfach, dabei ungewöhnlich ſchön, von trefflichen Geiſtes- und Herzensanlagen, lebensmuthig, fröhlich, liebenswürdig. Von gewöhnlicher Größe, edler Geſtalt und Haltung, hatte ſie feine Geſichtszüge, eine ziemlich ſcharf geſchnittene Naſe, braune Augen, ſtarkes braunes Haar. Ihre Bildung war die eines Bürgermädchens einer kleinen Stadt im vorigen Jahrhundert, geiſtlich arm und reich an Liebe." Claudius konnte den Segen, eine ſolche Gattin zu haben, nicht verkennen. Mit harmloſem Scherz nennt er im „Silbernen ABC" den Patriarchen Iſaak, deſſen Rebekka uns bezeichnet wird als „eine ſehr ſchöne Dirne von Angeſicht", ſeinen Collegen:

„Rebekka wählen iſt Geſchmack;
Nicht wahr, College Iſaak?"

Rebekka hat es bewirkt, was ſo vielen deutſchen Frauen jetzt leider nicht mehr gelingen will, daß Claudius ſehr dafür war, ſeine Freude in allen Stücken daheim zu haben und nicht auswärts zu ſuchen. Sie hat Claudius zu dem gemacht, als den wir ihn jetzt

betrachten, zum Hauspoeten. Wo immer häusliches Glück blüht, da wird man gern seine dichterischen Erzeugnisse lesen, die sich beziehen auf das wechselvolle Kleinleben einer Familie. Was für ein guter Hauspapa muß doch unser Dichter gewesen sein, daß er eine „Motetto" singt, „als der erste Zahn durch war" (WW. III, S. 105), und ein Lied dichtet „in der Haushaltung zu singen, wenn ein Wechselzahn soll ausgezogen werden" (WW. IV, S. 84); und was für eine gute Hausmutter „Frau Rebekka", die an einem Maimorgen Kinder und Vater herausruft, weil die Sonne aufgehen will (WW. VI, S. 45)! Dem Hauspoeten und Hausvater Claudius gehören an die Lieder über Geborenwerden und Sterben, über Gesund- und Kranksein, über Wiege und Grab, über Mutter und Kinder.

Christiane.

(WW. VI, 88.)

Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art;
Das thät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart!

Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand;
Trat abends vor die Schwelle,
Und suchte, bis ich's fand;

Und blieb denn lange stehen,
Hatt' große Freud' in mir:
Das Sternlein anzusehen;
Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr.

Die Ueberschrift nennt uns den Namen einer Tochter des Dichters, die derselbe, da sie 20 Jahr alt war, 1796 am Nervenfieber verlor. Er nennt sie zu Anfange der ersten Strophe „ein Sternlein am Himmel". Mit dieser Bezeichnung erhebt er sie über die gewöhnlichen irdischen Wesen und zeichnet sie sodann unter den Sternen des Himmels selbst in Folgendem aus durch den Zusatz: „ein Sternlein guter Art". Als ein Sternlein guter Art erwies sich Christiane dadurch, daß sie „so lieblich scheinen thät, so lieblich und so zart". Von ihr selbst (direkt, nicht indirekt, von ihr als einem Sternlein) ausgesagt, könnten diese Worte lauten: Durch ihr angenehmes äußeres Wesen erfreute sie ihre Umgebung.

Man sieht, wie sehr der poetische Ausdruck von dem prosaischen durch Anschaulichkeit, Wohllaut und Lebendigkeit sich unterscheidet. — Zu erinnern möchte hier bei einer Besprechung des Gedichtes noch sein an die gegentheiligen Ausdrücke „Unstern", „Unglücksstern", die

aus dem Aberglauben alter und neuer Zeit in den Sprachgebrauch der Dichter und des gemeinen Lebens aufgenommen worden ſind. Schiller läßt Thekla in Wallenſteins Tod (3. Act, 2. Scene) ſagen: „O gleich, als ich hier eintrat, weisſagte mir's das bange Vorgefühl, daß über mir die Unglücksſterne ſtünden.“ Uhland beginnt ein Gedicht: „Unſtern, dieſem guten Jungen, hat es ſeltſam ſich geſchickt.“ Ein Sprichwort heißt: „Wem alle Sterne gram ſind, den wird der Mond nicht lieb haben“; und ein alter Reimſpruch über den Verfaſſer des „hundertjährigen Kalenders“:

„Er wies die Leut' von Gott zu'n Sternen,
Das heißt zur Schale von den Kernen.
Das Sterngeſchöpf nichts ſchaden kann,
Wenn wir des Schöpfers Huld nur han!“

Der Dichter insbeſondere, der ſich in der zweiten Strophe durch „Ich“ einführt, wußte die Stelle jenes Sternes am Himmel; er war ſich deſſen bewußt, daß ſeine Tochter ein gleichſam himmliſches Weſen war, ein Engel, wie wir von kleineren Kindern ſagen; ein „goldener Engel“, wie wir Claudius oben ſein Weib nennen hörten. Dieſes Bewußtſein von dem lieblichen Weſen ſeiner Tochter erweckte das väterliche Verlangen in ihm, recht oft mit der Tochter vereinigt zu ſein. Dieſen Gedanken drückt er, im Bilde bleibend, ſo aus:

Trat abends vor die Schwelle,
Und ſuchte, bis ich's fand.

Der Umgang mit ſeiner Tochter bereitete dem Dichter „große Freude“ und ſtimmte ihn zum „Dank“ gegen Gott. Aber „das Sternlein iſt verſchwunden“, nun ſucht er „hin und her“; anders als früher, denn an der ihm bewußten „Stelle“ iſt es ja nicht mehr.

Die letzte Strophe redet von dem Tode der Tochter; die Worte: „ich ſuche hin und her“, drücken des Dichters Sehnſucht nach ihr aus. Woher nun aber dieſe friedliche, ſelige Herzensſtille, die auf dem ganzen Gedicht liegt, bei ſo großem Verluſt, bei ſo ſtarker Sehnſucht? Wo er das Sternlein ſonſt gefunden, da findet er es allerdings jetzt nicht mehr; allein er weiß es an einem noch beſſern Orte. Jede Zeile des Gedichts zeugt von dieſem Wiſſen; ein andres, in derſelben Zeit geſchriebenes Gedicht „Bei ihrem Grabe“ ſpricht es ausdrücklich aus:

„Ausgeſät, nur ausgeſät
Wurden alle die, die ſtarben,
Wind- und Regenzeit vergeht,
Und es kommt ein Tag der Garben.

Alle Mängel abgethan,
Wird ſie dann in beſſern Kränzen
Still einhergehn und fortan
Unvergeßlich ſein und glänzen." —

und noch zwei kürzere Gedichte, die in den „Sämmtlichen Werken" der „Chriſtiane" folgen, ruhen in ihrer Vereinigung auf dem nämlichen Gedanken.

Chriſtiane war die zweite Tochter unſeres Claudius. Ueberhaupt war er mit Kindern reich geſegnet (WW. VII, 113). Das älteſte derſelben war Karoline, die nachmals an den Buchhändler Perthes in Hamburg ſich verheirathete; dann folgten außer Chriſtiane noch drei Töchter, ſodann ein längſterſehnter Sohn, der, als ein beſonderes Gnadengeſchenk Gottes angeſehen, den Namen Johannes erhielt. Nachher wurden dem Dichter noch mehrere Kinder geboren. Sie waren ihm, was ſie ſein ſollen, ein Segen Gottes, „ein Schatz und Reichthum." Auch in der großen Anzahl iſt ihm das einzelne lieb und theuer (vgl. „Die Mutter am Grabe", „Der Vater", WW. V, S. 1); es iſt „ein Feſt" für ihn, „wenn der Adebär ein neues Kind bringt"; eines jeden Geburtstag hat im Kalender ſeinen rothen Strich, einem jeden werden alljährlich ſeine Feſte gefeiert, und dieſe Feſte treten mit Familienfeſten anderer Art in einen angenehmen Wechſel. Wie es dabei zugegangen, kann man von dem Dichter ſelbſt hören und nach ſeinen eignen Abbildungen ſelbſt ſehen (WW. III, 9, IV, 56, womit verglichen werden kann „Paul Erdmanns Feſt" IV, 9 ff.).

Das Urbild eines echt proteſtantiſchen Familienlebens, wie es Luther mit ſeiner Käthe, ſeiner Hausmuhme, ſeinen Hausfreunden, ſeinem Chriſtbaum, ſeinem Hänſichen und Lenchen vorgelebt hat, finden wir bei Claudius wiederholt und von dieſem weiter in die Perthesſche Familie vererbt (ſ. Stein und Perthes von W. Baur, Zwickau, 1862).

Der Familie des Dichters gehörte ſofort jeder Fremde an. Aus der Art und Weiſe, wie es bei der Aufnahme von Fremden, die in großer Zahl bei Claudius einkehrten, zuging, kann man ſich einen Begriff davon machen, wie ſich der Verkehr weiter geſtaltete. Der in unſerm zweiten Theil zu erwähnende Züricher Dichter Ufteri erzählt von der ihm gewordenen Aufnahme Folgendes: „Claudius

empfing uns an der Thür mit einem deutſchen Handſchlage und einem traulichen „Gott grüß' Euch!" und hob ſeine weiße Zipfelkappe ein wenig vom Kopfe. Er führte uns dann in die Stube, hieß uns ſitzen, ſetzte ſich ſelbſt und frug, womit er uns aufwarten könne. Wir verbaten uns alles. Nicht doch, ſagte er, ging in das Nebenzimmer, kam bald mit einem von ſeinen Kindern zurück, brachte eine Flaſche mit Wein und Gläſer und ſchenkte ein. „Aber zum Trinken muß man auch etwas eſſen; ich weiß gar nicht, ob ich noch etwas habe." Er öffnete ein Schreibpult: „Eins, zwei, drei; ich glaube, es ſei genug. Ja!" — Er nahm drei Bretzeln hervor, legte eine auf jedes der Gläſer und präſentirte ſie uns. Wir tranken auf ſein Wohlſein, er auf das unſrige. Dann fing er erſt an, zu uns zu reden und uns allerlei zu fragen, wo wir geweſen und drgl."

Uſteri fährt fort: „Claudius war von mittlerer Größe, und ſeine Züge waren ſtark. Er hatte eine Phyſiognomie, die Verſtand und Witz verrieth, ein feuervolles Auge und braunes Haar, das er ganz offen, wie unſere Bauern, trug. Er trug eine weiße Zipfelmütze auf dem Kopfe und ſetzte ſie immer ſchief auf. Er hatte einen zeugfarbenen Hausrock, blüſchene Beinkleider und Weſte und preußiſche Stiefeln an." — Zu dieſer Schilderung der Perſönlichkeit unſeres Dichters paßt, abgeſehen von den „preußiſchen Stiefeln", trefflich das im 3. Theile der Werke gegebene Bild, das uns den Dichter darſtellt in einer eigenthümlichen, nur Claudius wohlanſtehenden „Hausſchwachheit": Er thut einen „Ehrenſprung" über einen Knaben, der erſt noch geboren werden ſoll.

Die Zahl der Fremden, die in Claudius' Familie längere oder kürzere Zeit verweilt haben, iſt außerordentlich groß. Die namhafteſten ſind Herder, Leſſing, Voß, der Philoſoph F. H. Jacobi, der Pädagog Campe. Voß nahm, durch Claudius angezogen, ſogar auf längere Zeit ſeinen bleibenden Wohnſitz in Wandsbeck.

Um das Bild des Hauspoeten vollſtändig zu geben, müſſen wir noch in Kürze der erziehlichen Thätigkeit unſeres Claudius gedenken. Mehr als ſeine immerhin nicht unbedeutenden Kenntniſſe — Claudius war zuerſt, wie ſchon erwähnt, von ſeinem Vater in den Elementen der Wiſſenſchaften unterrichtet worden, hatte dann vier Jahre lang die lateiniſche Schule zu Plön beſucht, hernach in Jena zuerſt kurze Zeit Theologie, darauf die Rechtswiſſenſchaft ſtudirt und

endlich bei seinem größtentheils amtlosen Leben Muße und Lust genug gehabt, um den Kreis seiner Kenntnisse zu erweitern — machten ihn seine Armuth und seine Liebe zu den Kindern zum Lehrer. Erstere wird ihn erfinderisch gemacht haben, wie sie uns alle erfinderisch macht; letztere hat ihn fern gehalten von jenem sauertöpfischen Wesen, das „mit gestrengem Gesicht weise Lehr sagt", und dem „die Laus über Lung und Leber läuft" bei dem „verwünschten Steckenpferd" (vgl. den herzlichen Spott über den „Mann im Lehnstuhl", WW. III, 76). Mit Pestalozzi soll Claudius eine auffallende Aehnlichkeit gehabt haben, dessen „Lienhard und Gertrud" gehörte zu seinen und seiner Kinder Lieblingsbüchern; mit Basedow und Campe, damals berühmten Pädagogen, hatte er persönliche Bekanntschaft gepflegt. Aber „die neue Art und Kunst" dieser beiden mochte, weil sie ganz in der Zeit steckte, da die Vernunft „Mode" ward, ihm nicht behagen*); ohne dem Kinde von Anfang an „die Gründe" zu geben, die das Kind nicht verstehen könne, ja öfter nicht einmal wissen dürfe, gewöhnte er die Kinder „einstweilen an das Was; das Warum ist ein heimlicher Schatz, der ihnen aufbewahrt bleibt, bis sie zu Verstand kommen" (WW. VI, 54—62). Kinder sind, wie er sich einmal geäußert hat, „wahre Affen; und es ist gewiß die einzige Regel einer guten Erziehung, die gelingen soll: dem Kinde Gutes vormachen!"

Außer der „Korrespondenz" zwischen ihm und seinem Vetter (VI, 54) hat uns Claudius zwei werthvolle, hierher gehörige schriftliche Aufzeichnungen von größerem Umfange hinterlassen in dem „einfältigen Hausvaterbericht" (WW. VII, 113 ff.) und in dem Vermächtniß „An meinen Sohn Johannes 1799" (WW. VII, 68 ff.). Jener „Bericht" enthält eine Darstellung der „Christlichen Religion nach der heiligen Schrift", die der „Hausvater" selbst in Parallele stellt mit des „seligen Lutherus" kleinem Katechismus. Dieses Vermächtniß enthält eine Summe christlicher Lebensweisheit in der Spruchform des Alten Testaments.

*) Auch Herder äußerte einmal über Basedow: „Ich möchte ihm keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen."

§. 3. Claudius' Spruchweisheit.

Der ſo eben erwähnte „einfältige Hausvaterbericht" iſt, obgleich derſelbe nur 32 Druckſeiten umfaßt, eines der umfangreichſten Erzeugniſſe des Boten. Die äußerliche Veranlaſſung zur Abfaſſung ſo vieler verhältnißmäßig kleiner Schriftſtücke lag in dem Umſtande, daß der Wandsbecker Bote, in welchem Claudius gleichſam ſeine Schriftſtellerheimat fand, als eine politiſche Zeitung dieſen „gelehrten Dingen" immer nur wenig Spalten offen halten konnte. Der innere Grund lag in Claudius' Weſen, das, einem zuſammenhängenden Denken und einer fortdauernden Beſchäftigung mit nur Einem Gegenſtande abgeneigt, an dem einzelnen, ſcheinbar Uebedeutenden ſich gemüthlich erquickte und von demſelben ſich geiſtig anregen ließ. Auf dieſe Weiſe nun iſt Claudius ein vorzüglicher Schriftſteller für das Volk geworden, das ein größeres Ganzes nicht zu überblicken vermag, und für den Lehrer, der, bei dem täglichen Bedürfniß nach geiſtiger Nahrung, wegen ſeiner vielſpaltigen Thätigkeit außer in den Feiertagen nicht die Muße hat, einem mit größerer Ausführlichkeit dargeſtellten Gegenſtande ungetheilte Hingabe zu widmen.

Mit dem ſo eben bezeichneten Weſen unſeres Dichters und mit ſeiner Abſicht, für das Volk zu ſchreiben, hängen die Darſtellungsformen zuſammen, in die er ſeine Gedanken kleidet: das Lied, die „kleine Geſchichte", die Fabel, Parabel, das Sinngedicht, das Geſpräch, der Brief, die kurze Betrachtung und die kürzeſte aller Formen, der Spruch.

Ein gülden ABC.

(WW. VII, 74.)

Armuth des Geiſtes Gott erfreut;
Armuth, und nicht Armſeligkeit.

Beſprich dich nicht mit Fleiſch und Blut,
Fahr' zu, gleich zu, wie Paulus thut.

Creuz iſt ein Kraut, wenn man es pflegt,
Das ohne Blüthe Früchte trägt.

Dürſt' nicht nach Rache und nach Blut;
Vergeben wäre wohl ſo gut.

Ein edles Herz glänzt hell und hold,
Ein gutes iſt gediegen Gold.

Für was du Gutes hier gethan,
Nimm keinen Lohn von Menſchen an.

Geduldig ſein — Herr, lehr' es mich,
Ich bitte dich, ich bitte dich.

Hau' deinen Götzen muthig um,
Er ſei Geld, Wolluſt oder Ruhm.

In dir ein edler Sclave iſt,
Dem du die Freiheit ſchuldig biſt.

Kämpf' und erkämpf' dir eignen Werth;
Hausbacken Brod am beſten nährt.

Liebt Euch auf Erden, liebt, und wißt,
Daß Gott im Himmel Liebe iſt.

Merk' auf die Stimme tief in dir,
Sie iſt des Menſchen Kleinod hier.

Nimm wahr die Zeit; ſie eilet ſich,
Und kommt nicht wieder ewiglich.

O Herr, lehr' uns bedenken wohl,
Daß wir ſind ſterblich allzumal.

Parabeln ſind wohl fein und ſchön,
Doch muß ſie einer auch verſtehn.

Quäl' nicht dein Herz ohn' Unterlaß,
Ein freier Muth gefällt Gott baß.

Recht halte heilig bis in'n Tod,
So bleibt ein Freund dir in der Noth.

Straf' keck das Böſe in's Geſicht;
Vergiß dich aber ſelber nicht.

Treib Tugend jeden Augenblick;
Wer nicht voran geht, geht zurück.

Und wenn ſie alle dich verſchrein,
So wickle in dich ſelbſt dich ein.

Verlaß dich nicht auf dieſe Welt;
Sie iſt Schaum, der zuſammen fällt.

Wie wird es dann, o dann uns ſein,
Wenn wir der beſſern Welt uns freun?

In Sturm die Sonne ſpiegelt nicht
Im Meer ihr heilig Angeſicht.

Zerbrich den Kopf dir nicht zu ſehr,
Zerbrich den Willen, das iſt mehr.

Dieſe Zuſammenſtellung von vierundzwanzig Sprüchen hat ihre Ueberſchrift erhalten nach der von Luther dem 119. Pſalm gegebnen Ueberſchrift: „der Chriſten gülden ABC vom Lobe, Liebe, Kraft und Nutzen des Wortes Gottes." Streng genommen paßt die Bezeichnung als eines ABC zu dem deutſchen Pſalm nicht; denn Luther hat nicht, wie dies bei dem hebräiſchen Texte des 119. und einiger andern, der ſogenannten alphabetiſchen Pſalmen, der Fall iſt, die erſte Versgruppe (den erſten Vers) mit dem Buchſtaben A, die folgende Versgruppe (den folgenden Vers) mit dem Buchſtaben B ꝛc. angefangen. Der Form nach ganz nahe ſchließt ſich Claudius an die bekannten Zuſammenſtellungen der ABCbuchverſe an, die noch jetzt in hohe und geringe Häuſer Eingang finden.

Sie ſollen, nachdem die ABCbücher ſchon ſeit dem 18. Jahrhundert zur Luſt und Lehr der Kinder mit Bildern geziert worden waren, zuerſt von dem Schulmeiſter Bienrod in Wernigerode gedichtet worden ſein. Bienrod und ſeine Nachfolger wandten die ſeit dem 9. Jahrhundert volksthümlich gewordenen, daher in Sprichwörtern, Sinnſprüchen, Bauern- und Wetterregeln häufig gebrauchten Reimpaare mit vier Hebungen in jedem Vers an.

Bienrod: Der Affe gar poſſirlich iſt,
Zumal wenn er vom Apfel frißt.

Ein toller Wolf in Polen fraß
Den Tiſchler ſammt dem Winkelmaß.

Sprichwörter: Was du nicht willſt, daß dir geſchicht,
Das thu auch keinem andern nicht.

Es flog ein Gänschen über den Rhein
Und kam als Gickgack wieder heim.

Alte Sinnſprüche: Wer alle menschen effen (äffen) wil,
Der wirt vil liht (leicht) der affen spil.

Gode dienen âne wane (ohne Wanken),
deist (das iſt) aller wisheit anevane.

Neue Sinnſprüche: Wer ſich nicht nach der Decke ſtreckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Ein Kranz iſt gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

Bauernregeln: April warm, Mai kühl, Juni naß,
Füllt dem Bauer Scheur und Faß.

Wenn's um Weihnacht iſt feucht und naß,
Gibt's leere Speicher und leere Faß.

Wetterregeln: Wenn im Hornung die Mücken ſchwärmen,
Muß man im März die Ohren wärmen.

Wenn auf Martini Nebel ſind,
So wird der Winter ganz gelind.

Dieſer Reimpaare bedient ſich auch Claudius in ſeinen ABC-Verſen, die vor allen andern geeignet ſind zu einem ABC-Buch für große und kleine Kinder; denn faſt jeder einzelne iſt eine Perle in dem reichen Schatze unſerer Sprüche und eignet ſich in gleichem Grade zu mündlicher und ſchriftlicher Bearbeitung in der Schule. Die Behandlung unterſcheidet ſich nicht weſentlich von der des Sprichwortes, auf die wir ſpäter ausführlich zu ſprechen kommen.

Hier muß es genügen, an einem Beiſpiele zu zeigen, wie dieſe goldnen Sprüche in einfacher Weiſe zu behandeln ſein möchten.

Creuz iſt ein Kraut, wenn man es pflegt,
Das ohne Blüthe Früchte trägt.

1. (Kreuz im eigentlichen und uneigentlichen Sinne). Von dem Kreuz wird in unſerm Spruche etwas ausgeſagt. Kreuze finden wir hie und da in den Zimmern frommer Leute, öfter auf Kirchthürmen, immer auf den Gottesäckern. Ein Kreuz wird den zu beſtattenden Leichen vorangetragen, ein Kreuz wird auf Bibeln, Gebet- und Geſangbücher eingepreßt, das Zeichen des Kreuzes macht der Geiſtliche, wenn er den Segen ſpricht. Auf jedem unſerer Altäre findet ſich ein Kreuz, aber nicht ein bloßes Kreuz, ſondern der Heiland

iſt daran abgebildet, der Gekreuzigte. — Alſo deutet das Kreuz auf die Leiden Chriſti; und öfter ſteht der Ausdruck Kreuz, wie die Ausdrücke Seitenwunden, Nägelmale, Kelch u. a. für alle die Leiden, die Chriſtus auf ſich genommen hat, um uns von dem ewigen Leid der Verdammniß zu befreien. (Vgl. Gal. 6, 14. Eph. 2, 16. Kol. 1, 20. Hebr. 12, 2. 1 Cor. 1, 17.) Aber das zeitliche Leid dieſer Erde müſſen wir tragen, wie er. Denn er ſpricht: Will mir jemand nachfolgen, der nehme ſein Kreuz auf ſich und folge mir nach! (Matth. 16, 24; vgl. Matth. 10, 38. Marc. 10, 21. Luc. 14, 27.) Mit dem Ausdruck „Kreuz" bezeichnet der Herr in dieſen Worten alle die Leiden, namentlich die ſchweren, ſchmerzlichen, mit Schmach verbundenen Leiden, die wir zu tragen haben, indem wir ihm, dem Gekreuzigten, nachfolgen; die wir zu tragen haben als ſolche, die auf den Gekreuzigten all' ihren Troſt und ihre Hoffnung ſetzen. Darum kann der Jude, der Heide ſein Leiden nicht „Kreuz" nennen; jenem iſt ja der gekreuzigte Chriſtus ein Aergerniß, dieſem eine Thorheit. In dem eben bezeichneten Sinne ſteht das Wort „Kreuz" in unſerm Spruche.

2. (Die Pflege des Kreuzes.) Das Kreuz iſt in unſerm Spruche „ein Kraut" genannt; nicht unpaſſend; denn wie ein Kraut mit ſeinem einen Ende auf und in der Erde ruht und mit ſeinem andern Ende gen Himmel weiſt, ſo das Kreuz (im eigentlichen und uneigentlichen Sinne). Ein Kraut bedarf, wenn es wohl damit ſtehen, wenn es Blüthen treiben und Früchte bringen ſoll, der Pflege. — So das Kreuz. — Wie pflegt man das Kreuz?

a) Man ſetzt es in einen guten Boden, welcher iſt ein reines Herz.
b) Man begießt es mit einem fruchtbaren Waſſer, welches iſt das Wort Gottes.
c) Man jätet daneben aus das verderbliche Unkraut, welches iſt die im Herzen aufgehende böſe Luſt.
d) Man läßt darauf ſcheinen die Gedeihen bringende Sonne, welche iſt die Gnade Gottes (vgl. 2 Cor. 12, 9).
e) Man ſtützt es an der allein haltbaren Stütze, welche iſt das Kreuz Chriſti.

3. (Die Früchte des Kreuzes.) Wenn man das Kreuz ſo pflegt, ſo trägt es Früchte, wie unſer Spruch ſagt, freilich „ohne Blüthen." Die Blüthen ſind das an einem Kraute, was durch Farbe, Geſtalt und Wohlgeruch angenehme Sinnenergetzung bewirkt. Dergleichen gewährt nun das Kreuz ſeiner Natur nach nicht; vielmehr iſt es eine drückende Laſt, ein bitterer Kelch, ein blüthenloſes Kraut. Dreimal bittet ſelbſt Chriſtus, daß der Leidenskelch von ihm vorüber-

gehen möchte. Dreimal hat Paulus gefleht, daß „der Pfahl im Fleisch“ von ihm wiche. Um so mehr muß uns alle Trübsal, wenn sie da ist, nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein dünken; aber darnach wird sie geben die friedsame Frucht der Gerechtigkeit. — „Trübsal bringt Geduld, Geduld bringt Erfahrung (Bewährung), Erfahrung bringt Hoffnung, Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.“ Diese Worte bezeichnen uns die Früchte des Kreuzes. Die endliche reife Frucht ist, daß wir nicht zu Schanden werden, sondern vor Gott bestehen. Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet; denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfangen, welche Gott verheißen hat denen, die ihn lieb haben (Jac. 1, 12).

An das güldne ABC reihet sich, diesem nach dem Inhalt fast ebenbürtig, nach der Form ganz gleich, das „silberne dito“, welches in den Werken sofort folgt, und das silberne ABC im 1. und 2. Theil der Werke (S. 84), das als „Universalhistorie des Jahres 1773“ bezeichnet ist. Von größerm Werth als dieses letzte „defecte“ ABC sind die „Denksprüche alter Weisen mit meinen Randgloſſen“ (WW. I u. II, S. 97) und einige einzelne in den Werken zerstreute Sprüche z. B.

Freiheit und Knechtschaft sind wohl zwei,
Doch oft im Grunde einerlei.

Zum Schluß dieses Paragraphen sei noch warm empfohlen eine Betrachtung „über einige Sprüche des Prediger Salomo“ (WW. IV, 87), die an Anschaulichkeit, Popularität und ungekünstelter Eindringlichkeit gar manches hinter sich läßt, was in Predigten, Erbauungsbüchern und populären Bibelerklärungen in dieser Gattung von Schriftauslegung geleistet worden ist.

Die Ermahnungen an Johannes erinnern uns lebhaft an die Sprüche des alten Tobias; bei den ABC-Versen haben wir in Kürze der deutschen Spruchweisheit gedacht; die letzte Betrachtung führte uns zu dem alttestamentlichen Könige, der dreitausend Sprüche redete; gewiß ist hier der Ort, der biblischen, besonders aber unsrer volksthümlichen Spruchweisheit einen eignen Abschnitt zu widmen.

§. 4. Die biblische und deutsche Spruchweisheit.

Jedem Volke, das sich zu einiger Cultur des Geistes und Herzens erhebt, kommt das Bedürfniß, allgemein giltige Gedanken in eine knappe, bestimmt umgrenzte, in Ohr und Gedächtniß sich

leicht feſtſetzende Form zu gießen. Eine bewußte Thätigkeit findet dabei nicht Statt. Mit dem ungeſuchten Gedanken entſteht ungeſucht die Form; und wie der Gedanke Allgemeingut iſt, ſo wird es im höhern oder geringern Maße alsbald die nur einmal fixirte Form. Erſt ſpäter kommt der einzelne Weiſe, der, an der Volksweisheit ſich bildend, nicht ſowohl neuen, als im Herzen des Volks bisher verborgnen Gedanken Daſein und Geſtalt giebt. Das Volk Gottes, erfüllt mit der Weisheit von oben her, wird auch ſeit unvordenklichen Zeiten in jener Beziehung ſich ſchaffend erwieſen haben. „Salomo war der Meiſter, der die ſo gebildeten Perlen und Edelſteine ſchliff, faßte, verband, an eine Schnur (den durchs Ganze ſich hindurchziehenden Gedanken: Weisheit = des Herrn Furcht, das höchſte Gut) reihte, neue hinzufügte." So entſtanden die Sprüche Salomonis, ſo der Prediger, der durch den innigern Zuſammenhang der einzelnen Sprüche und dadurch, daß dieſe alle auf Einen Hauptgedanken: „Alles iſt eitel!" ſich beziehen, zum ſogenannten Spruchgedicht wird. Mit Salomo hatte die Spruchweisheit des Volkes Iſrael ihre Blüthe erreicht; obgleich es auch in der Folgezeit nicht an Männern fehlte, welche goldne Aepfel in ſilbernen Schalen darboten. (Vgl. Sprüche 24, 23. 25, 1. 30, 1. 31, 1.). Die Propheten ſprachen ſodann die „Laſten" (d. i. Sprüche) Gottes aus, und ſelbſt in der prophetenloſen traurigen Zeit zeigen ſich noch die Nachwirkungen jener gottbegeiſterten Männer in Jeſus Sirach und Tobias. Endlich erſchien der Meiſter, in welchem alle Schätze der Weisheit verborgen liegen, und verkündigte zumeiſt in Sprüchen das Wort des Lebens, das er ſelbſt war.

Der Salomo deutſcher Spruchweisheit iſt Freidank, deſſen Sammlung von Lehren, Denkſprüchen und volksthümlichen Sprichwörtern unter dem Namen Beſcheidenheit uns erhalten und nicht mit Unrecht eine „weltliche Bibel" genannt worden iſt, die „noch heute als ein tägliches Vademecum zum Nutzen und Ergetzen gebraucht werden kann. Einen zweiten Edelſtein, wie Freidank's Beſcheidenheit, beſitzen wir weder in alter noch in neuerer Zeit."

Der Name des Sammlers, Freidank, iſt wahrſcheinlich ein angenommener. Man vermuthete darunter Walther von der Vogelweide, den größten der Minneſinger, d. i. derjenigen Dichter des 13. Jahrhunderts, von welchen Uhland ſagt:

„Sie ſangen von Gottesminne, von kühnem Heldenmuth,
Von lindem Liebesſinne, von ſüßer Maienbluth."

Neuere Forſchungen haben jene Vermuthung über die Perſon Freidank's ſehr unſicher gemacht. Die Bezeichnung Beſcheidenheit iſt im Sinn des 13. Jahrhunderts zu verſtehen, da das Wort ſo viel bedeutet als die Fähigkeit, bei einem vorliegenden zweifelhaften Fall oder Gegenſtand (be = bei) richtig zu ſcheiden; alſo Verſtändigkeit, Einſicht, richtiges Urtheil über das, was ſich gebührt, Weltweisheit. Später bekam das Wort den naheliegenden Sinn von „Mäßigkeit" und bezeichnet heutzutage die Mäßigkeit im Beanſpruchen von Gegenſtänden des Sinnengenuſſes, wie von Bezeigungen der Ehre. — Die dem Lehrer am meiſten zu empfehlende Ausgabe des Freidank iſt „Freidank's Beſcheidenheit. Spruchſammlung aus dem 13. Jahrhundert." Neudeutſch bearbeitet von Bacmeiſter. Reutlingen, 1861. 16 Sgr.

Ein in gleichem Grade werthvolles Spruchwerk giebt es weder in der deutſchen noch in irgend einer fremdländiſchen Litteratur, obgleich es weder der Zeit Freidank's ſelbſt noch der Folgezeit an ähnlichen Werken fehlt. Im 14. Jahrhundert wird z. B. Heinrich der Teichner, ein Oeſterreicher, als ein „zarter und ſinniger" Spruchdichter bezeichnet. In ſeiner Zeit verließ aber die Volksweisheit die kürzere Form des Spruches, und es trat dafür eine ſchon von Freidank geübte, andre Form häufig auf, die der Priamel, welche bis ins 16. Jahrhundert vielfach angewendet worden iſt und ſich bis in die neueſte Zeit erhalten hat.

Priamel aus dem 15. Jahrhundert.

In dem haus frolich und tugentlich,
uff der gassen ersam und zuchtigklich,
in der kirchen diemuthiglich und innigklich,
uff dem velt menlich und sinnigklich,
an allen enden fromm und ernveste,
alle zeit gotzvorchtig: das ist das beste.

Priamel aus dem 16. Jahrhundert, von Luther.

Herrſchaft ohne Schutz,
Reichthum ohne Nutz,
Richter ohne Recht,
Lotter- und Spitzknecht,
Bäume ohne Frucht,
Frauen ohne Zucht,
Adel ohne Tugend,
Unverſchämte Jugend,
Hochmüthige Pfaffen,
Buben, die unnütz klaffen,
Böſe, eigenſinnige Kind,
Leute, die niemand nütze ſind,
Neidiſche Mönche, geizige Prälaten:
Mag man auf Erden wohl entrathen.

Priamel aus der neuern Zeit, von Streckfuß.

Im Glück nicht ſtolz ſein und im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen,
Das Rechte thun, am Schönen ſich erfreuen,
Das Leben lieben und den Tod nicht ſcheuen,
Und feſt an Gott und beßre Zukunft glauben:
Heißt leben, heißt dem Tod ſein Bittres rauben.

Die Priamel beſteht aus einer unbeſtimmten Anzahl ſcheinbar ohne Verbindung an einander gereiheter Vorderſätze, die am Schluß in einem durch ſeinen Inhalt häufig überraſchenden Hauptſatze ihre Bedeutung und ihren Zuſammenhalt bekommen. Der Name wird abgeleitet von einem lateiniſchen Wort, welches „Vorlauf, Vorſpiel" bedeutet.

Neben der Priamel erhielt ſich die dem Volk gemäßere Form des Spruches fortwährend in Geltung. Neue Sprüche entſtanden, und Volksmänner, wie Luther, verſchmähten nicht, Volksſprüche häufig zu gebrauchen, und arbeiteten an der Vermehrung des werthvollen Schatzes. (Luther's Sprüche ſind geſammelt in einem bei Knapp in Halle erſchienenen Werkchen „Luther's Denkſprüche" 23 S.). Die Sammlerluſt des Reformationszeitalters wandte ſich indeß einem andern, dem Spruche naheliegenden Erzeugniß der Volksweisheit, nämlich dem Sprichworte zu; und einige als Sprichwortſammler ausgezeichnete Männer, wie Sebaſtian Frank von Werth und Johann Agricola von Eisleben, deren wir noch an einem andern Orte gedenken müſſen, nehmen als ſolche in dieſer Zeit eine ähnliche Stellung zur Volksweisheit ein, wie Freidank im 13. Jahrhundert.

Die lange Zeit von Luther bis zu Claudius hin, die einen faſt ſtetig fortgehenden Verfall der deutſchen Poeſie berichtet, weiß auch von der Spruchweisheit nichts wahrhaft Bedeutendes zu ſagen*); wiewohl nicht vergeſſen werden darf, daß zahlreiche Dichter ſich ihr in dem ſogenannten Epigramm näherten. Ausgezeichnet iſt namentlich ein ſchleſiſcher Edelmann, Friedrich von Logau, der im Jahr 1638 eine Sammlung von 200 Epigrammen und im Jahr 1654

*) Doch ſei aus dem 17. Jahrhundert Zinkgref erwähnt, deſſen „Der Teutſchen ſcharpffſinnige, kluge Sprüch 1644 u. ö. (in einer geſungenen Auswahl neu herausgegeben von Guttenſtein, Mannheim 1835) noch einige ähnliche Sammlungen hervorriefen. Eine kleine Auswahl aus Zinkgref findet ſich in Sailer's „Weisheit auf der Gaſſe."

eine weit größere Sammlung von 3553 Epigrammen herausgab, die er Reimsprüche nannte. Die größere Hälfte derselben ist nach Vilmar's Urtheil von der Art, daß wir noch jetzt mit Stolz auf diesen unsern ersten Epigrammatisten der modernen Zeit zurückblicken dürfen. Seine Worte sind, wie Lessing, der zuerst auf diesen ausgezeichneten Mann nachdrücklich hinwies, sich ausdrückt, „überall der Sprache angemessen: nachdrücklich und körnicht, wenn er lehrt; pathetisch und vollklingend, wenn er straft; sanft, einschmeichelnd, angenehm tändelnd, wenn er von Liebe spricht; komisch und naiv, wenn er spottet; possirlich und launisch, wenn er bloß Lachen zu erregen sucht."

Epigramme von Logau.

Die blühende deutsche Sprache.

Deutsche sind so alte Leute,
Lernen doch erst reden heute.
Wenn sie lernen doch auch wollten,
Wie recht deutsch sie handeln sollten.

Die gewandelten Deutschen.

Wir werden nicht mehr stark und wie die Alten alt —
O wann nur Glaub und Treu nicht auch wär schwach und alt.

Verkehrte Sitten.

Weiland war das Sein
Werther als der Schein.
Nunmehr ist der Schein
Werther als das Sein.

Frankreich.

Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es schaffen,
Daß so manches Land und Volk wird zu seinem Affen.

Der Mai.

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde.

Die beste Blumenlese aus den Epigrammen Logau's ist noch immer die im Jahr 1759 von Lessing und Ramler veranstaltete, die ungefähr ein Drittel der gesammten Epigramme Logau's umfaßt.

An Epigrammdichtern hat es seit Logau nie mehr gefehlt. Die namhaftesten sind Wernicke in Hamburg († 1720), ein fein gebildeter Weltmann, der Logau ebenso sehr an Feinheit, Schärfe und

Witz übertraf, wie er an Offenheit und Geradheit des Charakters und an Reinheit der Gesinnung ihm nachstand; Kästner, Professor in Leipzig und Göttingen († 1800), einer der gewandtesten Mathematiker aller Zeiten, einer der witzigsten Köpfe seines Jahrhunderts und zugleich ein Mann von edlem Herzen und ehrenfestem Charakter; Lessing, Klopstock und Herder, deren wir weiter unten ausführlicher gedenken; Schiller und Göthe, die zugleich den eigentlichen Spruch wieder cultivirten; jener an vielen Stellen seiner Dramen und sonst in seinen Gedichten, dieser in mehreren Zusammenstellungen, deren eine überschrieben ist: „Gott, Gemüth und Welt", eine andre: „Sprichwörtlich." Auch Claudius dichtete eine große Anzahl von Epigrammen, namentlich für den Wandsbecker Boten. Ihr Werth ist meist nur gering, daher in den sämmtlichen Werken nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil derselben Aufnahme gefunden hat.

Der Vorgang der beiden eben genannten Heroen unserer neuern deutschen Dichtkunst verschaffte dem Spruche eine neue Pflege, die er besonders fand durch einen der begabtesten noch lebenden Dichter, Friedrich Rückert. Rückert haben wir nicht nur viele einzelne Sprüche, sondern auch mehrere Spruchgedichte zu verdanken, deren vorzüglichstes er „Weisheit der Brahmanen" genannt hat.

Epigramm von Wernicke.

Wie leicht wird nicht von dir dein Gegner überwunden,
Wenn du zur Rache Zeit und Ort gefunden.
Erdrück ihn, er verdient's, es steht dir frei!
Doch, wenn du ihm vergiebst, so überwind'st du zwei.

Epigramme von Käſtner.

Auf Keppler.

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Keppler stieg, und starb in Hungersnoth:
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot.

Käſtners eigne Grabſchrift.

Von Müh und Arbeit voll, kam mehr als hoch mein Leben,
Doch froh in dessen Dienst, der Trieb und Kraft verleiht;
Im Glauben an den Sohn, der sich für uns gegeben,
Geh ich getrost zur Ewigkeit.

Epigramme von Leſſing.

Man würze, wie man will, mit Widerſpruch die Rede,
Wird Würze nur nicht Koſt, und Widerſpruch nicht Fehde.

Die Wage gleicht der großen Welt:
Das Leichte ſteigt, das Schwere fällt.

Epigramm von Klopſtock.

Das Epigramm.

Bald iſt das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Iſt bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe;
Iſt manchmal auch ein Strahl, geſandt von oben,
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Epigramm von Herder.

Strenge gegen ſich ſelbſt.

Strenge gegen dich ſelbſt beſchneide die üppigen Reben;
Deſto fröhlicher wächſt ihnen die Traube dereinſt.

Epigramme von Goethe.

Entſchuldigung der Epigramme.

„Seid nicht ſo frech, Epigramme!“ Warum nicht, Lieber? Wir ſind nur Ueberſchriften; die Welt hat die Kapitel des Buchs.

Ernſt und Liebe.

Freunde, treibet nur alles mit Ernſt und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutſchen ſo ſchön, den ach! ſo vieles entſtellt.

Epigramme von Schiller.

Pflicht für jeden.

Immer ſtrebe zum Ganzen, und kannſt du ſelber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied ſchließ an ein Ganzes dich an.

Wahl.

Kannſt du nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunſtwerk,
Mach es wenigen recht; vielen gefallen iſt ſchlimm.

Sprüche von Goethe.

Das Unſer Vater ein ſchön Gebet,
Es dient und hilft in allen Nöthen.
Wenn einer auch Vater Unſer fleht,
In Gottes Namen, laß ihn beten.

Der Menſch erfährt, er ſei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Was ich nicht weiß,
Macht mich nicht heiß;
Und was ich weiß,
Machte mich heiß,
Wenn ich nicht wüßte,
Wie's werden müßte.

Sprüche von Schiller.

Dreifach iſt der Schritt der Zeit:
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilſchnell iſt das Jetzt entflogen,
Ewig ſtill ſteht die Vergangenheit.

Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,
Der Uebel größtes aber iſt die Schuld.

Sprüche von Rückert.

Thu', was du kannſt, und laß das Andre dem, der's kann;
Zu jedem ganzen Werk gehört ein ganzer Mann.

Zwo Hälften machen zwar ein Ganzes, aber merk':
Aus halb und halb gethan, entſteht kein ganzes Werk.

Wer halb und halb geſund, der mag nur krank ſich nennen;
Und gar nicht kennen wir, was halb und halb wir kennen.

Wenn etwas Ganzes wird aus noch ſo vielen Halben,
Ganz gut! Es wimmelt jetzt von Halben allenthalben.

In jeder Halbheit wohnt ein Trieb zur Uebertreibung;
Bei jeder Uebertreibung bleibt nicht aus die Unterbleibung.

Es kommt nun darauf an, auf Grund der vorſtehenden Beiſpiele den an gewiſſen Punkten faſt verſchwindenden Unterſchied zwiſchen Spruch und Epigramm feſtzuſtellen. Dabei können wir, ganz abſehend von etwaigen Feſtſtellungen der Aeſthetiker, die gar zu leicht nach einem vorher feſtgeſtellten Schema arbeiten, in elementarer Weiſe verfahren.

„Wir ſind nur Ueberſchriften", läßt Göthe die Epigramme ſagen. Alſo „Ueberſchrift, Aufſchrift" bedeutet das griechiſche Wort Epigramm, und giebt ſich damit ſofort als ein Geſchriebenes, darum Sichtbares kund, das geleſen werden ſoll; während der Spruch ſeiner Wortbedeutung nach etwas Geſprochenes, darum Hörbares iſt, das mit dem Ohr vernommen werden ſoll. Nun iſt das Geſchriebene, Sichtbare etwas Dauerndes, das Geſprochene etwas ſchnell Vorübergehendes. Daraus folgt zweierlei:

das Epigramm kann den Anſpruch machen, daß wir ſinnend über ſeinen Sinn bei ihm verweilen, der Spruch nicht; der Spruch muß leicht ins Gehör, und, weil er geſprochen werden ſoll, in die Sprachwerkzeuge und das Gedächtniß fallen, das Epigramm nicht. Weiter: das Epigramm als Ueberſchrift, Aufſchrift hatte urſprünglich die Beſtimmung, die Bedeutung eines Denkmales, auf das es geſchrieben ward, anzugeben. So mußte es aus einem rein äußerlichen Grunde in möglichſt wenigen Worten gegeben, und in dieſen wenigen Worten mußte möglichſt viel ausgedrückt werden. Das forderte auf Seiten des Schreibers ſowohl als auch des Leſers einen Aufwand von Nachdenken, Witz, Scharfſinn. Demnach iſt das Epigramm ein Kunſtprodukt, ein Produkt des Witzes. Der Spruch weiſt als Geſprochenes weit hinter die Erfindung der Schreibkunſt zurück, in eine Zeit alſo, in welcher an einen über das Volk ſich erhebenden Stand der „Gebildeten" gar nicht zu denken war. Das Volk aber (in dem Sinne, in welchem wir das Wort „Volk" immer nehmen) hält nicht lange Reden; ſo wurde der Spruch aus innerer Nöthigung kurz. Und da er ganz ohne Rückſicht auf einen äußeren Zweck Gedanken ausdrückte, die in allen lebendig waren, ſo mußte er von allen leicht verſtanden, aufgenommen und wiederholt werden. Wer ihn etwa zuerſt ausgeſprochen hat, läßt ſich gar nicht ermitteln; der angeborenen, allen gemeinen Weisheit verdankt er ſein Daſein: er iſt Produkt der Volksweisheit, ein Naturprodukt, das als ſolches dasjenige ohne Zuthun unſererſeits vollſtändig und abſchließend ausdrückt, was es ausdrücken will. Endlich: das Epigramm, eine Denkmalsaufſchrift, wurde vorzugsweiſe zur Grabſchrift angewandt. So bekam es eine hervorſtechende Beziehung auf Perſönlichkeiten, zunächſt auf wirkliche Perſönlichkeiten, die es treffen mußte, in dem Sinne etwa, wie der Maler die zu malende Perſon treffen muß; ſodann auf abſtrakte Perſonen: auf den Geizigen, den Dichter, den Kritiker ꝛc., oder auf ganze Gemeinſchaften, die als Perſon gedacht werden. Das „Treffen" war auch hier nothwendig, wurde aber leicht zum Verwunden. So entſtand das ſogenannte ſatiriſche Epigramm. Die Epigrammatiſten gingen aber noch weiter, indem ſie die verſchiedenartigſten Dinge, Zuſtände, Thätigkeiten in das Gebiet des Epigramms zogen. So lange nun derartige Epigramme der treffenden Spitze oder Schärfe nicht ermangeln, bewahren ſie den Charakter des Epi-

gramms; ſobald das nicht der Fall iſt, befinden wir uns im Bereich des Kunſtſpruchs. Kunſtſprüche ſind alle Schiller'ſchen Sprüche und ein großer Theil ſeiner Epigramme; Volksſprüche ſind eigentlich nur die der Weisheit des Volks entſprungenen Sprüche; was ſich ſonſt in Form und Inhalt dem eigentlichen Volksſpruch nähert, wie die Sprüche Göthe's und unſeres Claudius, iſt als volksthümlicher Spruch zu bezeichnen.

Die paſſendſte Form für den Volksſpruch und volksthümlichen Spruch ſind die alten Reimpaare mit vier (auch wohl mehr oder weniger) Hebungen; die paſſendſten Formen für das Epigramm ſind das Diſtichon (vgl. die Epigramme von Schiller und Göthe), ſowie ein Reimpaar von Alexandrinern (vgl. die Epigramme von Käſtner); demnächſt auch die altdeutſchen Reimpaare. In Bezug auf den Endreim iſt der Volksſpruch und volksthümliche Spruch nicht ängſtlich. Wir denken an das Sprichwort: Reimt ſich's nicht, ſo paßt es doch. Dem Epigramm iſt der Reim unweſentlich.

Eine „Sammlung deutſcher Epigramme" iſt herausgegeben von Rod. Benedix. Leipz. Hartknoch. 1 Thlr.

§. 5. Claudius' Naturlieder.

Der Schluß des Juniusſtückes hat uns Gelegenheit gegeben, zu ſehen, mit welch einem Auge Claudius die Natur und natürliche Dinge anſieht. Nicht nämlich mit dem Auge jenes berühmten Mathematikers und Aſtronomen, der geſagt haben ſoll, er habe den ganzen Himmel durchforſcht, aber Gott nicht gefunden; oder jenes deutſchen Philoſophen, dem die Sternenwelt nur ein „Lichtausſchlag" iſt, ebenſowenig bewundernswürdig, wie ein Ausſchlag am Menſchen. Unſerm Dichter zeigen vielmehr, wie dem heiligen Sänger des A. T., die Himmel die Ehre Gottes; und mit vollem Rechte läßt ſich eins ſeiner eignen Worte auf ihn anwenden: „Ein reines Auge kann die ſichtbare Natur nicht anſehen, ohne ihn (den Einen Gott und den Einen Mittler) zu finden und an ihn zu glauben. Ihn predigen Himmel und Erde, und alle Körper und Erſcheinungen in der ſichtbaren Natur ſind Glöcklein am Leibrock, die ihn und ſeinen Gang verrathen." Zur Anſchauung und Darſtellungsweiſe der altteſtamentlichen Sänger erhebt ſich Claudius in dem Hymnus (WW. VI, 84):

„Da kommt ſie (die Sonne) her. Der Berg frohlocket laut,
Und bringt ihr ſeinen Rauch!
Das Thal frohlockt, geſchmückt wie eine Braut!
Und wir frohlocken auch.

Auf! denkt an den, der ſie geſchaffen hat!
Der iſt ein großer Herr!
Held, Friedefürſt und Vater, Kraft und Rath;
Und keiner iſt, wie Er! ꝛc.“

Was der berühmteſte Naturforſcher der neueren Zeit, Alexander von Humboldt, in ſeinem berühmteſten Werke, dem Kosmos, im Hinblick namentlich auf den 104. Pſalm, von der hebräiſchen Naturdichtung ſagt: „Die Natur wird nicht geſchildert als etwas für ſich Beſtehendes, durch eigne Schönheit Verherrlichtes, ſie erſcheint dem Sänger ſtets in Beziehung auf eine höher waltende, geiſtige Macht“ — das gilt von dieſer, wie von allen Naturdichtungen unſeres Claudius, deren vorzüglichſte wir betrachten.

Die Sternſeherin Liſe.

(WW. VII, 149.)

Ich ſehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk gethan
Und niemand mehr im Hauſe wacht,
Die Stern' am Himmel an.

Sie gehn da, hin und her zerſtreut,
Als Lämmer auf der Flur;
In Rudeln auch, und aufgereih't
Wie Perlen an der Schnur;

Und funkeln alle weit und breit,
Und funkeln rein und ſchön;
Ich ſeh die große Herrlichkeit,
Und kann mich ſatt nicht ſehn.

Dann ſaget, unter'm Himmels-Zelt,
Mein Herz mir in der Bruſt:
„Es giebt was Beſſers in der Welt,
„Als all' ihr Schmerz und Luſt.“

Ich werf' mich auf mein Lager hin,
Und liege lange wach,
Und ſuche es in meinem Sinn,
Und ſehne mich darnach.

„Ich ſehe“; die in der Ueberſchrift bezeichnete Sternſeherin Liſe ſpricht, eine nicht bekannte Perſönlichkeit; denn mit dem „Liſeli“ (Eliſe Ziegler in Zürich), mit welcher C. (Chriſtoph Kaufmann, ein Freund von Claudius) Hochzeit machte (WW. III, 74 — „Freund L...“ iſt der ſpäter zu erwähnende Lavater), iſt ſie kaum identiſch. Bei Claudius' Eigenthümlichkeit, Hauspoet zu ſein, läßt ſich vermuthen, eine ſeiner Angehörigen oder Bekannten habe ſo beſonderes Wohlgefallen an den Sternen gehabt, daß ſie mit dem Namen der „Stern-

ſeherin" bezeichnet werden konnte. Gewiß iſt, daß Claudius von ſeinem Eigenen redet. Ihn lehrte ja der bloße Eindruck in einer heitern Nacht ſchon, „daß die mit ſo unbeſchreiblicher Freundlichkeit leuchtenden Sterne nicht kalte, müßige Zuſchauer ſind, ſondern Angehörige der Erde und Freunde vom Hauſe". Und die Himmelslichter waren ihm wirklich, „wie die Augen am Menſchen, offnere oder zarter bedeckte Stellen der Welt, wo die Seele heller durchſcheint." (WW. III, 38, 39.)

„Um Mitternacht" ſieht die Sternſeherin die Sterne an; die Mitternacht iſt der dunkelſte Theil der Nacht, in welchem ebendeswegen die Sterne am hellſten durchſcheinen; die Mitternacht regt zugleich in geheimnißvoller Weiſe zu ernſten Betrachtungen an. — „Wenn ſie ihr Werk gethan"; nach gethaner Arbeit iſt gut feiern, eine Feier aber iſt ſolch Anſehen der Sterne am Himmel. — Und Niemand mehr im Hauſe wacht; dies macht die ungeſtörte Feier möglich. Da nun erſcheinen der Sternſeherin die Sterne „hin und her zerſtreut, als Lämmer auf der Flur"; wir denken an die Sterne, die dem bloßen Auge nicht als einer Gruppe angehörig erſcheinen. In Rudeln auch; wir denken an die Sternbilder, deren zugehörige Sterne nahe bei einander ſtehen, an das Siebengeſtirn, den großen und kleinen Bär u. a. — Und aufgereiht, wie Perlen an der Schnur; wir denken an die Schlange, den Gürtel des Orion u. a.

Als Lämmer, wie Perlen. Die Wörtchen als und wie dienen dazu, eine Vergleichung auszudrücken. Ihre Verſchiedenheit wird aus folgendem klar. In einem Adventsliede heißt es: Chriſtus kommt als König. Chriſtus hat ſelbſt geſagt: ich bin ein König. Jene Vergleichung beſagt alſo: Chriſtus kommt, indem er wirklich, in der That und Wahrheit ein König iſt. Wenn man aber von jemand ſagt: er lebt wie ein König, ſo heißt das nur: er lebt nach Art und Weiſe eines Königs, ohne ſelbſt König zu ſein. Alſo: Als (ahd. alſo d. i. all ſo, in allen Beziehungen ſo, ganz ſo) drückt allumfaſſende, völlige Gleichheit, wie nur Aehnlichkeit aus; als vergleicht dem Grade und der Beſchaffenheit, wie bloß der Beſchaffenheit nach; als wie („er nickt, als wie im Traume") iſt dichteriſche und volksthümliche Wortfülle; der Begriff des „als wie" nähert ſich mehr dem des „wie", als dem des „als". In dem obigen erſten Vergleiche werden hiernach die Sterne als wirkliche Lämmer gedacht (dies gilt

natürlich nur für die dichteriſche Anſchauung; vergl. „Wer hat die ſchönſten Schäfchen“ von Hoffmann von Fallersleben, und „Auf einer großen Weide gehen“, Räthſel von Schiller); in dem zweiten Vergleiche dagegen nur als den Perlen ähnlich (die Aehnlichkeit beſteht in der Aufreihung und in dem Glanze).

In dem Vergleiche der Sterne mit Perlen wird in zweiter Linie auf ihren Glanz ſchon hingedeutet. Dieſe nicht ausgeſprochene Hindeutung bildet den Uebergang zur dritten Strophe, in welcher diejenige Thätigkeit der Sterne zunächſt hervorgehoben wird, die ſie uns zu „Freunden vom Hauſe“ macht: ihr Funkeln. Dieſes Funkeln wird in zwei kindlich einfach gebildeten, parallelen, faſt Wort für Wort übereinſtimmenden, dem Sinne nach einander naheſtehenden (und ſo an die altteſtamentliche Poeſie erinnernden) Sätzen dargeſtellt:

Und funkeln alle weit und breit,
Und funkeln rein und ſchön.

Der erſte Satz bezeichnet den Grad, der zweite die Art des Funkelns; oder ſo: der erſte Satz bezeichnet das Funkeln nach der extenſiven, der zweite nach der intenſiven Seite. Beides zuſammen bewirkt die große Herrlichkeit, an der ſich ein Auge, wie das der Sternſeherin, wie das unſeres Claudius, nicht ſatt ſehen kann. Hier ſetzt der Dichter drei Punkte, um anzudeuten, daß die Sternſeherin der großen Herrlichkeit nachſinnt. Für uns ſind dieſe ſtummen Punkte beredt genug, um uns eine ſchon angedeutete Eigenthümlichkeit dieſes Naturdichters zu verkündigen, die Herbſt ungefähr ſo bezeichnet: „Faſt nirgends ſtellt er die Natur für ſich und um ihrer ſelbſt willen, in ihrer Erſcheinung oder in ihren Wirkungen dar; ſondern einmal die Beziehung der Natur zum Menſchen, der in ihr lebt; zum andern die Beziehung der Natur zu Gott, der über ihr waltet als ihr Schöpfer und Regierer.“ Claudius ſelbſt ſagt von ſich: „Ich gehe niemals durch den Wald, daß mir nicht einfiele, wer doch die Bäume wohl wachſen mache, und dann ahndet mich ſo von ferne und leiſe etwas von einem Unbekannten; und ich wollte wetten, daß ich dann an Gott denke, ſo ehrerbietig und freudig ſchauert mich dabei.“ (WW. I u. II, 10). Das Letztere — man kann es die religiöſe Betrachtung der Natur nennen — werden wir bei einem andern Liede alsbald ſtattfinden ſehen; das Erſtere — wir nennen es die ethiſche Betrachtung der Natur — iſt bei dem

vorliegenden Gedichte der Fall. Das Funkeln der Sterne verkündet etwas den innern Menſchen Angehendes, auf ſein wahres Wohl oder Wehe Einwirkendes, das es durch das Herz in der Bruſt ſagen läßt:

„Es giebt was Beſſers in der Welt,
Als all ihr Schmerz und Luſt.

Was dieſes Beſſere ſei, das iſt nicht ſchwer zu ſagen — es iſt der Glaube an einen über der Welt thronenden Gott, der die Welt und uns geſchaffen hat und uns nach ſeiner in der Welt ſich abbildenden unbegrenzten Güte ſelig haben will — obgleich es ſich nicht ausdenken noch ausſagen läßt. Darum fährt die Sternſeherin fort:

Ich werf mich auf mein Lager hin,
Und liege lange wach,
Und ſuche es in meinem Sinn,
Und ſehne mich darnach.

Ich kann von dieſem wundervollen Liede nicht ſcheiden, ohne dazu aufzufordern, es ſich laut vorzuſagen in der Stille einer Sternennacht. Es trägt — ich weiß nicht, ob es componirt iſt — ſeine Melodie wie die meiſten Goethe'ſchen Lieder in ſich; doch bedarf es derſelben nicht, um uns anzuſprechen. Der reiche Wechſel der Vokale und die zahlreichen, namentlich in der dritten und letzten Strophe wunderbar wirkenden Allitterationen machen es für lautes, langſames Leſen im hohen Grade geeignet. Kein Leſebuch ſollte es unaufgenommen laſſen.

Die Worte: Es giebt was Beſſers ꝛc. laſſen ſich in einigermaßen gehobenen Schulen zur Grundlage einer ſchriftlichen Ausarbeitung machen, vielleicht nach folgender Dispoſition:

Einleitung. Ausgang von den Worten des Themas; Angabe, aus welchem Gedicht es genommen ſei, von welchem Dichter es herrühre. Kurze Auseinanderlegung des Themas: Wenn das Thema behauptet, es gäbe etwas Beſſeres ꝛc., ſo ſetzt es voraus, daß auch Luſt und Schmerz etwas (relativ) Gutes ſei. Doch ſtellt es Luſt und Schmerz unter ein Beſſeres.

1. Theil. Sehen wir zunächſt auf das, welches das Thema unter das Beſſere ſtellt. Es iſt

a) der Schmerz.

aa) daß es gar manchen tiefen, gerechten Schmerz in der Welt gäbe, wer wollte das bezweifeln? — — —.

bb) daß er aber etwas Gutes ſei, darin werden wenige dem Thema beiſtimmen — — — und doch — — —.

b) die Luſt.

aa) in Bezug auf die Weltluſt wird jeder Chriſt ſofort die Behauptung des Themas bejahen — —.

bb) aber auch die erlaubte Luſt und Freude — (Claudius' Leben giebt hier reichen Stoff) — iſt noch nicht das Beſſere.

2. Theil. Das Beſſere.

a) Was iſt dieſes Beſſere? (ſ. oben.)

b) Wie entſteht die Ahnung deſſelben? (benutze das Gedicht.)

c) Wie gelangen wir dazu? (vgl. das Lied: Eins iſt noth.)

Schluß. Laſſet uns jeder für ſich, in Gemeinſchaft mit andern, unter täglichem Flehen nach dem Beſſeren ſtreben!

Dieſelbe Richtung der Naturbetrachtung, die wir in der „Sternſeherin" gefunden haben, finden wir in noch hervorleuchtenderer Weiſe in dem folgenden Liede, das an poetiſchem Werthe jenem faſt gleich ſteht, vom Herbſt ſogar als „die Perle der Claudius'ſchen Lyrik" bezeichnet worden iſt; wie es denn Herder, der große Kenner echter Volkspoeſie, in ſeine „Stimmen der Völker in Liedern" aufgenommen hat als das einzige deutſche Volkslied, das er bei ſeinen Zeitgenoſſen fand.

Abendlied.

(WW. IV, 51.)

Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar.
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget,
Und aus den Wieſen ſteiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie iſt die Welt ſo ſtille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und ſo hold!
Als eine ſtille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verſchlafen und vergeſſen ſollt.

Seht ihr den Mond dort ſtehen? —
Er iſt nur halb zu ſehen,
Und iſt doch rund und ſchön!
So ſind wohl manche Sachen,
Die wir getroſt belachen,
Weil unſre Augen ſie nicht ſehn.

Wir ſtolze Menſchenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wiſſen gar nicht viel.
Wir ſpinnen Luftgeſpinnſte
Und ſuchen viele Künſte,
Und kommen weiter von dem Ziel.

Gott, laß uns dein Heil ſchauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich ſein.

Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch!

Die ersten Zeilen dieses Gedichtes versetzen uns an einen Abend, da der Mond aufgegangen ist, und die goldnen Sternlein am Himmel hell und klar prangen. Als ein Lied ist es in der Ueberschrift bezeichnet; gesungen müssen wir es uns also denken und zwar von einer Gemeinschaft in ihren Seelen engverbundner und nach dem Einen Heil hinausschauender Menschen, die sich mit der herrlichen Christenbezeichnung „Brüder" anreden. Diese Brüder, auch äußerlich einander nahestehend als Nachbarn und Glieder ein und derselben Familie, haben sich, wie das in Dörfern und kleinen Städten Norddeutschlands Sitte ist, nach vollbrachtem Tagewerk zu gemeinschaftlichem Gespräch, Scherz und Gesang versammelt vor einem Hause, dessen Lage ihnen die Aussicht gewährt auf Wald und Wiese. „Der Wald steht schwarz" heißt nicht etwa, wie ein Erklärer des Liedes meint, so viel als: der schwarze Wald steht, oder wie ein andrer vermuthet: der Wald steht schwarz da; sondern „schwarz" ist adjectivisches Prädikat, das anstatt durch die gewöhnlichere Copula „sein" durch das dem Begriffe des Seins eine bestimmtere Färbung gebende „stehen" mit dem Subjecte verbunden ist. In der Form ganz gleich, aber grammatisch anders gedacht ist: „Nach dem Dome strömt das Volk, schwarz, unzähligen Gewimmels" (J. Kerner).

In ähnlicher Weise wird „sein" vertreten durch die Zeitwörter gehen, liegen, kommen, bleiben, scheinen, heißen und einige andre; namentlich dann, wenn dem Ausdrucke Lebendigkeit und Anschaulichkeit gegeben werden soll, sei es durch Personification oder nicht. Vgl. in Schillers Bergliede: „Da öffnet sich schwarz ein schauriges Thor." Personification findet, wie der folgende Ausdruck deutlich zeigt, auch in unserm Liede statt.

„Der Wald schweiget." Allerdings erinnert dieser Ausdruck an die Vögel, deren Lieder des Abends verstummen; doch kann man nicht sagen, das solle heißen: „die Vögel singen nicht mehr im Walde." Denn dieser Satz ist ein prosaischer Ausdruck, der begrifflich wohl ungefähr (aber durchaus nicht ganz) dasselbe sagt, was der

poetiſche: „der Wald ſchweiget", ſonſt aber von dieſem ſo verſchieden iſt, wie eben Proſa von Poeſie. Jener Ausdruck wendet ſich an den Verſtand, dieſer an die Phantaſie; jener nöthigt uns aufzufaſſen, dieſer zu geſtalten; jener veranlaßt zu einer unbeſtimmten Menge von Theilvorſtellungen, dieſer zur unmittelbaren Reproduction eines einheitlichen Bildes. — Und aus den Wieſen ſteiget der weiße Nebel wunderbar, d. i. nicht „auf wunderbare Weiſe", etwa: dem Geſetz der Schwere entgegen; ſondern „in wunderbaren Geſtalten", die dem Auge des Dichters wie des Kindes als ſeltſam geformte Thiere, Bäume, Felspartien und dergl. erſcheinen. Daß die Anſchauung des Dichters auf naturwiſſenſchaftliche Genauigkeit verzichtet, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Man beachte, wie dieſe wenigen ſchmuckloſen Sätze dem Dichter, in dem doch das Gefühl für die Schönheiten der Natur ſo lebendig wogte (vgl. das der Gräfin Auguſte von Stolberg gewidmete Frühlingslied, WW. I u. II, S. 103), genügen zur Zeichnung der abendlichen Natur und Abendlandſchaft. Schon in der zweiten Strophe nimmt er eine entſchiedene Wendung auf das Ethiſch-Menſchliche; auch haftet ſein Auge nicht mehr an dem Einzelnen, ſondern mit einem Geſammtblick umfaßt es „die Welt", die um die Abendzeit ſo ſtille und in der Dämmerung Hülle ſo traulich und ſo hold iſt.

Stille, mittelhochdeutſche Form, wofür im Neuhochdeutſchen meiſt ſtill gebraucht wird (ganz ſo: feſte, helle, ſüße, alleine u. v. a. für feſt ꝛc.), d. i. „ohne Laut und Geräuſch", ſoll etymologiſch verwandt ſein mit ſtehlen, goth. stilan d. i. heimlich wegnehmen. — Traulich, namentlich gebräuchlich in den Verbindungen: traulich Plätzchen, traulich Wörtchen, ein traulicher Ort, iſt nächſtverwandt mit traut („Traute Heimath meiner Lieben." „Mutterſprache, Mutterlaut, wie ſo wonneſam, ſo traut"). Beide Wörter ſind von „trauen" abzuleiten und bedeuten „innig zugeneigt." — Hold bedeutet etymologiſch dasſelbe; denn es iſt abzuleiten von dem ahd. Zeitwort halden d. i. ſich neigen, welches uns erhalten iſt in dem Subſtantiv „die Halde" d. i. die Bergneigung. „Halden" nennt man im Mansfeldiſchen und anderwärts die Maſſen unbrauchbarer Mineralien, die beim Berg- und Hüttenbau in Form von größern oder kleinern Hügeln aufgehäuft werden (Schiefer-, Schlackenhalde.)

Dieſe Eigenſchaften machen die Welt zu einer ſtillen Kammer

(über „als“ ſ. oben), wo wir „des Tages Jammer“, d. i. all das Ungemach und Elend, welches der Tag mit ſich bringt (ſonſt iſt Jammer „der laute Ausdruck des Schmerzes über jenen Zuſtand“), verſchlafen (ver = fort, verſchlafen = durch Schlafen fortſchaffen) und vergeſſen ſollen.

Das Grundwort von „vergeſſen“ hat ſich ſchon im Mhd. verloren; es hat ſo viel als „erlangen, bekommen“ bedeutet und iſt mit verhärtetem inlautenden Conſonanten auch in „ergetzen“ d. i. eines Dinges vergeſſen machen (wie etzen = eſſen machen, fretzen = freſſen machen, beizen = beißen machen) erhalten.

Der Mond, den Gott gemacht hat, der Nacht vorzuſtehen, redet eben deshalb eine beſonders laute Sprache. Aber er iſt unſerm Dichter nicht ein Schmerzaufrührer oder Schmerzgenoſſe oder ein glücklicher Schmerzbefreiter, wie ſo vielen Mondſcheindichtern und -ſängern — denn fern iſt Claudius von aller weichlichen zerfließenden Sentimentalität — ſondern in kerngeſunder Weiſe läßt der Dichter den nur halb ſichtbaren, doch runden und ſchönen Mond uns erinnern an unſre Thorheit: Er iſt nur halb zu ſehen ꝛc. Es iſt nicht etwa daran zu denken, daß der Mond eine kugelähnliche Geſtalt hat und uns von ſeiner durch die Sonne erleuchteten Hälfte immer nur ſo viel ſehen läßt, als uns zugekehrt iſt. Das ſind aſtronomiſche Anſchauungen, aber keine dichteriſchen. Dem Dichter iſt der „dort“ ſtehende Mond der ganze Mond; Wolken, die ihn zum Theil bedecken, ſind ihm eine Hülle, hinter welcher ſich der Mond ganz oder theilweiſe verſteckt. Das Letztere iſt hier anzunehmen. „So“, fährt der Dichter fort, „ſind wohl manche Sachen ꝛc.“ Wie? Nach dem Zuſammenhang: nur halb zu ſehen und doch rund und ſchön. Der Ausdruck muß verallgemeinert werden: Manche Dinge nehmen wir nur zum Theil wahr, und doch ſind ſie vollkommen (das Runde, in ſich Geſchloſſene iſt das Symbol des Vollkommenen), gut und ſchön. Die Anwendung auf die verſchiedenartigſten namentlich geiſtigen Dinge, die wir getroſt (d. i. hier = zuverſichtlich, als hätten wir Recht) belachen, weil unſre Augen ſie nicht ſehn, liegt nahe.

Die Stille der Welt hat den Dichter an des Lebens Jammer, der ſich halbverſteckende Mond an des Menſchen Thorheit erinnert; nun kommt er in natürlichem Fortſchritt auf den Quell beider: die Sünde und die damit zuſammenhängende Beſchränktheit des Wiſſens,

die, anſtatt dem Ziel näher zu bringen, anſtatt zu dem Einen, was noth iſt, zu führen, zu der Sorge um das Viele (vgl. Luc. 10, 41) verleitet.

Die Worte: Wir ſpinnen Luftgeſpinnſte ꝛc. eignen ſich trefflich zum Thema einer ſchriftlichen Ausarbeitung.

Einleitung. Ein Blick auf diejenigen Zuſtände der damaligen Zeit, welche den Dichter zu dieſen Worten veranlaßt haben mögen. (Claudius' Werke geben hier hinlänglich Stoff.)

1. Theil. Das Ziel.
   a) Es iſt nicht an irgend ein aus eigner Vernunft geſtecktes Ziel zu denken. — —
   b) Das Ziel, welches der Spruch meint, iſt „das Ende des Glaubens, der Seelen Seligkeit." 1 Petr. 1, 9. 1 Theſſ. 5, 9.
2. Theil. Die Hinderniſſe bei Erreichung des Ziels.
   a) Wir ſpinnen Luftgeſpinnſte:
      aa) Luftgeſpinnſte im eigentlichen Sinne,
      bb) die Luftgeſpinnſte, die wir ſpinnen.
   b) Wir ſuchen viele Künſte:
      aa) im Irdiſchen,
      bb) im Himmliſchen.

Schluß. S. die folgende Strophe des Liedes.

Auf jenes Eine richtet ſich nun das in der 5. Strophe enthaltene Gebet, dem ſich in der 6. Strophe die Bitte um einen ſanften Tod und um die Aufnahme in den Himmel anſchließt. Die letzte Strophe führt uns vom Himmel wieder zurück auf die Erde, wo Kälte, Strafen, Krankheit, und ſchließt mit der Bitte um eine ruhige Nacht zugleich für den kranken Nachbar.

Die Zahl der Naturlieder unſeres Dichters, deren vorzüglichſte wir ſoeben betrachtet haben, iſt nicht gering. Wir heben noch diejenigen heraus, welche ſpecieller die Zuſtände des Landmanns im Auge haben, und widmen ihnen einen beſondern Abſchnitt.

§. 6. Claudius' Bauernlieder.

Zunächſt treten uns hier zwei Lieder entgegen, die wir als köſtliche Parallelen neben das „Abendlied" ſtellen: „Morgenlied eines Bauersmanns" (III, 1.) und „Abendlied eines Bauersmanns" (III, 10.). Jedes dieſer drei Lieder geht aus von Gegen-

ständen der Natur; in jedem von ihnen erscheint hinter der geschaffnen Natur Gott, der Schöpfer; in jedem redet die Natur in das Menschenleben hinein; in jedem findet sich Gebet oder doch Gebetsgedanken; in jedem fühlt sich der Dichter nicht in egoistischer Vereinsamung, sondern als Mensch unter Menschen, die wie er Theil haben am Höchsten und Schönsten.

Unter den Text des Morgenliedes hat Claudius eine große Anzahl Parallelstellen aus griechischen Dichtern und Prosaikern gestellt, die er ausgiebt für Anmerkungen von seinem Vetter, darin dieser ihn zum Besten habe. In Wahrheit will Claudius die Manier gewisser Gelehrten verspotten, die, mehr um ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, als zur Erläuterung eines Schriftstückes beizutragen, aus den entlegensten Winkeln alles zusammenschleppen, was irgend Aehnlichkeit mit dem vorliegenden Texte hat; eine Manier, die jetzt auch von einer gewissen Seite her auf dem Gebiete des Volksschulunterrichts geübt wird.

Weiter betrachten wir das „Lied vom Reiffen" (WW. IV, 4), das schon in seinem Motto: „Er schüttet den Reif auf die Erde wie Salz" (Str. 43, 21) an Den erinnert, dessen Engel, wie es der Dichter am Schluß ausdrückt, bei Nacht ausgeht und heimlich hier und dort streut. Das Gedicht beginnt mit einer Schilderung der auf allen Zweigen wunderschön mit Reifen angethanen Bäume (Str. 1—3).

Reifen (oder wie Claudius falsch schreibt: Reiffen), die s. g. schwache Form, die sich auch findet bei noch einigen männlichen und vielen weiblichen Hauptwörtern: Röslein auf der Haiden (Göthe); es war in ihrer Mitten ihr theurer Fürstensohn (Rückert); er fiel halbtodt zur Erden (Göthe); Kirche unsrer lieben Frauen u. v. a.

Sodann drückt es die Freude aus, die der Bauersmann mit Weib und Kind an jener Naturerscheinung hat (Str. 4. 5). Diese Freude hat die Natur den Bauersleuten aufgespart, während sie dem Städter, der wohl auch „viel schönes Ding" hat, versagt ist. Es liegt in diesem Zugeständniß an die Städter eine feine Ironie; denn das Lied nennt von dem vielen Schönen gerade die Dinge, die wahre Freude nimmer gewähren können, bei denen es den Städtern nicht „gut" werden kann. Gut wird es aber dem Bauer bei seinem „einfältigen Naturgenuß, ohn' Alfanz drum und dran", denn dieser ist „lieblich, wie ein Liebeskuß von einem frommen Mann."

(Str. 6—9). Nun erſcheint der bereifte Wald als Prediger, der die Menſchen ermahnt, daß ihre Seele ſo lichthell, ſtill, edel, rein und frei und über alles fein ſein möge, wie der Reif. Endlich beantwortet ſich der Dichter die Frage: Woher der Reif und wie er zu Stande gekommen ſei.

Reifen ꝛc. ſ. oben. — Beäugeln und beſehen. Das letztere Wort iſt ſo viel als „etwas näher (genauer) anſehen (be = bei, in der Nähe), nämlich das Ganze in allen ſeinen Theilen, um es genau kennen zu lernen.“ Beäugeln = beſehen, aber mit dem Nebenbegriff der Annehmlichkeit, die das Beſehen den Augen, überhaupt den Sinnen und dem Gemüth, bereitet. — Kinderlein, eine Form, die ſich auch bei Göthe findet; jetzt, da man ganz allgemein auch das e in den Ableitungen dieſer Art ausſtößt, faſt unerhört. Einfältig ſteht im guten Sinne. Seiner Zuſammenſetzung nach iſt es = „was (nur) Eine Falte hat“, alſo das Gegentheil von dem, was viele Falten hat. Da nun das Letztere nicht ohne Kunſt angefertigt werden kann, ſo mußte das Wort einfältig den Begriff des Kunſtloſen, Ungekünſtelten, Ungeſuchten bekommen, in dem es hier ſteht. In dieſem Sinne iſt das Wort jetzt außer der Kirchenſprache, in welcher es durch Luther's Vorgang heimiſch geworden iſt (vgl. Matth. 6, 22), veraltet. — Alfanz, ein im ältern Deutſch (z. B. bei H. Sachs), auch im deutſchen Sprichwort („Alefanz macht die Schuh' ganz“) öfter gebrauchtes, aus dem Italieniſchen (all' avanzo = zum Vortheil, zum Gewinn) entlehntes Subſtantiv, das ſowohl eine Uebervortheilung andrer, als auch eine übervortheilende Perſon bezeichnet. Hier bedeutet es wohl ſo viel als Albernheit, Thorheit. Alfanz iſt beim Naturgenuß, wenn z. B. jemand beim Anblick einer bereiften Landſchaft ausruft: „Wie iſt doch die Natur im Allgemeinen ſo ſchön!“ oder wenn ein Stadtkind ſich darüber freut, daß wirkliche Maikäfer den aus Chocolade gemachten, oder der wirkliche Sonnenuntergang dem gemalten ſo ähnlich ſehen. Alfanz iſt es aber auch, wenn unſre modernen Naturgeſchichtsbildermacher den durch Jeſu Wort gewiſſermaßen geweihten Sperling nach allen Dimenſionen als „Lotterbuben“ darſtellen und den Bereich populärer Naturgeſchichte zu einer Stätte „ſatyriſcher Schnurrpfeifereien“ und „ſentimalen Schwindels“ machen. — Viel ſteht in der Verbindung „viel ſchön“ im Sinne von „ſehr“, wie öfter bei Claudius und auch ſonſt (vgl. „Vielliebchen“, der „vieledle Wein“).

In dieſem, wie faſt in allen übrigen Bauernliedern unſers Dich-

ters tritt mit größerer oder geringerer Deutlichkeit der Gegensatz heraus zwischen der Einfachheit, Genügsamkeit und Gottbezogenheit des Landlebens und der Verbildung, Genußsucht und Gottentfremdung des Städters. Claudius hat, indem er in ungezwungener Weise diesen zum Segen des Bauers ausschlagenden Gegensatz herauskehrt, den Zweck, den Bauer mit seinem damals noch drückenden Loose auszusöhnen, ihm seine schätzbaren Güter zu erhalten, ihn beim Genuß seiner Freuden zu leiten und dadurch zu veredeln. Was *ihm* den Bauernstand lieb machte, das war nicht die bäuerliche Tracht oder Sprache, nicht der pikante Mistgeruch oder die naive Beschränktheit bäuerlicher Anschauungen, sondern der Umstand, daß der Bauer in unmittelbarerem Verkehr mit Gott steht und von dem Bösen keine Noth zu leiden hat. In dem Liede „Der glückliche Bauer" (WW. V, 121), in welchem Claudius selbst als Bauer auftritt, spricht er sich darüber vernehmlich und gut aus. Nachdem er die unschuldigsten bäuerlichen Genüsse aufgezählt hat, singt er nämlich:

O, wer das nicht gesehen hat,
Der hat des nicht Verstand.
Man trifft Gott gleichsam auf der That —
Mit Segen in der Hand;

Und sieht's vor Augen, wie er frisch
Die volle Hand ausstreckt ꝛc.

und weiterhin:

Mir macht der Böse keine Noth;
Ich dresch ihn schief und krumm,
Und pflüg und hau und grab ihn todt
Und mäh ihn um und um.

Dabei sind ihm manche tadelnswürdige Eigenschaften des Bauers natürlich nicht unbekannt. In der zartesten Weise sucht er ihn von seiner Prozeßsucht abzubringen (vgl. „Der Bauer nach geendigtem Prozeß" WW. V, 96), und mit köstlichem Humor geißelt er der Bauern Lust, über Dinge zu sprechen, die sie nicht verstehen. („Hinz und Kunz" WW. I u. II, 26.)

Jeder, der mit einigem Verständniß bäuerlichen Lebens diese Gedichte liest, wird die Treue bewundern müssen, mit welcher Claudius die Zustände, Anschauungen, Gedanken, ja selbst die Redeweise der Bauern darstellt. Der Schlüssel zur Erklärung dieses Umstandes

iſt nicht ſchwer zu finden. Ein neuerer, auch der Lehrerwelt bekannter Schriftſteller (B. Goltz) ſagt: „Um zu erfahren, wie der Bauer auswendig und inwendig lebt, muß man ſelbſt ein Bauer oder ein gebildeter Oekonom, ein ſolcher Förſter, Landpfarrer oder Landſchulmeiſter, aber man darf kein gelahrter Stadtmagiſter und kein profeſſionirter Dichter ſein.“ Claudius war „ſelbſt ein Bauer“, und zwar ein Bauer in verklärter Geſtalt, und noch dazu alles übrige, was dort verlangt wird.

Wie wir ſchon wiſſen, ſtammt Claudius aus einer Predigerfamilie in Reinfeld. Reinfeld war damals ein Flecken von noch ganz dörflichem Charakter. Hier wuchs der Paſtorsſohn mit den Bauernſöhnen auf, verkehrte mit Bauer und Bäuerin, kam in Haus, Hof und Feld und lernte mit den Sitten, Anſchauungen und Bedürfniſſen der niederdeutſchen Bauern auch deren Sprache kennen und ſprechen. Noch in ſpätem Alter bediente er ſich gern der niederdeutſchen Mundart und hat ſogar einiges Schriftliche in ihr hinterlaſſen.

Der Beſuch der Schule zu Plön und der Univerſität zu Jena rief ihn aus jener Umgebung hinweg. Nach den Univerſitätsjahren hielt er ſich aber wieder eine längere Zeit im elterlichen Hauſe zu Reinfeld auf und konnte nun mit mehr Bewußtſein die bäuerlichen Verhältniſſe, in denen er jetzt nicht mehr ſtand, beobachten.

Von weit größerer Bedeutung mag die Reinfelder Zeit freilich zur Bildung ſeines innern Menſchen geweſen ſein. Die Stille des Pfarrhauſes, der Umgang mit der heiligen Schrift, das Leben in einer vom kirchlichen Geiſte getragenen Gemeinde mögen die Schlacken, welche die Schul- und namentlich die Univerſitätszeit um ſein Herz gelegt hatten, hinweggeräumt haben; während „ſein Jonathan“ Schönborn, einer der bedeutendſten Männer der damaligen Litteraturperiode, der in der Nähe von Reinfeld zu jener Zeit Hauslehrer war, ſeinem Geiſte die Feſſeln abnahm, indem er ihn zu Homer, Shakeſpeare, Plato, Baco, Newton und Klopſtock hinführte.

In dieſe Reinfelder Zeit fällt Claudius' kurzer Aufenthalt in Kopenhagen (März 1764 bis Auguſt 1765), deſſen wir an einem andern Orte noch gedenken müſſen.

1768 verließ Claudius Reinfeld auf immer und wandte ſich nach Hamburg als Redakteur einer Zeitung. Aber obgleich, wie wir

ſehen werden, der Aufenthalt in Hamburg ihm in mehrfacher Beziehung vom höchſten Werthe ſein mußte, ſehnte er ſich doch wieder nach der ländlichen Einſamkeit. Schon 1770 ſiedelte er nach Wandsbeck über, das er, kurze, durch den Krieg herbeigeführte Unterbrechungen nicht gerechnet, nur auf ein Jahr (1776—1777) noch einmal verlaſſen hat. Aber auch dieſes eine Jahr mußte dazu dienen, ihn das Leben der Bauern, diesmal der ſüddeutſchen, wenigſtens aus der Ferne kennen zu lehren.

Ein Herr von Moſer, Miniſter des damaligen Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt, hatte in dieſem Ländchen eine eigne Behörde gegründet, deren Bemühungen dahin gerichtet ſein ſollten, „dem guten, fleißigen Unterthanen jede Gattung einer Arbeit fruchtbarer, ſeine Abgaben leichter, ſein ganzes Leben froher, ſeinen Himmel blauer, ihn ſtolz auf ſein Vaterland, zufrieden mit ſich ſelbſt und dankbar gegen ſeinen Fürſten zu machen.“ An dieſe Behörde wurde Claudius durch Herders Vermittelung als „Ober-Land-Kommiſſarius“ berufen und Darmſtadt ihm zum Wohnſitz angewieſen. Anfangs ſcheint er daſelbſt ziemlich vergnügt gelebt zu haben. Die Ueberzeugung, einem „ſehr guten und menſchlichen Geſchäfte“ obzuliegen, der Umgang mit einigen geiſtig hervorragenden Männern, die namentlich durch Göthe angeregt waren, die ihm übertragene Redaktion einer im Dienſt jener Kommiſſion ſtehenden „Landzeitung“, die zum Beſten einer Invalidenanſtalt herausgegeben und durch Claudius' Beiträge — einige davon ſind unter der Ueberſchrift Görgeliana in die ſämmtlichen Werke (III, 24—30) aufgenommen — zur Fortſetzung des Wandsbecker Boten wurde: alles dies hätte dazu beitragen können, ihn ſein Wandsbeck, wo er zuletzt ſogar in große äußerliche Bedrängniß gerathen war, vergeſſen zu laſſen. Allein bald ergreift den an die norddeutſche Scholle geketteten Mann eine Art Heimweh; bald fängt er an zu klagen, daß er keinen Freund nach ſeinem Herzen finde; ein böſes Fieber wirft ihn nieder*); er fühlt ſich unbehaglich in ſeinem Amt, unbehaglich ſeinen Vorgeſetzten gegenüber, unbehaglich ſelbſt in der Darmſtädter Luft. Schon nach einem Jahre, im Mai 1777, zieht er mit Weib und Kind wieder zurück nach — Wands-

*) Vgl. „Nach der Krankheit“ III, 89. und die bildliche Darſtellung des Freundes Hain in ſeinem Amt und Beruf in der Erklärung der Kupfer des dritten Theiles.

beck; und dem beſorgten Herder, der ihn brieflich fragte, was er in Wandsbeck anfangen wolle, antwortet er: „überſetzen, Fortſetzung von Asmus herausgeben und — befiehl du deine Wege!“ Claudius hatte zwei Kinder und der Ankunft des dritten ſah er entgegen. Das Geld zur Reiſe mußte er ſich vorſchießen laſſen. Die Behörde, der er gedient hatte, wurde 1780 aufgelöſt mit Schimpf und Schande. Unſerm Claudius aber folgte der Ruf, daß er „ein ehrlicher Mann geweſen, der eben deswegen wieder wegging und ſich's zur Ehre ſeines Herzens machte, lieber jährlich 800 Gulden zu entbehren, als ſolche durch Windbeutelei zu verdienen.“ Herbſt nimmt mit Claudius Weggang aus dem Süden einen Wendepunkt an in deſſen verborgenem Sein. „Vor allem wurde ſein Geiſt freier und gereinigter von fremdartigen Zuſätzen, die der Zeitgeiſt und vielfacher Verkehr ihm beigemiſcht hatten. Er hatte der Litteratur in ihren glänzendſten Erſcheinungen und verſchiedenſten Richtungen in's Angeſicht geſehen, und er wußte das Echte und Große zu ſchätzen; er hatte ſelbſt auf dem deutſchen Parnaß — und nicht ohne Erfolg und Ruhm — mitgeſungen; auch warf er jetzt die Leier nicht weg. Aber es kam die Erkenntniß über ihn, daß ihre Töne anders geſtimmt ſein müßten, als nach den Anſchauungen, Ideen und Stimmungen der Tonangeber, die damals im deutſchen Dichterwald ſich ſelbſt und ihre Natur verkündeten. Es iſt der Zeitpunkt alſo, wo ſich Claudius entſchieden losſagt von ſeinen ehemaligen Genoſſen in der deutſchen Litteratur und ſeinen eignen, einſamen Weg zieht.“

In Wandsbeck begann nun Claudius wieder ſein in Gott vergnügtes Stillleben. Hier war er ſchon der „Förſter“ geweſen. Man erzählt ſich, als er einſt mit dem Vater ſeiner Rebekka von der Jagd zurückgekehrt und gefragt worden ſei, ob er etwas geſchoſſen, habe er geantwortet: „Ja, ich habe heute einen guten Schuß gethan.“ Er hatte nämlich um Rebekka geworben und das väterliche Jawort erhalten. Hier wurde er nun bei ſeinen heranwachſenden Kindern, zu denen auf einige Zeit noch die Söhne F. H. Jacobi's kamen, der „Schulmeiſter“ und für alle die Seinen der „Pfarrer.“ Hier wurde er wieder der „Bauer.“ Die milchende Ziege wurde, weil ſie dem Hauſe nicht mehr den vollen Bedarf liefern konnte, abgeſchafft; ſtatt deren traten zwei Kühe in die Wirthſchaft. Dieſe hatten ihren Weideplatz hinter dem Hauſe, an welches ſich zunächſt der Obſt- und Ge-

müſegarten anſchloß. So koſtete alſo Claudius auch von den „proſaiſchen Früchten“ des Bauernlebens. Er ſtellt mithin in ſeinen Bauernliedern perſönlich Erlebtes dar, und das mit einer Freude, wie ſie das Kind an ſeinen kleinen Dingen hat, ein Kennzeichen echter Lyrik.

Was damals den Bauern noch in einem weit höheren Grade eignete als jetzt, die Zufriedenheit: ſie war bei dieſem einfachen Leben Claudius' ſchönes Theil. Neid und Geiz gehören ihm, wie Eitelkeit und Wolluſt zum „Ungeziefer“ (I u. II, 110); er weiß, daß „Gott gerne giebt, ohne Maß und Ziel“, wenn auch „des Lebens Schöne mit Noth vereint“ iſt („Trinklied“ III, 41); ihm iſt alles Gold, wie das Erzgebirgiſche, nur „Lauſegold“; ihm iſt das Geld, wie Wolluſt und Ruhm, ein Götze, den man muthig umzuhauen hat (güldnes ABC); mit Saitenſpiel dankt er Gott, daß er kein König worden, und betet ihn von Herzen an, daß er ohne Hoffnung iſt, ein großer, reicher Mann zu werden („Täglich zu ſingen“ WW. III, 71); im Siegeston ſtellt er ſich mit ſeiner Zufriedenheit neben König, Sultan und Mogul.

Ein Lied.

(WW. I u. II, 53.)

Ich bin vergnügt, im Siegeston
  Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit ſeiner Kron
  Und Scepter iſt es nicht.
Und wär er's auch; nun, immerhin!
  Mag er's! ſo iſt er, was ich bin.

Des Sultans Pracht, des Mogols Geld.
  Des Glück, wie hieß er doch,
Der, als er Herr war von der Welt,
  Zum Mond hinauf ſah noch?
Ich wünſche nichts von alle dem,
  Zu lächeln drob fällt mir bequem.

Zufrieden ſein, das iſt mein Spruch!
  Was hülf mir Geld und Ehr?
Das, was ich hab', iſt mir genug,
  Wer klug iſt, wünſcht nicht ſehr;
Denn, was man wünſchet, wenn man's hat,
  So iſt man darum doch nicht ſatt.

Und Geld und Ehr iſt obendrauf
  Ein ſehr zerbrechlich Glas.
Der Dinge wunderbarer Lauf,
  (Erfahrung lehret das)
Verändert wenig oft in viel,
  Und ſetzt dem reichen Mann ſein Ziel.

Recht thun, und edel ſein und gut,
  Iſt mehr als Geld und Ehr;
Da hat man immer guten Muth
  Und Freude um ſich her,
Und man iſt ſtolz und mit ſich eins,
  Scheut kein Geſchöpf und fürchtet keins.

Ich bin vergnügt, im Siegeston
  Verkünd' es mein Gedicht,
Und mancher Mann mit einer Kron
  Und Scepter iſt es nicht.
Und wär er's auch; nun, immerhin!
  Mag er's! ſo iſt er, was ich bin.

Die Anfangsworte des Gedichts „Ich bin vergnügt" enthalten den Hauptgedanken desſelben, der mit Nachdruck vorangeſtellt und mit Nachdruck in der letzten Strophe wiederholt wird. Daß der Dichter vergnügt ſei, ſoll ſein Gedicht im Siegeston verkünden. Der Vergleichungspunkt beim Gebrauch dieſes Ausdrucks liegt nicht ſowohl in der Stärke des Tones, als vielmehr darin, daß ſich der Dichter als Sieger fühlt über einen Feind, der ſelbſt von manchem Mann mit Krone und Scepter nicht überwältigt werden kann, über die Unzufriedenheit. „Mancher Mann iſt es nicht", hat hier den Sinn: die meiſten Männer ſind es nicht. Der Dichter meint, wie aus dem Zuſatz „mit Krone und Scepter" zu erkennen iſt, die Fürſten. Denn Krone und Scepter ſind deren Symbole; jene das Symbol der Ehre, Würde und Hoheit, dieſes das Symbol der Herrſchaft. Und wäre der Fürſt auch zufrieden, fährt der Dichter fort, ſo iſt er, was ich bin. Damit ſtellt er ſich den Fürſten gleich; in der folgenden Strophe erhebt er ſich ſogar in drolliger Weiſe über den Sultan, den Mogol und einen Dritten, Ungenannten, den er aus ſcherzhaften Andeutungen errathen läßt.

*Mogol, gewöhnlich Mogul und Großmogul, war der Titel der Fürſten eines von einem mongoliſchen Stamme in Vorderaſien geſtifteten Reiches, das durch die nachherigen Eroberungen der Engländer zerfiel. Mit dem Mogul macht ſich's Claudius in ähnlicher Weiſe zu thun in „Urians Reiſe". Als poetiſche Figur fand er ihn in der deutſchen Litteratur ſchon vor.

Von alledem, was dieſe haben, wünſcht ſich der Dichter nichts; zu lächeln drob (= darob für darüber, wie ob für „über" im lokalen und kauſalen Sinne) fällt ihm bequem; ein ungewöhnlicher unperſönlicher Ausdruck, der ſich anſchließt an die unperſönlichen Ausdrücke: es fällt mir ſchwer, es fällt mir leicht, es fällt mir ein. Die Stimmung des Gemüths, welche beim Anſchauen der Reichthümer andrer ſo denken und ſprechen lehrt, bezeichnet man mit dem Ausdruck Humor; den, welcher ſo denkt und ſpricht, nennt man einen Humoriſten. Der Humoriſt iſt nichts weniger als ein Spaß- und Luſtigmacher von Profeſſion. Er kann ſehr ernſthaft ſein, aber auch durch den Ernſt bricht immer wieder das Vergnügtſein. Das zeigen uns die folgenden Strophen.

Zufrieden ſein, das iſt mein Spruch, das iſt das Wort,

welches ich täglich ſpreche und als Lebensweisheit im Munde führe. Geld und Ehr hilft dem nichts, dem das, was er hat, genug iſt; auch dem nichts, dem das Gewünſchte zufällt.

Denn, was man wünſchet, wenn man's hat,
So iſt man darum doch nicht ſatt.

„Was" hat den Ton und den Sinn von „was auch". Zur Sache vergleiche Pred. Sal. 5, 9: „Wer Geld liebt, wird Geldes nimmer ſatt" und das deutſche Sprichwort: „Geiz wächſt mit dem Gelde". Dazu kommt noch, daß (obendrauf) Geld und Ehr ein ſehr zerbrechlich Glas iſt. Damit iſt auf die Vergänglichkeit des Geldes und der Ehre hingedeutet, die auch die folgenden Zeilen der Strophe im Anklingen an das Lied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten" und an die Lobgeſänge der Hanna und Maria zum Gegenſtande haben. Das Geld iſt ja derjenige Schatz auf Erden, nach dem die Diebe am meiſten graben. „Geld geht hin wie her." Und von der Ehre ſagt das deutſche Sprichwort: „Ehr iſt zu hüten ſchwer; ein Riß in die Ehre heilt nimmermehre; wenn die Ehre einen Riß bekommt, ſteht ſie jedem offen."

Das obige Wort des Gedichtes und der Spruch des güldnen ABC unter dem Buchſtaben H können hier mit einander verglichen, oder es können aus der Menge der deutſchen Sprichwörter über das „Geld" und die „Ehre" einige zuſammengeſtellt werden.

Die beiden erſten Strophen des Gedichts ſind humoriſtiſch gehalten, die beiden folgenden nicht. Dem entſprechen die beiden Anfänge: „ich bin vergnügt" und „zufrieden ſein, das iſt mein Spruch."

Vergnügt iſt participialiſche Form von dem Zeitworte vergnügen, welches von genug abgeleitet iſt. Vergnügt iſt der, welcher genug hat, welcher nichts wünſcht von alle dem, was er nicht hat. Inſoweit kommt vergnügt mit zufrieden zuſammen. Denn zufrieden (zuſammengeſetzt aus zu und Frieden) nennen wir den, der bei dem, was er hat, zum Frieden, zur Ruhe gekommen iſt, in deſſen Seele beim Hinblick auf eignen Beſitz keine (gegen Gott oder ſich ſelbſt oder den Nächſten) ſtreitende Gedanken ſich regen. Mit dieſer Sinnverwandtſchaft beider Wörter hängt es zuſammen, daß Claudius in der dritten, mit „zufrieden ſein" anfangenden Strophe ſagen kann: was ich hab, iſt mir genug. Genug kann man aber haben an einem Stück trocknen Brotes und kann dabei zufrieden ſein, ohne gerade vergnügt zu ſein. Vergnügt nennen wir insbeſondere den,

deſſen Zufriedenheit mit innerlicher („ſtillvergnügt") oder äußerlich ſich zeigender Heiterkeit („Lächeln" u. dergl.) verbunden iſt. Claudius war zufrieden mit dem, was er hatte, indem er, hinblickend auf Geld und Ehre, fand, daß dieſe Dinge ihm nichts helfen würden, und daß ſie obendrein ſehr vergänglich wären; er war vergnügt, indem er beim Hinblick auf Gut und Ehre andrer im Siegeston ſang und über der Menſchen ungebändigte Habſucht lächelte. Der Ausdruck der dritten Strophe „mit ſich eins" kommt ganz mit „zufrieden" zuſammen. Der Ausdruck „ſtolz" an derſelben Stelle entſpricht dem Vergnügtſein, wie es ſich in der zweiten Strophe als Gleichſtellung mit Sultan und Mogul äußert.

Die fünfte Strophe giebt die Quelle des Vergnügtſeins und der Zufriedenheit an: Wer Recht thut, edel und gut iſt, der hat mehr als Geld und Gut und daher immer guten Muth ꝛc., der ſcheut kein Geſchöpf und fürchtet keins; die Kehrſeite jenes Bibelworts: „Alle Welt fürchte den Herrn und vor ihm ſcheue ſich alles, was auf dem Erdboden wohnet." Den Unterſchied zwiſchen edel und gut, den Claudius anderwärts feſtſtellt, beobachtet er hier nicht. Vgl.: „Ein edles Herz glänzt hell und hold, ein gutes iſt gediegen Gold." (Güldnes ABC.) „Edel iſt: Ahnung der Heimat, das Gute in Feindes Land, der König im Gefängniß. Wer Freude am Guten hat und gerne gut wäre und mit ſich kämpft und ſtreitet, daß er's ſei, der iſt ein edler Mann." (WW. VI, 103). „Gut iſt ein ander Ding als edel, und Freiſein ein ander Ding als an ſeiner Kette reißen und rütteln. Edle Menſchen giebt es von Natur; aber gut iſt niemand, als der einige Gott, und wen der gut gemacht hat." (WW. VI, 102).

Die ſechſte Strophe iſt eine bloße Wiederholung der erſten, die dazu dient, die Grundſtimmung des Liedes, von der ſich dasſelbe namentlich in der fünften Strophe entfernt hatte, wieder anzuregen.

Es liegt auf der Hand, daß ein Mann, der ſo wie Claudius ſeine Scholle liebt und mit edler Geſinnung in den Stand tritt, der mehr als jeder andere an die Scholle gefeſſelt iſt, ſein Vaterland lieben muß. Claudius nach dieſer Seite hin kennen zu lernen, ſei unſre nächſte Aufgabe.

§. 7. Claudius der Patriot.

Die sämmtlichen Werke eröffnet ein „Neujahrslied". Der Dichter wandelt in der frühen Dämmerung durch ein „Eichthal", und als er daran denkt, daß Gottes Sonne hier bald zum ersten Male aufgeht, umarmt er vor Freude einen Eichenbaum. Da hört er etwas „wie Gesang, das das Waldthal wieder spricht":

Der alten Barden Vaterland
Und auch der alten Treue!
Dich, freies unbezwungnes Land!
Weiht Braga hier aufs neue
Zur Ahnentugend wieder ein!
Und Friede deinen Hütten,
Und deinem Volke Fröhlichsein,
Und alte deutsche Sitten.

Braga, Gott der Dichtkunst bei den alten Deutschen, ein Sohn des höchsten Gottes, Wuotan, Gemahl der Iduna, die als Göttin der Unsterblichkeit unsterblich machende Aepfel mittheilt, steigt glänzend (eine goldne Harfe wird ihm im Götterglauben der alten Deutschen als Symbol beigegeben) hernieder und weiht das Land der Treue wieder zur Treue ein, bringt Frieden den Hütten, Fröhlichsein und alte deutsche Sitten dem Volke. Das Folgende ist weitere Ausführung dieses Gedankens, der, seiner mythischen Fassung entkleidet, lauten möchte: Die aufs neue in Deutschland erstandene Dichtkunst, eine göttliche Gabe, erweckt die Tugenden und Sitten der Ahnen und bringt Frieden und Fröhlichkeit.

Deutschland wird „der alten Barden Vaterland" genannt. Dies hängt mit einem Irrthum der damaligen Zeit zusammen, die, eine Stelle aus einem römischen Schriftsteller (Tacitus) mißverstehend, annahm, die alten Deutschen hätten eine besondre Sänger- und Dichterkaste der Barden gehabt.

Um Fröhlichkeit zu erwecken, muß die Dichtkunst folgerecht in den Dienst des Preises des Weins treten, der des Menschen Herz erfreut. Aber die Claudius'sche Muse preist nicht jedweden Wein, sondern nur den, den das Vaterland aus seiner Fülle bringt, den Rheinwein (Rheinweinlied III, 103):

„Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär er sonst so gut!
Wie wär er sonst so edel, wäre stille,
Und doch voll Kraft und Muth!"

Man fühlt hier durch, was Claudius in dem Liede „Ich bin ein deutscher Jüngling" (WW. I u. II, 111) ausspricht:

Beim ſüßen Namen „Vaterland"
Schlägt mir das Herz,
Und mein Geſicht wird feuerroth.

Wenn wir neben dieſen echt patriotiſchen Aeußerungen einige Gedichte in Claudius' Werken finden, die ſich auf das däniſche Königshaus beziehen, ſo müſſen wir daran denken, daß der däniſche König Claudius' rechtmäßiger Landesherr war, und daß zu Claudius' Zeit zwiſchen Deutſchthum und Dänenthum noch nicht einmal eine Spur des Riſſes war, der jetzt ſo groß geworden iſt. Claudius konnte alſo recht wohl den däniſchen König, der noch dazu ſein Wohlthäter war, beſingen und doch ein guter Deutſcher ſein. Es muß noch ein Anderes erwähnt werden. Deutſche Bildung hatte durch den trefflichen däniſchen Miniſter, Grafen Hartwig von Bernſtorff, durch deſſen Weisheit der kleine däniſche Staat überhaupt in der allgemeinen europäiſchen Achtung ſehr gehoben worden war, in Dänemarks Hauptſtadt Kopenhagen eine Stätte der Pflege gefunden. Wir können uns ſogar des Schamgefühls nicht erwehren, wenn wir daran denken, daß Klopſtock, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Deutſchlands größeſter Dichter, zur Vollendung ſeines „Meſſias" in Dänemark eben durch jenen Bernſtorff einen Jahrgehalt bezog; während ihn ſein Vaterland, obgleich es ihm ſeine Bewunderung in hohem Maße zu Theil werden ließ, nicht unterſtützte. Auch der als Liederdichter bekannte Theologe Cramer (bei Claudius erwähnt I u. II, S. 54) wurde aus Quedlinburg durch Bernſtorff als Hofprediger nach Kopenhagen berufen, wo er ſich den Namen „Eyegode", d. i. der durchaus Gute, erwarb; desgleichen der Pädagog Baſedow u. a. Dieſe Männer bildeten in Kopenhagen einen deutſchen Kreis, in den auch Claudius einzutreten vergönnt war. Klopſtock war das Centrum dieſes Kreiſes.

§. 8. Claudius in Kopenhagen. Klopſtock. Der Hainbund. Wieland.

Wie wir bereits oben (S. 43) ſahen, hatte Schönborn unſern Dichter während deſſen Aufenthalt in Reinfeld zu den bedeutendſten Dichtern und Denkern des Auslandes hingeführt; wahrſcheinlich hatte er ihn auch auf das an Deutſchlands litterariſchem Himmel damals

hell glänzende Gestirn, auf Klopstock, hingewiesen. Das Glück, mit diesem Manne in nähern Umgang zu kommen, ward unserm Claudius zu Theil, während Schönborn noch sein Hauslehrerleben fortsetzte. Im März 1764 verließ Claudius das elterliche Haus und ging nach Kopenhagen als Secretär eines dänischen Grafen. Bald finden wir ihn in jenem Kreise; und was er als Dichter geleistet hat, das möchte er zumeist diesem Kreise, und zwar der Seele desselben, Klopstock, verdanken.

Bevor wir nun Klopstock näher kennen lernen und seine unberechenbaren Verdienste um die deutsche Sprache zu würdigen versuchen, müssen wir einen Blick werfen auf den heillosen Zustand, in welchem sich die deutsche Sprache und Litteratur in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts befand.

Nach der Mitte des 13. Jahrhunderts begann der Baum der deutschen Poesie, der ein Jahrhundert lang die köstlichsten Früchte getragen hatte, entschieden abzublühen. Nur einzelne Zweige noch trugen minder gute Früchte durch alle folgenden Jahrhunderte. Schon das 14. Jahrhundert fing an, den Baum als einen unedlen zu verachten. Die höhern Stände, die sein bis dahin gepflegt hatten, überließen ihn Bürgern und Handwerkern. Was für Früchte diese im Verlaufe des 15. und 16. Jahrhunderts dem Baume abgewannen, das werden wir an einem andern Orte sehen. Luther's schöpferische That der Bibelübersetzung, seine Predigten, Katechismen, Briefe, Gutachten, Streit- und andre Schriften, für die Ausbildung der deutschen Prosa von höchstem Werthe, konnten doch, so wenig wie seine und seiner Zeitgenossen herrliche geistliche Lieder, den Baum verjüngen. Das eine Princip des Protestantismus: Nur die Schrift! nöthigte zu nachdrücklich zur Theilnahme an dem namentlich seit der Eroberung von Constantinopel (1453) zuerst in Italien, dann auch in Deutschland erweckten Studium der alten Sprachen. Der katholische Theil Deutschlands blieb darin nicht zurück. So trat zu der Scheidung in Protestanten und Katholiken noch die in Gelehrte und Ungelehrte. Während nun diese, durch die Kluft der alten Sprachen, namentlich der lateinischen, von jenen getrennt, immermehr in Gemeinheit und Rohheit versanken, entfernten sich jene auch in der Gesinnung von deutschem Wesen. Was die deutsche Vorzeit Großes gethan und geschaffen, wurde buchstäblich vergessen, und was die

Jetztzeit in den Kreiſen des Volks etwa hervorbrachte, tief verachtet. In dieſes Unheil ſendete noch der im Jahr 1618 anbrechende dreißigjährige Krieg ſeine verderblichen Geſchoſſe. Nicht bloß, daß die franzöſiſche Sprache, die ſchon gegen Ende des 16. Jahrhunderts an den deutſchen Höfen, unter den deutſchen Gelehrten und Beamten Eingang gefunden hatte, ihre Herrſchaft immer weiter ausdehnte: nein, alles Nationalgefühl wurde namentlich in den höhern Ständen durch den Einfluß franzöſiſcher Sprache und Sitte vernichtet. Als nun noch dazu die glanzvolle Regierung Ludwig's XIV (1643—1715) das politiſche Anſehen Frankreichs in ganz Europa hob, und zu gleicher Zeit das goldne Zeitalter der franzöſiſchen Litteratur anbrach: da ſchien es, als ſollte die echt deutſche Art ganz durch welſches Weſen vernichtet werden. Denn am Hofe Ludwig's XIV holte der deutſche Adel ſeine Bildung, in Paris ſuchte die deutſche Familie ihren Hauslehrer, in franzöſiſchen Werken fand der deutſche Dichter ſeine Geſetze*). Daneben blieb an den Univerſitäten und auf den gelehrten Schulen die lateiniſche Sprache fort und fort herrſchend. In der äußerlichſten Weiſe eignete man ſich die lateiniſche Sprache an, in der äußerlichſten Weiſe ſetzte man lateiniſche Redensarten zu Gedichten und Proſaaufſätzen zuſammen. Eine Rückwirkung gegen ſolche Selbſtvergeſſenheit konnte nun freilich nicht ausbleiben. Leibnitz († 1716), der vielſeitigſte Gelehrte ſeiner Zeit, brachte die deutſche Wiſſenſchaft zu Ehren, wiewohl er ſelbſt bei aller Hoffnung auf eine dereinſtige Verbeſſerung der deutſchen Sprache nur lateiniſch und franzöſiſch ſchrieb; Wolf, ſein Schüler, wandte ſchon die deutſche Sprache in ſeinen wiſſenſchaftlichen Werken an; Thomaſius, bekannt durch ſeinen erfolgreichen Kampf gegen die Hexenproceſſe, war der erſte, welcher ſeine Vorleſungen an der Univerſität in deutſcher Sprache hielt. Nur in der Dichtkunſt behauptete das Franzöſiſche, wenigſtens in ganz Norddeutſchland, ſeine Macht

*) Noch 1785 ſchrieb Mozart in Wien, wo es ſich um das Emporbringen der deutſchen Oper handelte, mit großer Bitterkeit: „Wäre nur ein einziger Patriot mit am brette — es ſollte ein anders geſicht bekommen! — Doch da würde vieleicht das ſo ſchön aufkeimende National-theater zur blüthe gedeihen, und das wäre Ja ein Ewiger Schandfleck für Teutſchland, wenn wir Teutſche einmal mit Ernſt anfingen Teutſch zu denken — Teutſch zu handeln — Teutſch zu reden, und gar Teutſch — zu Singen!!! —“

durch einen Mann, den wir etwas näher kennen lernen müſſen, durch Gottſched.

Gottſched (geb. 1700, † 1766), aus Preußen ſtammend, war Profeſſor der Beredtſamkeit zu Leipzig. Er hat das unbeſtreitbare Verdienſt, die deutſche Dichtkunſt gegen das lateiniſche Verſemachen zu Ehren gebracht, deutſche Gedichte den franzöſiſch redenden und leſenden höhern Ständen näher gerückt, der deutſchen Sprache und Dichtkunſt feſte Regeln gegeben, und das Intereſſe für die deutſche Sprache und Litteratur in weiten Kreiſen geweckt zu haben. Allein ſeine eigenen und ſeiner zahlreichen Verehrer Dichtungen waren faſt ebenſo inhaltsleer, als die lateiniſchen Verſe der Gelehrten; von ſeinen Regeln hatte er die Meinung, daß man dieſelben bloß zu beobachten brauche, um dichteriſche Werke zu machen; und dieſe Regeln hatte er geſchöpft aus franzöſiſchen Dichtern, die er ungebührlich verehrte. Was nach ſeinen Regeln gedichtet war, erhob er in der lächerlichſten Weiſe als vollendetes Kunſtwerk; alles Uebrige, ſelbſt die echten Dichtungen unſerer erſten Blüthezeit, verdammte er als ungeſchickt, roh und plump. Das verwickelte ihn in einen Streit mit einigen Schweizern (Bodmer u. a.), die ebenſo große Bewunderer der engliſchen Litteratur als jener deutſchen Dichtungen waren. Siegesgewiß behandelte Gottſched ſeine Gegner mit unerhörtem Uebermuth und erklärte ſich ſogar in thörichter Verblendung gegen die von den Deutſchen mit Begeiſterung aufgenommene Meſſiade Klopſtocks. Damit war ſein Anſehen für immer dahin. Die begabteſten ſeiner Anhänger wandten ſich ſchweigend von ihm ab und bildeten, weil ſie Klopſtocks kühnem Fluge nicht folgen konnten, das Mittelglied zwiſchen dieſem und dem nun der Vergeſſenheit und Verachtung anheimfallenden Gottſched. Gellert iſt der bekannteſte Dichter und Schriftſteller dieſer Richtung.

Friedrich Gottlieb Klopſtock iſt geboren den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg am Harz, wo ſein Vater, ein biederer, löwenmuthiger, frommer, aber einer gewiſſen abergläubiſchen Schwärmerei ergebener Mann, der viel mit Geiſtern der Verſtorbenen verkehrte und manche Nacht mit dem Teufel in ſchweren Kämpfen ſich abmühte, Commiſſionsrath war. Die Mutter wird als eine würdige, die Großmutter als eine auf das Ewige unverrückt hinſehende Frau geſchildert; beide liebten den Knaben mit zärtlicher Hingabe. Bald

trat der Vater in die Pachtung des Amtes Friedeburg bei Wettin ein. Friedeburg liegt in einer anmuthigen ländlichen Gegend, die des Knaben Sinn der Natur zuwandte und ſeinen muntern, ja gefährlichen Knabenſpielen mannigfache Gelegenheit bot. So und unter der treuen Pflege der Seinen wuchs der Knabe, deſſen erſter Unterricht von einem Hauslehrer geleitet ward, geiſtig, mehr noch körperlich kräftig empor. Als er 13 Jahr alt war, kehrte der Vater nach Quedlinburg zurück. Hier beſuchte der Knabe bis zu ſeinem 16. Jahre das Gymnaſium und erhielt dann (1739) eine Stelle in Schulpforte. Das herrliche Saalthal und das Studium der an dieſer Schule mit größeſter Hingabe behandelten claſſiſchen Schriftſteller der Griechen und Römer gaben der faſt unbegrenzten Gabe des Jünglings zur Poeſie reiche Nahrung. In der Schulpforte entwickelte ſich auch ſein Sinn für enge edle Freundſchaft und der Hang zur Empfindſamkeit, der uns in ſeinem Leben wie in ſeinen Gedichten ſo vielfach entgegentritt. Er weilte gern in der Einſamkeit; an Orten, wo er die Werke und Wunder Gottes in der Natur betrachten konnte, war er am liebſten; gewöhnliche Luſtbarkeiten betrachtete er ganz gleichgiltig; das Schlittſchuhlaufen war von Kindheit an ſeine größeſte Luſt. Nach mancherlei kleinern, faſt unbeabſichtigten dichteriſchen Productionen, und bei dem Drange ſeiner Dichterkraft auf ein größeres Werk hin, reifte endlich in ihm der Gedanke, den Meſſias zu beſingen. Damit fiel ein früherer, auf Heinrich den Vogler gerichteter Plan. Man höre darüber ſeine eignen Worte in der Ode „Mein Vaterland."

Früh hab ich dir (Vaterland) mich geweiht! Schon da mein Herz
Den erſten Schlag der Ehrbegierde ſchlug,
Erkor ich, unter den Lanzen und Harniſchen
Heinrich, deinen Befreier, zu ſingen.

Allein ich ſah die höhere Bahn,
Und, entflammt von mehr, denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit ſie vor. Sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menſchengeſchlechts.

Seine akademiſchen Studien machte Klopſtock in Jena, wo er nur ein halbes Jahr blieb, und in Leipzig. Schon in Jena hatte er in aller Stille die drei erſten Geſänge des Meſſias in Proſa geſchrieben, in Leipzig dichtete er ſie in dem Versmaß der claſſiſchen

epiſchen Gedichte, dem Hexameter, und ließ ſie in den „Bremiſchen Beiträgen", einer litterariſchen Zeitſchrift, im Jahre 1748 erſcheinen. An der genannten Zeitſchrift waren einige Männer thätig, die dem pedantiſchen Gottſched zwar den Rücken gewandt hatten (Gärtner, Ebert, Giſeke, Gellert u. a.); aber was waren all ihre Gedichte gegen dieſe drei Geſänge! Und doch liegt nicht im Meſſias, ſondern in den Oden, mit denen er in dem nämlichen Jahr hervorzutreten angefangen hatte, die eigentliche Klaſſicität Klopſtocks.

Das Aufſehen, welches das Erſcheinen des Meſſias in Deutſchland erregte, iſt nur mit dem Aufſehen zu vergleichen, welches Luthers Bibelüberſetzung und etwa Gellerts Schriften gemacht haben. Gottſched durfte natürlich nicht ſchweigen. Er erklärte das Gedicht für eine Mißgeburt, die durch Unnatürlichkeit der Sprache den guten Geſchmack beleidige und jedem verſtändigen Chriſten mißfallen müſſe. Aber der Glaube an Gottſched war ſchon ſchwach geworden. Und wenn auch in der That mancher verſtändige Chriſt an gewiſſen Seiten des Gedichts gerechten Anſtoß nehmen mochte — wie denn von einem Dorfpfarrer erzählt wird, er habe Klopſtock dringend gebeten, den Meſſias nicht weiter zu dichten, während viele andre Geiſtliche in ihren Predigten begeiſtert in das Versmaß der Meſſiade überſprangen — der Mehrzahl konnte es nicht entgehen, daß in dem Sänger deſſelben der deutſch-chriſtliche Geiſt perſönlich geworden, und daß dieſer Sänger mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit in ſein Gedicht eingegangen war. Zunächſt wenigſtens mußte jeden dieſe Fülle der Gedanken, dieſe Kraft der Sprache, dieſe fortreißende Macht dichteriſcher Begeiſterung mit Bewunderung für den Dichter erfüllen. An dergleichen war das damalige deutſche Ohr nicht gewöhnt, dergleichen mußte dem damaligen deutſchen Gefühl als etwas ganz Neues erſcheinen. Und in der That, in Klopſtock iſt die deutſche Poeſie neu geboren. „Er iſt der Morgenſtern, der plötzlich aus dem tiefen Dunkel, kaum durch eine leiſe Dämmerung angekündigt, ſich erhob" (Vilmar).

Die ganze Meſſiade erſchien in zwanzig Geſängen in dem Zeitraum von 25 Jahren. Ihr Gegenſtand iſt in dem Eingange bezeichnet:

„Sing, unſterbliche Seele, der ſündigen Menſchen Erlöſung,
Die der Meſſias auf Erden in ſeiner Menſchheit vollendet,

Und durch die er Adams Geſchlecht zu der Liebe der Gottheit,
Leidend, getödtet und verherrlichet, wieder erhöht hat.
Alſo geſchah des Ewigen Wille. Vergebens erhub ſich
Satan gegen den göttlichen Sohn; umſonſt ſtand Juda
Gegen ihn auf: er that's und vollbrachte die große Verſöhnung."

Daß die Meſſiade jetzt ſo ſelten, von faſt niemand aber bis zu Ende geleſen wird, das hat verſchiedene Gründe. Einmal iſt ſie in der That über Gebühr ausgedehnt; zum andern iſt ſie, als Epos betrachtet, wenigſtens von Göthe's „Hermann und Dorothea" in allen Beziehungen bei weitem übertroffen, ganz abgeſehen davon, daß uns die Nibelungen wiedergegeben ſind; zum dritten ſind wir, wenn wir ſie, wie Klopſtock ſelbſt in ſeinen ſpätern Jahren und manche ſeiner Zeitgenoſſen das thaten, als Erbauungsbuch betrachten wollten, denn doch an Beſſeres gewöhnt; zum vierten iſt ſie in fortdauernder Erhabenheit gehalten, und es tritt in ihrem Verlauf, entſchieden mit der zweiten Hälfte, ein ſehr fühlbarer Abfall ein. „Die erſten zehn Geſänge aber", ſagt Vilmar, „verdienen geleſen und wieder geleſen zu werden, und ihr Lob zu verkündigen iſt die Pflicht eines jeden, der ſie geleſen hat und Sinn für großartige und ergreifende Schilderungspoeſie beſitzt."

In dem nämlichen Jahre, in welchem Kopſtock die drei erſten Geſänge des Meſſias hatte erſcheinen laſſen, ging er nach Langenſalza als Hauslehrer. Hier lebte die in ſeinen Oden gefeierte Fanny (Friederike Schmidt), deren Gegenliebe zu erregen dem Dichter nicht vergönnt war. Innerlich zerriſſen von einer ihn überwuchernden Leidenſchaft, nach ſeinem eignen Ausdruck „der ſchwermuthsvollen Liebe" ſeine Stunden weihend, nahm er eine Einladung Bodmer's nach Zürich an und lebte daſelbſt drei Viertel des Jahres 1750. Die ſchweizeriſche Natur, die reine Sitteneinfalt der Bewohner, der Umgang mit Bodmer gaben ſeinem Geiſte neue Nahrung. Vor allem aber darf wohl die Wirkung der in dem Schweizer ſo lebendig ſich regenden Vaterlandsliebe auf Klopſtocks patriotiſches Gefühl nicht gering angeſchlagen werden. Manches köſtliche Gedicht, namentlich die Ode „Der Zürcherſee", verdanken wir dieſem kurzen Aufenthalte Klopſtocks in der Schweiz. Gleich in der erſten Strophe jener Ode ſehen wir, daß „dem Dichter nicht die Natur an und für ſich etwas gilt, ſondern immer nur in der Verbindung mit der Menſchenwelt und mit Gott."

Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verſtreut, ſchöner ein froh Geſicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Dieſe Art der Naturbetrachtung kehrt in allen ähnlichen Gedichten Klopſtocks wieder; und wir wiſſen bereits, daß Claudius ihm hierin gleichſteht, freilich ohne dem hochgehenden Schwunge Klopſtocks folgen zu können.

Die Jahre von 1751 bis 1771 verlebte Klopſtock meiſt in und bei Kopenhagen, geehrt von Bernſtorff, geachtet vom Könige, geſucht von allen, die den Genius der neuen Zeit in ihm erkannten. Auf der Reiſe dorthin lernte er in Hamburg Meta Moller, ſeine nachherige Gattin, kennen, die er ſchon nach einer vierjährigen Ehe (1758) auf dem Kirchhofe zu Ottenſen bei Hamburg begrub. Meta (in den Oden „Cidli") hatte ſeit ihrer Bekanntſchaft mit Klopſtock den innigſten geiſtigen Verkehr mit dem Dichter gepflegt; ſie hatte die ſeit zehn Jahren in ſeinem Innern fortklingende Diſſonanz gelöſt; als ſeine Gattin hatte ſie ſich der Meſſiade gefreut „nicht der Ehre, ſondern des Nutzens, der Erbauung wegen"; während er daran arbeitete, hatte ſie gebetet, Gott möge die Arbeit und Erbauung ſegnen; ſie hatte dem treueſten Pfleger inniger Freundſchaft (vgl. die Oden an Ebert, Giſeke, Bodmer u. a.) das Glück des Familienlebens gebracht; noch mehr, ſie hatte der religiöſen Sphäre, die Klopſtocks Lebenselement war, einen neuen Schein gegeben. „Jetzt erſt", ſchreibt er nach ſeiner Verheirathung, „nachdem Meta ganz mein iſt, umfaſſe ich den Werth des irdiſchen Lebens und preiſe den Gott der Himmel, der mir Gefühle gab, ihn in dieſem wahren Leben verherrlichen zu dürfen. Die Glorie des irdiſchen Daſeins iſt mir geworden, die Siegespalme iſt in meiner Hand, ich ſinge dir Jubellieder, Jehovah, Jehovah!" — Nach Metas frühem Tode mußte er Troſt ſuchen in der Herausgabe ihrer hinterlaſſenen Schriften.

Die Kopenhagener Zeit war natürlich vorzugsweiſe der Fortführung des Meſſias gewidmet, deſſen letzte fünf Geſänge aber erſt 1773 erſchienen. Daneben hatte Klopſtock viele Oden gedichtet, die 1771 in zwei von andern beſorgten Ausgaben erſchienen, ſodann aber von ihm ſelbſt neu, berichtigt und im Versbau verbeſſert herausgegeben wurden. „Nein, Verſe ſind das nicht", ſchreibt Claudius im Wandsbecker Boten vom Standpunkt ſeiner Leſer aus, — „zwar

iſt's gedruckt, wie Verſe, und 's iſt viel Klang und Wohllaut drin, aber 's können doch keine Verſe ſein. — 's ſind doch Verſe, und faſt 'n jeder Vers iſt ein kühnes Roß mit freiem Nacken, das den warmgründigen Leſer von fern reucht und zur Begeiſterung wiehert. — Ueber die Wortfügung hab' ich oft meine eignen Gedanken, und übers Metrum, und ich wollte d'rauf wetten, daß beſondere Kniffe d'rin ſtecken, wer ſie nur recht verſtünde ꝛc." (WW. I u. II, S. 54.)

Da haben wir von unſerm Boten eine gelungene Beurtheilung der Klopſtock'ſchen Oden. Sie ſind köſtliche Schöpfungen, aber es ſtecken „beſondre Kniffe" darin, und zwar nicht bloß in dem Metrum derſelben. Die Zeit vor Klopſtock hatte alles Gewicht auf möglichſt glatten Fluß der Verſe und auf den Klingklang der Endreime gelegt. Namentlich war ſeit hundert Jahren ein franzöſiſcher Vers, der ſogenannte Alexandriner*), beliebt geworden, gerade der matteſte von allen, und in dieſen matten Vers kleidete man einen noch mattern Inhalt. Klopſtocks Dichtergeiſt mußte aus Nothwendigkeit mit dieſem faden Geſchwätz zugleich die Form verwerfen, in der es erſchien. Und wie er Nahrung gefunden hatte in dem antiken Geiſte, ſo nahm er auch aus dem Alterthum ſeine Formen, für den Meſſias den Hexameter, für die Oden meiſt die Strophen des lateiniſchen Odendichters Horaz. Das mußte ſo kommen; aber die in Bezug auf Quantität der Silben ganz anders geartete deutſche Sprache konnte nur gewaltſam in jene Formen hineingezwängt werden. Das empfinden wir noch härter, als es die Mitwelt empfand. Gleichwohl wird noch jetzt jeder von dem kühnen Flug der Oden hingeriſſen werden; und ſie ſind deshalb noch von beſonderm Werthe, weil die ganze Dichterperſönlichkeit Klopſtocks darin abgebildet iſt. Gott, Natur und Vaterland, die Dinge alſo, die Klopſtocks Inneres einzig erfüllten, und die er der Poeſie als ihrer einzig würdig wiedergegeben hat; Freundſchaft und Liebe, denen er ſein ganzes Leben hindurch mit ſeiner durch Religion, Vaterlandsliebe und Naturſinn zunächſt beſtimmten Perſönlichkeit ſich weihte, erſcheinen in den Oden als Gegenſtände des Preiſes; und wie weit er dabei von dem antiken Geiſte berührt war, das wird dem Kundigen aus jedem Verſe

*) Dieſer Vers iſt auch in einigen Kirchenliedern angewandt: Nun danket alle Gott; O Gott, du frommer Gott.

offenbar. Die nach dem Jahr 1770 gedichteten Oden ſtehen den frühern bedeutend nach. Eine dem Lehrer und den Schulen zu empfehlende Auswahl iſt, ſo viel ich weiß, nicht erſchienen.

Gottſched hat, wir müſſen es ihm Dank wiſſen, dafür geſorgt, daß wir einen intereſſanten, lehrreichen Vergleich zwiſchen ſeiner und Klopſtocks Poeſie anſtellen können. Klopſtock hatte dem Andenken der im December 1751 verſtorbenen Königin Luiſe von Dänemark eine Ode gewidmet, deren zwei erſte Strophen ſo lauten:

Da ſie, ihr Name wird im Himmel nur genannt —
Ihr ſanftes Aug' im Tode ſchloß,
Und von dem Thron empor zum höhern Throne
Im Siegsgewande trat,

Da weinten wir! Auch der, der ſonſt nicht Thränen kannte,
Ward blaß, erbebt' und weinte laut.
Wer mehr empfand, blieb unbeweglich ſtehen,
Verſtummt' und weint' erſt ſpät.

Wohl um Klopſtock deutſch dichten zu lehren, und um die Welt durch Auge und Ohr von der Herrlichkeit Gottſched'ſcher Poeſie zu überzeugen, veröffentlichte der thörichte Mann eine aus „der Feder eines geſchickten Frauenzimmers in der Mark" herrührende Umdichtung jener Ode, deren betreffende Strophen ſo lauten:

Es trat die Würdigſte der Würdigen auf Erden,
Wiewohl ihr Name wird im Himmel nur genannt,
Von ihrem Götterſtuhl, um recht beglückt zu werden,
Zum höchſten Thron empor mit ihrem Siegsgewand:
Ihr holder Blick entwich durch einen Todesſchlummer
Dem in der Sterblichkeit mit Glanz bedeckten Kummer.

Und ſchnell ergoſſen ſich geſammter Augen Röhren:
Auch wer nicht Thränen kennt, weil ihn die Großmuth ſtärkt,
Ward blaß, erbebete, ließ lautes Weinen hören,
Und wer noch zärtlicher den herben Schmerz bemerkt:
Blieb unbeweglich ſtehn und ſchwieg, bis Herz und Sinnen
Spät, durch den milden Fluß der Zähren Raum gewinnen.

Klopſtock hatte frühe ſchon geahnt, daß ſeine Dichterſchwingen einſt ermatten würden. Er hatte ſich nicht getäuſcht. Alles, was er ſeit Anfang der ſiebenziger Jahre gedichtet hat, reicht an das Frühere nicht mehr heran. Von ſeinen Bardieten, d. i. in Proſa geſchriebenen Dramen, die von eingeſtreuten Chorgeſängen der Barden ſo genannt wurden; von ſeiner Gelehrtenrepublik, d. i. einer wiſſen-

ſchaftlichen Schrift, in welcher er ſeine Anſichten über die deutſche Litteratur niedergelegt hat; ſelbſt von ſeinen Kirchenliedern („Auferſtehn, ja auferſtehn wirſt du") können wir ganz ſchweigen; obgleich dieſe Werke zum Theil wenigſtens noch der frühern Zeit angehören. Was mit der „Gelehrtenrepublik" anzufangen ſei, das ſcheint auch Claudius Verlegenheit gemacht zu haben. (WW. III, 33). Andre drückten ſich ſchärfer aus. So ſchreibt Wieland an F. H. Jacobi: „Nun, mein Jacobi, ſollten wir auch unſer Urtheil über Klopſtocks Gelehrtenrepublik feſtſetzen. Aber wie wollen wir das machen? Wann hat jemals ein Menſch gedacht, geſprochen, gefaſelt und gefabelt, wie dieſer Menſch? Iſt es möglich, mit mehr Genie und ſelbſt mit mehr Vernunft zu raſen? Doch ich enthalte mich noch, ein Endurtheil zu ſprechen."

Die Jahre von 1771 ab verlebte Klopſtock, der nie in ſeinem Leben ein Amt bekleidet hat, meiſt in Hamburg; die däniſche Penſion, wozu 1775 noch eine badenſche kam, begründete ſeine ſorgenfreie Exiſtenz. 1791 verheirathete er ſich noch einmal. In den letzten zehn Jahren ſeines Lebens nahm er zum Befremden vieler ſeiner Verehrer begeiſterten Antheil an der franzöſiſchen Staatsumwälzung; doch wandte er ſich mit Abſcheu ab, als die Greuel in der Hinrichtung Ludwig XV. ihren Höhepunkt erreichten.

Bis zum Winter 1802 bis 1803 erfreute ſich Klopſtocks durch körperliche Uebungen gekräftigter Körper im ganzen einer guten Geſundheit. Die nun eintretenden körperlichen Leiden ertrug er mit großer chriſtlicher Geduld. Am 14. März 1803 ſtarb er und ward mit wahrhaft königlichen Ehren begraben.

In einem ſeiner letzten und ſchwerſten Kämpfe hat er ſich aufrichtend die ſeit lange in ſeinem Innern lebendigen Worte des Jeſaias geſprochen: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergeſſen, daß ſie ſich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? und ob ſie desſelbigen vergäße, ſo will ich doch deiner nicht vergeſſen; ſiehe! in die Hände habe ich dich gezeichnet."

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß an dieſen Meiſter deutſcher Dichtkunſt ſich eine Unzahl von Jüngern und Nachtretern anſchloß. Dieſe zu nennen und ihre Werke zu verzeichnen, iſt allenfalls noch Aufgabe einer Litteraturgeſchichte. Uns genügt es, einer Anzahl von Jünglingen zu gedenken, die, Klopſtock als Dichterkönig verehrend, in

Göttingen zu einem Dichterbunde, dem sogenannten Hainbunde, sich verbanden. Voß ist die Seele dieses Bundes und vertritt in demselben besonders die Klopstock'sche Richtung auf das Antike; Friedrich Leopold Graf von Stolberg vertritt besonders das vaterländische Element; Hölty wandte sich mit mehr als Klopstockscher Weichheit der Naturdichtung zu. Freundschaft und Liebe wurden von ihnen allen gepriesen und die Klopstocksche Odenform häufig angewandt. Ihre Richtung auf das Volksmäßige aber führte sie auch zu einfacherm Strophenbau mit Anwendung des Reims; und gerade hier liegt ihr Verdienst und die Ursache, warum diese Dichter noch heute selbst in den Kreisen des Volks bekannt sind. „Die Volksdichtung ward hier gleichsam neu geboren." Selbst von Voß, der sonst vorzugsweise genannt wird wegen seiner nicht geringen Verdienste um die deutsche Verskunst, wegen seiner meisterhaften Uebersetzung der homerischen Gedichte, durch welche er die Deutschen „aus Poesie in Poesie übersetzen gelehrt hat", wegen seiner „Luise", und in Lehrerkreisen noch besondes gekannt ist und gekannt bleiben wird wegen seines „siebenzigsten Geburtstags" — selbst von Voß, dem minderbegabten Dichter, haben sich einige Lieder, freilich meist verkürzt und verändert, erhalten („Des Jahres letzte Stunde") und auch in unsere Schullesebücher Aufnahme verschafft („Willkommen im Grünen"). Bekannter sind Lieder von Stolberg („Mein Arm wird stark und groß mein Muth", „Sohn! da hast du meinen Speer", „Süße, heilige Natur"). In aller Munde aber ist das Lied von Hölty „Ueb immer Treu und Redlichkeit". Hölty ist unter den genannten drei der populärste geworden („Rosen auf den Weg gestreut", „Wer wollte sich mit Grillen plagen", „Die Luft ist blau, das Thal ist grün", „Der Schnee zerrinnt, der Mai beginnt" u. a.). Die Palme des Volksgesanges gebührt jedoch zwei Männern, die dem Bunde nahe standen, ohne ihm selbst anzugehören: Bürger und Claudius.

Bürger war der Sohn eines Predigers in Molmerswende bei Halberstadt. Nach einer wilden Jugendzeit, in welcher sich eine Scheu vor jeglicher ernsten Anstrengung, ein Hang zum Schauerlichen, aber auch schon eine Neigung zu poetischer Gestaltung offenbarte, besuchte er die Schulen zu Aschersleben und Halle und demnächst die Halle'sche und Göttinger Universität. Bald gerieth

er in böſe Geſellſchaft, ſeine Sittlichkeit wurde gänzlich untergraben, und nie hat er ſich wieder dauernd aufgerichtet. Drei durch Leidenſchaft und Unbeſonnenheit zerrüttete Ehebündniſſe, fortwährende Nahrungsſorgen, harte Schickſalsſchläge vernichteten endlich ſein, was das Volksmäßige betrifft, ausgezeichnetes dichteriſches Talent und ſtürzten ihn früh ins Grab. Seine dritte Gattin, die an ſeinem Unglück einen großen Theil der Schuld trägt, zog nach ſeinem Tode, die Gedichte des Gatten declamirend, in der Welt umher. Bürgers Lenore, zu welcher Lehrer eine recht gute Erläuterung finden in Gude's „Erläuterungen deutſcher Dichtungen", iſt bis heute in Bezug auf echt volksmäßige Haltung, Wohllaut der Sprache, Lebendigkeit der Entwicklung noch nicht übertroffen; ſein „Lied vom braven Mann" iſt unſern Volksſchulleſebüchern geradezu unentbehrlich; ſein „Kaiſer und Abt" lebt noch heute im Munde des Volks; dasſelbe gilt in faſt gleichem Grade von der Kuh, dem wilden Jäger, dem Feldjägerlied, dem Spinnerlied, den Weibern von Weinsberg, dem Lied von Treue; das Dörfchen muß man den Göthe'ſchen kurzzeiligen Gedichten an die Seite ſtellen; die Bürgerſchen Sonette endlich ſind bis heute die beſten deutſchen Producte dieſer Dichtungsart. Sie ſind „Muſter ihrer Art, die ſich auf den Lippen des Declamators in Geſang verwandeln" (Vilmar). Das vorzüglichſte, das uns zugleich einen Blick in des Dichters Inneres gewährt, ſtelle ich, weil es doch wohl weniger bekannt ſein möchte, hierher.

An das Herz.

Lange ſchon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt.
Bald den Lebensmüden beigeſellt,
Ruh ich aus von meinem Pilgergange.

Leiſe ſinkend faltet ſich die Wange;
Jede meiner Blüthen welkt und fällt.
Herz, ich muß dich fragen: Was erhält
Dich in Kraft und Fülle noch ſo lange?

Trotz der Zeit Despoten-Allgewalt
Fährſt du fort, wie in des Lenzes Tagen
Liebend, wie die Nachtigall, zu ſchlagen.

Aber ach! Aurora hört es kalt,
Was ihr Tithons Lippen Holdes ſagen. —
Herz, ich wollte, du auch würdeſt alt!

Die letzten Zeilen finden ihre Erklärung in der griechiſchen Mythologie. Aurora, die Göttin der Morgenröthe, vermählte ſich dem Tithon, einem Sterblichen, den ſie ſo ſehr liebte, daß ſie für ihn von Zeus, dem oberſten Gott, Unſterblichkeit erflehte. Aber ſie hatte es unterlaſſen, zugleich um ewige Jugend für ihren Liebling zu bitten, und ſo verwelkte dieſer mit den Jahren, ſeine Glieder vertrockneten, und ſeine Stimme ſchwand. Da verwandelte ihn Aurora in eine Cicade, konnte aber damit die laute Klage Tithon's nicht dämpfen, denn fort und fort beginnt die Cicade beim Erſcheinen der Morgenröthe ihr Gezirpe.

Wer mit demjenigen aus dem Bereich der Poeſie bekannt werden will, was dem Volke gefällt, der muß Bürgers Gedichte leſen; denn keines deutſchen Dichters Werke mögen in dem Umfange und mit der Begier vom Volke auswendig gelernt worden ſein, als die Bürgerſchen; was dem Volke frommt, das läßt ſich aus ihnen freilich leider nicht lernen; in dieſer Beziehung ſteht Claudius unendlich höher; denn man kann dem Volke den ganzen Claudius geben und wird ihn ihm geben und erhalten müſſen, wo immer man auf deſſen Veredlung ſein Augenmerk richtet; aber die Bürgerſche Muſe liefert hierzu gar wenig Beiträge; vielfach ſind Bürgers Gedichte ein nur zu treues Abbild ſeiner verunſittlichten Perſönlichkeit. So iſt alſo die innere Verwandtſchaft Bürgers mit den Mitgliedern des Hainbundes und mit dem Könige desſelben, Klopſtock, äußerſt gering. Bürger ſteht Wieland viel näher als Klopſtock.

Im Reiche Gottes ſendet der Herr je zween und zween; im Reich der Poeſie, die häufig als eine Tochter des Himmels bezeichnet wird, iſt um dieſe Zeit das nämliche geſchehen. Die ſechs Häupter der zweiten Blüthenperiode deutſcher Dichtkunſt, in der Zeit zwar einander naheſtehend, ordnen ſich doch ſo, daß Klopſtock und Wieland das erſte, Herder und Leſſing das zweite, Göthe und Schiller das dritte Drittheil dieſer Zeit beherrſchen, und zwar in der Weiſe, daß je zwei ſich zu einander als ergänzende Gegenſätze verhalten.

Wieland, der Sohn eines ſchwäbiſchen Geiſtlichen und von dieſem ſtreng altgläubig erzogen, war als ein frühreifer Jüngling in der bezeichneten Richtung auch als Dichter thätig. Bald aber trat ſeine Muſe unter den Einfluß der franzöſiſchen Litteratur, Philoſophie und Cultur in den Dienſt des Leichtfertigen, Schlüpfrigen, Sinn-

lichen, Losen. Das verschaffte ihm Eingang besonders in die höhern und höchsten Kreise. Während die Göttinger, tief entrüstet über den Inhalt seiner Werke, diese und sein Bildniß feierlich verbrannten, wurde er nach Weimar als Prinzenerzieher berufen. Hier ist er im 80. Lebensjahre (1813) gestorben. Keines seiner zahlreichen Werke, auch nicht den Oberon, ein sogenanntes romantisches Epos, und die Abderiten, einen Roman, in welchem Wieland das Spießbürgerthum seiner Zeit in satirischer Weise lächerlich zu machen sucht, kann ich meinen Lesern empfehlen. — Wieland, der in einem durchgreifenden Gegensatz zu Klopstock steht, — dieser ernst religiös, jener leichtfertig freigeisterisch; dieser kerndeutsch, jener weltbürgerisch; dieser den Geist des unverderbten Alterthums mit seinem deutschen Geiste vermählend, jener das verfallende Alterthum mit seinem durch französisches Wesen entnervten Geiste verkuppelnd, — Wieland hat doch, und zwar im Zusammenhange mit diesem Gegensatze, nicht unbedeutende Verdienste. Bei den Ueberschwenglichkeiten Klopstock's mußte seine Nüchternheit, bei der hochtrabenden Schwerfälligkeit Klopstock's seine leichte Beweglichkeit, bei dem majestätischen Ernste Klopstock's seine ungezwungene Heiterkeit einen befreienden Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Litteratur ausüben.

Daß unser Claudius sich mehr von Klopstock als von Wieland mußte angezogen fühlen, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. Vergleiche übrigens Claudius' Anzeige von Wielands „Teutschem Merkur" WW. I u. II, 108.

§. 9. Claudius in Hamburg. Lessing. Herder.

Nachdem wir längere Zeit den Boten fast vergessen haben, kehren wir mit einigen Bemerkungen zu ihm zurück, um sofort zwei Männer kennen zu lernen, die, für die Ausbildung der deutschen Poesie und Prosa von dem größten Einflusse, auch auf den Boten vortheilhaft eingewirkt haben.

Nach noch nicht einjährigem Aufenthalte verließ Claudius, weil er sich in seiner äußerlichen Stellung nicht behaglich fühlte, Kopenhagen; ging, wie wir wissen, auf längere Zeit zu den Eltern zurück und wandte sich im Spätherbst 1768 nach Hamburg. Zwischen den norddeutschen Städten Hamburg, Lübeck, Kiel und Kopenhagen be-

ſtand um dieſe Zeit ein reger geiſtiger Verkehr. Hamburg zumal war damals in litterariſcher Beziehung die „Hauptſtadt Deutſchlands"; ſelbſt der Kaufmann nahm an rein geiſtigen Intereſſen Theil; der Gedanke an ein deutſches Nationaltheater hatte Wurzel gefaßt, und es war zu dem Ende Leſſing ein Jahr vor Claudius' Dahinkommen nach Hamburg berufen worden.

Leſſing, deſſen Namen in Deutſchland jedes Kind aus ſeinem Leſebuche kennt, obgleich ein verhältnißmäßig nur kleiner Theil der Nation ihn zu würdigen im Stande iſt, ſtammte wie Claudius aus einer Predigerfamilie, deren Ahnen und Urahnen wie die unſeres Claudius meiſt Prediger geweſen waren und ſich bis in das 16. Jahrhundert zurück verfolgen laſſen. Er iſt geboren 1729 zu Kamenz in der Lauſitz. Die in der Familie der Leſſinge erbliche Neigung zur Gelehrſamkeit trat bei dem Knaben frühzeitig in charakteriſtiſcher Weiſe als Freude an Büchern hervor. Sogar zum Zeitvertreib blätterte er in Büchern; und als er einſt gemalt werden ſollte mit einem Käfich, in welchem ein Vogel ſaß, widerſtand er und ſprach zu dem Maler: „Mit einem großen, großen Haufen Bücher müſſen Sie mich malen, oder ich mag lieber gar nicht gemalt ſein." Noch nicht dreizehn Jahr alt, wurde er auf die Fürſtenſchule nach Meißen gebracht. Der Rector dieſer Schule erklärte ihn einmal brieflich für ein Pferd, das doppeltes Futter haben müſſe; die Lectionen, die andern zu ſchwer würden, ſeien ihm kinderleicht; man könne ihn faſt nicht mehr brauchen. Als ſiebenzehnjähriger Jüngling bezog er 1746 die Univerſität Leipzig, um nach dem Willen ſeines Vaters Theologie zu ſtudiren. Bald aber finden wir ihn in Kreiſen, wo er „leben lernen" wollte. Er ſuchte den Umgang mit Schauſpielern, lernte tanzen, reiten, fechten, und das Studium der Theologie ward ihm zuwider. Er fing an, Medicin zu ſtudiren, verließ aber bald Leipzig, wo er von Gläubigern bedrängt wurde, und wandte ſich nach einem kurzen Aufenthalte in Wittenberg nach Berlin.

In Leipzig war Leſſing dem Namen nach zuerſt Student der Theologie, ſodann der Medicin; ſeinen Fleiß aber hatte er, angeregt durch zwei bedeutende Leipziger Profeſſoren, vorzugsweiſe auf die von der Schule her ihm liebe Alterthumswiſſenſchaft gerichtet; der Umgang mit Schauſpielern und mit Männern, die bereits mit mehr

oder weniger Erfolg das Gebiet der Dichtkunſt betreten hatten, desgleichen der damals gegen Gottſched lebendig ſich regende Gegenſatz weckten Leſſing's denkenden Dichtergeiſt; und die Akademie zu Leipzig, wo man nach ſeinen eigenen Worten damals beinahe nichts ſo zeitig lernte, als ein Schriftſteller zu werden, machte auch ihn zum Schriftſteller. Das bei all dem erworbene geiſtige Capital mußte ihn nun in Berlin erhalten, wurde umgeſetzt, vermehrt und erhielt ihn bis an ſein Lebensende.

Es iſt hier nicht der Ort, Leſſing überallhin zu folgen, wohin ihn ſein raſtloſes Leben trieb; wir können auch kaum der zahlreichen litterariſchen Fehden gedenken, zu denen ihn ſein unbegrenzter Wahrheitstrieb, ſeine Offenheit und Aufrichtigkeit, ſeine ſtete Schlagfertigkeit veranlaßten, noch die Schriften nur dem Namen nach anführen, die dadurch hervorgerufen wurden. Eine nur einigermaßen vollſtändige Würdigung Leſſing's iſt nur dem möglich, der, mit wiſſenſchaftlichen Mitteln ausgerüſtet, eine lange Zeit dem Studium der Litterar- und Kunſtgeſchichte, ſelbſt der Geſchichte der Theologie widmen kann. Leſſing wollte, nach Claudius' (auf deſſen „Audienz beim Kaiſer von Japan" WW. III, 44 ich hier verweiſe) Ausdruck, gern alles hell und klar mit ſeinen Augen ſehen. Hier liegt ſeine Stärke ſowohl, als ſeine Schwäche. In dieſem Beſtreben hat er, ohne daß man ihn beſchuldigen könnte, ein Feind Chriſti geweſen zu ſein, ſelbſt dem Chriſtenthum großes Unrecht gethan; aber er hat, ohne der Seligkeit des Findens theilhaftig geworden zu ſein, das Recht des ſich ſelbſt verleugnenden Suchens mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit dargeſtellt (vgl. Flieg. Bl. d. R. H. 1860); und, was uns hier zumeiſt angeht, er hat eine urkräftige deutſche Proſa geſchaffen, der deutſchen Nation einen geläuterten Geſchmack gegeben und auf die Geſtaltung einiger Dichtungsarten, vornehmlich der Fabel und des Drama, für die ganze Folgezeit heilſam gewirkt. Leſſings Fabeln, weitaus nicht etwa ſeine bedeutendſten Produkte, ſind in Bezug auf Kürze, kernigen Ausdruck und treffende Kraft geradezu unübertrefflich, daher ſelbſt die Volksſchule an ihnen ein unſchätzbares Material zur Sprachbildung ihrer Schüler hat. Von ſeinen drei vorzüglichſten Dramen: Minna von Barnhelm, Emilia Galotti (vgl. Claudius WW. I u. II, 112) und Nathan der Weiſe, empfehle ich meinen Leſern zunächſt nur aber nachdrücklichſt

das erste, ein Lustspiel „von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalte"*).

Lessing war 1760 nach Breslau zu dem tapfern General Tauentzien als Gouvernements-Secretär gegangen. Hier war er mitten in das Getümmel des siebenjährigen Krieges versetzt worden, und, „anknüpfend an die unmittelbare Wirklichkeit des Lebens, die ihn umgab, an das bedeutendste Ereigniß und den gefeiertsten Helden und Herrscher des Jahrhunderts", schuf er seine Minna von Barnhelm, die zum Inhalte „nicht ein bloß gemachtes und ersonnenes, sondern ein wahres Leben hat", für welches die ganze deutsche Nation sich interessiren mußte. Seit den Zeiten des Nürnberger Schusters Hans Sachs, eines Zeitgenossen Luthers, war kein einziges völlig deutsches Lustspiel erschienen; daher die ungeheure Wirkung, die Lessings Minna hervorbrachte. Auch Claudius scheint durch eine Aufführung der Minna in Hamburg ganz hingenommen gewesen zu sein; in einem erdichteten Briefwechsel zwischen einem Vater und Sohne giebt er in den Hamburger „Adreß-Comtoir-Nachrichten", deren Mitarbeiter er war, Nachricht über dieselbe. „Mir war", heißt es da unter anderm, „den ganzen Abend das Herz so groß und so warm — ich hatte einen so heißen Durst nach edeln Thaten — ja ich glaube wahrhaftig, wenn man solche Leute oft sähe, man könnte endlich selbst rechtschaffen und großmüthig mit ihnen werden."

Der geschichtliche Inhalt der Minna ist dieser: „Ein Major von Tellheim, preußischer Offizier, wird nach Ende des siebenjährigen Krieges verabschiedet und mit der Feldkriegskasse in einen Proceß verwickelt. Als edler Mann bleibt er auch im Unglück standhaft und nimmt weder Geld von seinem ehemaligen Wachtmeister an, noch das früher einer Offizierswittwe geliehene Geld zurück. Ein sächsisches Fräulein, Minna von Barnhelm, das er liebt, sucht ihn in Berlin auf und will ihn mit ihrer Hand beglücken; doch hat er zuviel Zartheit, um solche in seiner jetzigen Lage anzunehmen. Sobald er aber durch das Kammermädchen des Fräuleins die (erdichtete) Nachricht erhält, daß dieses in seinen Vermögensverhältnissen zurückgekommen sei, ist er eben so bereit, sich mit ihr zu vermählen, als sie nun gegen ihn die Spröde macht. Das Mißverständniß ist zwischen beiden aufs

*) Dem Leser des „Nathan" empfehle ich einen Vortrag von Beyschlag: „Lessings Nathan der Weise" Berlin, Rauh, 6 Sgr.

höchste gestiegen, als der Major seinen Proceß gewinnt, und der ankommende Oheim des Fräuleins beide verbindet." — Daß „wahre männliche Liebe, die lieber alles darangeben, als etwas zum Nachtheil der Geliebten empfangen will, und echte weibliche Liebe, die gerade im Hinnehmen ihre Ehre sucht, zuletzt siegreich wird über alle Mißverhältnisse", ist der Grundgedanke des Lustspiels.

Trotz der innern Grundverschiedenheit der beiden Männer, Lessing's und Claudius', hat zwischen ihnen bis an des erstern Ende eine nie getrübte Beziehung bestanden. Lessing „erkannte und anerkannte ganz wohl die Ursprünglichkeit und das Eigenthümliche in Claudius, das Ganze, das Sinnige und Poetische, die ungeschminkte Frömmigkeit, das Herz voll fröhlicher Unschuld und Liebe." Claudius aber wurde von Lessing's Wahrheitssinn, von seinem unermüdeten Kampfe gegen das Franzosenthum, gegen die glaubenslose Rechtgläubigkeit, gegen verschrobene Schulmeinungen, von seinen bedeutenden dichterischen Productionen und von seiner herzlichen und fesselnden Weise, mit andern umzugehen, angezogen. Nach des „lieben" Lessings frühem Tode (1781) schreibt Claudius: „Ich habe Lessing auch gekannt. Ich will nicht sagen, daß er mein Freund gewesen sei, aber ich war der seine. Und ob ich gleich sein credo nicht annehmen kann, so halte ich doch seinen Kopf hoch." (WW. V, 108, 119.)

In der Zeit seines Aufenthaltes in Hamburg machte Claudius auch die erste Bekanntschaft mit dem damals 26jährigen Herder, der auf einer Durchreise sich in Hamburg einige Wochen aufhielt; eine Bekanntschaft, die für Claudius von den weitreichendsten äußerlichen wie innerlichen Folgen war.

Johann Gottfried (von) **Herder** ist geboren 1744 zu Mohrungen, einem ostpreußischen Städtchen, wo sein Vater, nachdem er das ihn zu dürftig nährende Tuchmacherhandwerk aufgegeben hatte, Glöckner und Schullehrer war. Einfach und ernst, wie die häuslichen Verhältnisse, war des Knaben Erziehung. Bibel und Gesangbuch waren lange Zeit seine einzige Lectüre und weckten und stärkten in ihm die Richtung auf das Göttliche, den Sinn für Poesie und für die Herrlichkeiten des morgenländischen Alterthums. Nachdem er das vierzehnte Jahr zurückgelegt hatte, vertrat er seinen Vater öfter und, wie berichtet wird, mit dem günstigsten Erfolge in der Elementarschule. Als er sechzehn Jahr alt war, nahm ihn der

Diaconus des Ortes in sein Haus, damit es ihm, bis er die zur Erlernung und Betreibung eines Handwerks nöthigen Kräfte erlangt haben würde, nicht an einer nützlichen Beschäftigung fehle. Hier lernte ihn ein Regimentschirurg kennen, der ihn mit nach Königsberg nahm, um ihn daselbst auf seine Kosten die Wundarzneikunst studiren zu lassen. Herder aber fiel bei der ersten Zerlegung eines Leichnams, der er beiwohnte, in Ohnmacht. Dieser Umstand war entscheidend für sein Leben. Er studirte fortan, sich erhaltend durch eignen Erwerb und unbedeutende aus seiner Vaterstadt kommende Unterstützungen, Theologie. Seine äußere Lage ward gesicherter, als er eine Lehrerstelle an einer gelehrten Königsberger Schule erhielt; auch gewährte ihm der Lehrerberuf innere Befriedigung. Durch Empfehlung seines Freundes Hamann, den wir später noch einmal erwähnen müssen, bekam Herder, als er 20 Jahr alt war, eine Lehrerstelle an der Domschule zu Riga und bald darauf zugleich das Amt zu predigen. In diesem Doppelberufe erwarb er sich die Liebe der Rigaer in einem seltenen Grade; doch trieb ihn seine Sehnsucht, die Welt zu sehen, von Riga hinweg. „Geliebt von Stadt und Gemeine", schrieb er im Jahre darauf, „angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten, der Günstling der Regierung und der Ritterschaft, die mich zu großen Ab- und Aussichten bestimmten, ging ich demungeachtet vom Gipfel dieses Beifalls, taub zu allen Vorschlägen, unter Thränen aller, die mich kannten, weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: Nutze deine Jahre und blicke in die Welt!" Er reiste zu Schiffe nach Frankreich und nahm noch in dem nämlichen Jahre den ehrenvollen, seinen Plänen entsprechenden Ruf an, den Prinzen von Oldenburg drei Jahre lang als Reiseprediger und Lehrer zu begleiten. Nun begab er sich von Paris über Brüssel, Antwerpen, Amsterdam, Hamburg — eben hier lernte er Lessing und Claudius kennen — an den oldenburgischen Hof nach Eutin. Seine neue Stellung fand er neben einem Oberhofmeister sehr mißlich. Doch begann die Reise, die über Darmstadt nach Straßburg führte. In Darmstadt verweilte der Prinz, dessen Mutter eine darmstädtische Prinzessin war, zwei Wochen lang. Herder lernte hier einen Kreis gebildeter Männer kennen und verlobte sich mit seiner nachmaligen Gattin. Auch erhielt er schon hier den Ruf des Gra-

ſen von Bückeburg als deſſen Conſiſtorialrath und Oberpfarrer. Er nahm den Ruf an, doch unter der Bedingung, die Zeit ſeines Antritts ſelbſt beſtimmen zu dürfen. Nun wurde die Reiſe weiter fortgeſetzt nach Straßburg, wo Herder die Bekanntſchaft des damals zwanzigjährigen Göthe machte. Dieſer entwirft ſpäterhin von Herder folgende Schilderung: „Er hatte etwas Weiches in ſeinem Betragen, das ſehr ſchicklich und anſtändig war, ohne daß es eigentlich adrett geweſen wäre; ein rundes Geſicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas ſtumpfe Naſe, einen etwas aufgeworfenen Mund; unter ſchwarzen Augenbrauen ein Paar kohlſchwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu ſein pflegte. — Herder konnte allerliebſt einnehmend und geiſtreich ſein, aber eben ſo leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren.“ Der ſieben Jahr ältere Herder ſchrieb bald nach ſeiner Bekanntſchaft mit Göthe: „Göthe iſt wirklich ein guter Menſch, nur etwas leicht und ſpatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat. Er war mitunter der Einzige, der mich in Straßburg in meiner Gefangenſchaft beſuchte*), und den ich gern ſah: auch glaube ich ihm, ohne Lobrednerei, einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirkſam werden können.“

In Straßburg erhielt Herder ungern die erbetene Entlaſſung und ging (1771) nach Bückeburg, wo er ſich anfangs als „ein Paſtor ohne Gemeinde, ein Patron der Schulen ohne Schulen, Conſiſtorialrath ohne Conſiſtorium“ nicht beſonders wohl fühlte. Allein ſein Verkehr mit der in einer Brüdergemeinde erzogenen Gräfin, einer „zarten Blume, die ſchon dem Himmel entgegenreifte“, die größere Werthſchätzung, die er auch dem Grafen nach und nach abgewann, eine Erweiterung ſeines Wirkungskreiſes und ſeine in dieſe Zeit fallende Verheirathung verbeſſerten ſeine Lage und Stimmung. Herders Gemahlin hat in ſpätern Jahren dieſe Zeit als „die paradieſiſchen Jahre ihres häuslichen Glücks, die goldne Zeit ihrer Ehe“ bezeichnet.

1776 ging Herder infolge einer Empfehlung Göthe's nach Weimar als Oberhofprediger, Generalſuperintendent und Ephorus

*) H. hatte ſich in Straßburg einer Augen-Operation unterworfen und mußte in Folge deſſen ein halbes Jahr lang das Zimmer hüten.

der Schulen. In dieſer einflußreichen Stellung hat er ſich namentlich auch um das Schulweſen bedeutende Verdienſte erworben. Er gab dem Gymnaſium einen ganz neuen Unterrichtsplan, gründete ein Schullehrerſeminar, ſchrieb ſelbſt eine Catechismusbearbeitung, beſorgte ein neues Geſangbuch und führte gute Lehrbücher ein.

In Weimar, wo Herder 1803 geſtorben iſt, ſind auch die meiſten ſeiner zahlreichen Werke entſtanden, als deren bedeutendſtes die „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" gelten.

Herder war ein mächtiger, vielſeitiger Geiſt, der auf den Gebieten der Theologie, der Philoſophie, der Geſchichte, der Kunſt, der Kritik und Poeſie Werke geſchaffen hat, die jetzt freilich einen nur noch kleinen Leſerkreis haben und haben können, in ihrer Zeit aber kräftige Anregungen gebracht, neue Bahnen gebrochen und das Verſtändniß verſchiedner Partien in den bezeichneten Gebieten herbeigeführt haben.*) Was uns zumeiſt angeht, iſt dies, daß Herder in den „Fliegenden Blättern von deutſcher Art und Kunſt" „die älteſten und urſprünglichſten Volksgeſänge, die Volkslieder, in ihre poetiſchen Rechte wieder einſetzte, in dieſen ſo lange Zeit verachteten und verſchmäheten Dichtungen die Quellen und die Grundmaße aller Dichtung nachwies und ihnen die erſte Stellung, der Zeit wie dem Range nach, vor den willkürlich geſchaffenen Producten zueignete. — Durch dieſe Erörterung der Lieder der alten Völker wurde der Begriff der Volkspoeſie, gegenüber der Kunſtpoeſie, eingeführt — — und zugleich ein heilender Einfluß auf das Leben ausgeübt: durch die Wiederherſtellung der poetiſchen Rechte des Volksgeſangs wurde eine Verſöhnung mit dem Volksleben, ſo weit dieſelbe möglich war, theils unmittelbar herbeigeführt, theils eingeleitet; es wurde nunmehr wenigſtens unmöglich gemacht, das „gemeine Volk", wie bisher, als eine rohe, dumme Maſſe zu verachten, unmöglich, die gelehrte Poeſie, ja unmöglich, die Wiſſenſchaft überhaupt als das ausſchließlich berechtigte, als das unbedingt den Vorzug verdienende Lebens- und Culturelement ferner noch in der Weiſe wie bisher geltend zu machen; es wurde Achtung vor dem geiſtigen Leben des

*) Herder's ſämmtliche Werke umfaſſen 60 Bände; ſeine „Ausgewählten Werke in einem Bande" ſind in Stuttgart und Tübingen 1844 erſchienen (8 Thaler).

Volkes und vor den Rechten dieſer geiſtigen Lebenselemente angebahnt" (Vilmar). Die Fliegenden Blätter erſchienen in dem Jahre, da Herder ſich verheirathete (1773); fünf Jahre darauf gab er eine Sammlung von Volksliedern vieler Nationen heraus („Stimmen der Völker"), die erſte Sammlung dieſer Art.

Neben dem ſchon genannten Hamann war namentlich Leſſing von großem Einfluß auf Herder. Leſſing „hat faſt nichts geſchrieben, worauf nicht Herder irgendwie, ſpät oder frühe, billigend oder beſtreitend, Rückſicht genommen hätte" (Vilmar). Herder ahmt ſogar, wenigſtens in ſeinen frühern Werken, Leſſings Proſa nach; und wo er das am genaueſten thut, iſt ſeine Proſa am beſten.

Traten uns in Klopſtock und Wieland zwei ſchaffende Dichter entgegen, der erſte mit gen Himmel gerichtetem Blick, der zweite an der Erde ohne Aufſchau kriechend, genießend und zum Genuß reizend: ſo haben wir in Leſſing und Herder zwei Männer kennen gelernt, deren eigne dichteriſche Erzeugniſſe, mögen ſie immerhin zum Theil bedeutend ſein und bleiben, doch hinter ihrer lehrhaften Thätigkeit, daß ich vorerſt mich ſo ausdrücke, weit zurückſtehen müſſen. Leſſing hat die zu ſeiner Zeit verwiſchten Grenzen zwiſchen Poeſie und Malerei neu gezogen; er hat uns gelehrt, welche Eigenſchaften ein Drama haben müſſe; er hat die Fabel an den ihr gebührenden Platz an der Grenze der Poeſie verwieſen und ſie zugleich zu ihrer alten Einfachheit und ſchlagenden Kürze zurückgeführt. Herder hat uns den Unterſchied zwiſchen Kunſt- und Volkspoeſie zum Bewußtſein gebracht; er hat uns das Volkslied ſchätzen gelehrt; er hat uns, was ſelbſt Klopſtock nicht wußte, begreiflich gemacht, was ein Epos ſei. Leſſing hat mit ſeinem alles durchdringenden Verſtande erkannt, daß die Schönheit das höchſte Geſetz der Poeſie ſei; Herder hat mit ſeinem immer auf das Ewige und Edle gerichteten Geiſte das bis dahin faſt verborgne Geheimniß rein erfaßt, daß die durch die Poeſie ſchön zu geſtaltenden Stoffe der Natur und dem wirklichen Leben entnommen werden müſſen.

Mit der vollſtändigen Erfaſſung dieſes Geheimniſſes, das, mit unreinen Elementen vermiſcht, bereits in Hamann, Herder's Landsmann, ſeinen Propheten gefunden hatte, ſtellt Herder, was die Poeſie betrifft, das Weſen des Dranges dar, der in den ſiebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts faſt alle geiſtigen Gebiete umgeſtaltete:

des Dranges, von der Verderbtheit der Cultur zur Wahrheit der Natur zurückzukehren. Dieſer Drang wurde in einem allgemeinen Sturme laut, der, indem er aller Enden wohlthätig reinigte, doch auch manchen ehrwürdigen Baum geknickt hat. Der chriſtliche Glaube wurde erſchüttert durch die neue Aufklärung, die, von Frankreich und England nach Deutſchland herüberkommend, die menſchliche Vernunft als hauptſächlichſte Quelle und vornehmſtes Geſetz des Glaubens anſah. Im Erziehungsweſen machte Baſedow eines Franzoſen (Rouſſeau) Gedanken von der Nothwendigkeit einer Rückkehr zum Naturgemäßen geltend. Für die Kunſt gab Winkelmann, für die Kritik Leſſing neue Geſetze. Die Philoſophie begann mit dem Königsberger Profeſſor Kant eine neue Periode. Den größten Umſchwung erfuhr die Poeſie, in Bezug auf welche man Hamann als Begründer des Sturmes anzuſehen hat. Das Volkslied, die Schöpfungen des griechiſchen Dichters Homer, des ſchottiſchen Dichters Oſſian, des engliſchen Dichters Shakſpeare wurden allein beſtimmend; was ſonſt nach Geſetz und Regel ausſah, wurde verworfen. Denn man „ſuchte im Gebiet der Dichtung und Kunſt jene Gabe, die nicht nach Vorſchrift und Regel mühſame Werke baute, ſondern auf einen Wurf Schöpfungen hervorrief, die zugleich ihre Geſetze in ſich trugen.“ Dieſe Gabe bezeichnete man mit dem Namen „Genie“ (vgl. darüber Claud. WW. I u. II, 21, 65. Ich wüßte nicht warum?). Die Zeit aber, in der man ſo dem Genie nachſtrebte, nennt man die **Genieperiode** oder die **Periode des Sturms und Dranges**. Daß ſie nur von kurzer Dauer ſein konnte, iſt leicht zu ermeſſen. Göthe, der mit ſeinen Jugendwerken (Werther's Leiden, Götz von Berlichingen) noch in ihr ſteht, und Schiller ſtellen nach dieſem Sturme in ihren Werken den Höhepunkt der zweiten Blüthezeit unſerer Dichtkunſt dar. Sie aber gehören nicht mehr in den Kreis unſerer Betrachtungen.

Claudius zeigt ſich an vielen ſeiner Erzeugniſſe von jenem Sturme mild berührt. Kein Wunder, denn Hamann und Herder waren von ihm hochgeehrte Männer. Allein ſich von dem Sturme werfen zu laſſen, dazu hatte er einen zu ſichern Standpunkt. Selbſt ſeine volksmäßigen Lieder, von denen doch Herder eines in ſeine „Stimmen der Völker“ aufnahm, ſind ſein innerſtes Eigenthum.

§. 10.

Claudius der Volksliederdichter. Das deutsche Volkslied. Dessen Behandlung und Benutzung in der Schule.

Wenn allein der Gebrauch, den das Volk von einem Liede macht, darüber entschiede, ob dasselbe ein „Volkslied" genannt werden könne, so müßten gar manche von Claudius' Liedern diese Bezeichnung erhalten. Denn noch heute singt das Volk, wie vor funfzig Jahren, nicht nur „Der Mond ist aufgegangen", sondern auch „Mein Neujahrslied" (verkürzt und meist verändert), „War einst eine Riese Goliath" u. a., namentlich „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher" und „Wenn Jemand eine Reise thut"*). Der Grund, warum diese Lieder noch gesungen werden, liegt allerdings zum größten Theil in ihnen selbst. Sie sind der poetische Ausdruck allgemein im Volke lebender Gefühle, und dieser Ausdruck fügt sich in die einfachen, dem Volke bequemen Formen meist vierzeiliger Strophen, mit Anwendung des dem Volke unentbehrlichen Reimes. So nähern sie sich dem eigentlichen Volksliede, das eine weniger, das andere mehr, bis zum Verschwinden der Grenze. Das Volkslied im eigentlichen Sinne ist, wie der Volksspruch und das Sprichwort, nicht Eigenthum eines Einzelnen. Es entsteht also nicht, indem sich der Kunstdichter auch einmal, wie Gleim das in seinen „Liedern für's Volk" that, zum Volke „herabläßt."

Gleim's sei hier im Vorbeigehen gedacht. Gleim, dessen Verdienste weniger in seinen Leistungen als Dichter, als vielmehr darin bestehen, daß er hilfsbedürftige dichterische Talente unterstützte, wurde geboren 1719, starb 1803, war also genau ein Zeitgenosse Klopstocks. Ohne dessen überschwenglicher Kraft nachstreben zu können und zu wollen, stand er doch mit ihm, wie mit Claudius, Herder, Lessing, Wieland, Voß, in den freundschaftlichsten Verbindungen. Freundschaft bis zur lächerlichsten Geziertheit wurde zwischen ihm und den seinem Kreise (der sogenannten hallischen oder preußischen Dichterschule, deren bedeutendste Mitglieder bei einer Betrachtung des patriotischen Liedes erwähnt werden müssen) angehörenden Männern gepflegt und

*) In die Rauhhäusler Sammlung „Unsere Lieder" (Agentur des R. H. 319 S. 12 Sgr.) ist eine größere Zahl von Claudius' Liedern nebst Melodien aufgenommen.

ist das charakteristischste Merkmal ihrer Lieder. An Gleims Volksliedern kann man allenfalls lernen, wie ein Volkslied nicht ist, noch sein kann. — Wer nach Halberstadt kommt, woselbst Gleim von 1747 bis an seinen Tod als Domsekretair gelebt hat, gehe nicht an seinem neu eingerichteten Wohnhause vorüber.

Das eigentliche Volkslied entsteht auch nicht durch eine „täuschende Versetzung in die mancherlei Umstände des Volks"*); auch endlich nicht so, daß man, wie Claudius, als gebildeter Mann in die Kreise des Volks wirklich versetzt und an seiner Freude und seinem Leide Theil nehmend, aus diesen Verhältnissen heraus dichte; sondern das Volkslied ist ein Produkt der in das menschliche Wesen von dem Schöpfer gelegten poetischen Kraft, die, obwohl sie sich bald stärker bald schwächer äußert, ja zu Zeiten als eine bloße Empfänglichkeit sich offenbart, nie vernichtet werden kann. Weil diese Kraft ein Geschenk Gottes ist, so ist sie von einer gewissen Bildungsstufe gar nicht abhängig; weil sie ein allgemeines Geschenk ist, so ist ihr Erzeugniß, das Volkslied, nicht das Eigenthum des Einzelnen, wenn auch der Einzelne es zuerst gesungen hat. Alle Lieder, die nicht in diesem Sinne Lieder des Volkes, dieses als Dichter gedacht, sind, kann man nur volksthümliche Lieder nennen. Ganz dieselbe Bewandtniß hat es mit den Melodien.

Der deutsche Volksgesang ist so alt, wie das deutsche Volk. Die ersten Nachrichten, die wir über unsre Vorfahren haben, berichten uns zugleich, daß dieselben „in alten Volksliedern, der einzigen Art von Ueberlieferung, den erdentsprossenen Gott Tuiscon und dessen Sohn als des Volkes Stammväter und Gründer priesen, daß sie eine Art Kriegslieder, Baritus (Barditus) genannt**), hatten, durch deren Absingung sie die Gemüther anfeuerten und aus deren bloßem Schalle sie den Ausgang der Schlacht ahneten." Von diesen ältesten Gesängen hat sich natürlich nichts erhalten; auch nichts von denen, welche die das Christenthum bringenden Sendboten in großer

*) Ein Ausdruck Lessings, der in einem Briefe an Gleim sich darüber erklärt, wie verkehrt es sei, jene Herablassung lediglich auf den Verstand des Volkes zu beziehen.

**) Aus Mißverständniß dieser Stelle des römischen Schriftstellers Tacitus schreibt sich jener Irrthum Klopstocks und seiner Anhänger von einer besondern Sängerkaste der Deutschen, den „Barden", her.

Zahl vorfanden. Dieſen gerade waren jene Lieder natürlich ein zu vernichtendes Aergerniß. Die endliche gänzliche Chriſtianiſirung Deutſchlands bezeichnet das Ende jenes Volksgeſanges. Die mächtige, aus der Vermählung des Chriſtenthums mit dem Deutſchthum hervorgehende Entwickelung des deutſchen Geiſtes und Gemüthes hatte auch eine neue Entfaltung der poetiſchen Kraft des deutſchen Volkes in ihrem Gefolge. Zwar ſuchte die katholiſche Kirche gemäß ihrer Grundrichtung, ſich nicht auf die Erneuerung des ganzen innerlichen Menſchen, ſondern auf das Thun des äußerlichen Werkes zu wenden, dieſer ſich regenden Sangesluſt einen Damm entgegenzuſtellen. Nahm ſie doch dem Volke bei ſeinem heiligſten Dienſte, bei ſeinem Gottesdienſte, ſein heiligſtes irdiſches Geſchenk, ſeine Mutterſprache. Allein außerhalb der eigentlichen Gottesdienſte, nämlich bei Wallfahrten, Heiligenfeſten, Kirchweihfeſten, desgleichen bei den mancherlei Volksfeſten, endlich bei den Fahrten nach dem gelobten Lande mußte man der Sangesluſt freien Lauf laſſen. So entſtanden im 11., 12., 13. Jahrhundert viele Volkslieder, die theils ganz auf dem Gebiet des Geiſtlichen, theils auf der Grenze, theils auf dem Gebiet des Weltlichen lagen; mit den Liedern entſtanden zugleich ihre Melodien.

Durch ſeine Melodien unterſcheidet ſich dieſer neue Volksgeſang weſentlich von dem älteren. Bei der bekannten Ungefügigkeit der germaniſchen Kehlen war in dem ältern Volksgeſang das melodiſche Element ſehr wenig entwickelt worden. „Die Melodie des alt- und mittelhochdeutſchen Gedichts iſt nichts anderes als eine geſteigerte Sprachmelodie, ein ſtark durchſchlagender Buchſtabenreim, ohne unterſcheidbare Intervalle"*). Bis in das 13. Jahrhundert bezeichnen die Ausdrücke „ſingen und ſagen" ein und dieſelbe Thätigkeit, nämlich das recitativartige Vortragen deutſcher Gedichte mit ſtarker Betonung der die einzelnen Verſe gleichſam tragenden Wörter. Aber ſchon im 9. Jahrhundert entwickelte ſich daneben im Anſchluß an den beim Gottesdienſte eingeführten rhythmenloſen gregorianiſchen Kirchengeſang der neuere Volksgeſang. Der Papſt Gregorius hatte mit trübem Ernſt den durch den Biſchof Ambroſius im Abendlande allgemein gewordenen rhythmiſch-melodiſchen Geſang aus den Kirchen entfernt

*) Reißmann, „das deutſche Lied in ſeiner hiſtoriſchen Entwicklung" Caſſel 1861. — Ich folge dieſem ausgezeichneten Buche hier an mehreren Stellen. Es ſei zugleich Lehrern und Lehrerbibliotheken dringend empfohlen.

und an deſſen Stelle einen rhythmenloſen, langſam, taktlos und ohne Berückſichtigung der langen und kurzen Sylben einherſchreitenden Geſang geſetzt. Jedem Texte hatte er ſeine beſtimmte Melodie gegeben und deren Ausführung einem eignen Sängerchor übertragen (daher cantus choralis). So wurde das Volk von der Betheiligung am Geſange ausgeſchloſſen. Nur das gewöhnlich ſechsmal wiederholte Kyrie eleiſon und das Hallelujah geſtattete man ihm; von hier aus aber gewann es wieder, was ihm widerrechtlich genommen worden war. In freier, nicht zu hemmender Begeiſterung ſpann es das letzte A des Hallelujah zu langen Tonreihen aus. Dieſen Tonreihen legte man nun, wahrſcheinlich um ſie nicht gar zu ſehr verwildern zu laſſen, beſtimmte, zuerſt unrhythmiſche, ſodann rhythmiſche und gereimte Texte unter, die, weil ſie dem Hallelujah folgten, Sequenzen genannt wurden. Schließlich kamen beſonders zwei Formen der Sequenzen zur Ausbildung. Die Einen fügten in freierer Weiſe einen Vers an den andern, die Andern ſchloſſen mehrere Verſe zu einer höheren Einheit, der Strophe, zuſammen. Dieſe letzteren, von dem Volke beſonders geliebten Sequenzen nannte man Lieder. An der Liedform bethätigte ſich fortan der Schaffensdrang des Volkes in poetiſcher wie muſikaliſcher Beziehung. Seitdem die Geiſtlichkeit in Unthätigkeit und Gleichgiltigkeit verſank, ſtellte ſich ihm von hier aus kein Hemmniß mehr entgegen; ja es kam dahin, daß nach Melanchthons Ausdruck „das Volk faſt überall in den Kirchen etwas in ſeiner Sprache ſang“ (Apologie, art. XII). Mit dem Ende des 13. Jahrhunderts kann man die Geburt des Volksliedes als vollendet anſehen. Erhalten hat ſich nur wenig aus jener Zeit, weil es nicht niedergeſchrieben wurde. Das älteſte uns erhaltene deutſche Lied iſt das ſogenannte Ludwigslied*), ungefähr aus dem Jahr 880 ſtammend, das aber wahrſcheinlich von einem Geiſtlichen herrührt und des echt Volksmäßigen wenig an ſich hat. Ausgezeichnet in dieſer Beziehung aber iſt ein uns durch einen am Ausgang des 12. Jahrhunderts geſtorbenen Mönch aufbewahrtes Liedchen, deſſen Anfang ſo lautet:

Du bist min, ich bin din,
des solt du gewis sin;
du bist beslozzen

*) Siehe unten §. 17.

in minem herzen,
verlorn ist das slüzzelin,
du muost immer dar inne sin.

Die erste Sammlung von Volksliedern ist geschrieben von Clara Hätzlerin in Augsburg im Jahre 1471, neu herausgegeben von Haltaus (1840). Diese Sammlung giebt Zeugniß davon, daß das Volkslied, während andre Zweige der Poesie verdorrten, seiner Blüthe entgegenging. Zu dieser ist es gekommen im Reformationszeitalter und durch die Reformation, die dem Volk seine Sprache wiedergab für seine innerlichsten Angelegenheiten, und durch den Reformator Luther, den großen deutschen Gottes- und Volksmann.

Wie tief Luther das echt Volksmäßige nach Inhalt und Weise in sich aufgenommen hatte, wie sinnig er es im Dienst des Heiligen handhabte, das bezeugt namentlich folgendes „Lied von der heiligen christlichen Kirchen."

Sie ist mir lieb, die werte magd,
und kann ir nicht vergeßen.
Lob, er und zucht von ir man sagt,
sie hat mein herz beseßen.
Ich bin ir hold,
und wenn ich sollt
groß unglück han,
da ligt nicht an:
sie will mich des ergetzen
mit irer lieb und treu an mir,
die sie zu mir will setzen
und tun all mein begir.

Sie trägt von gold so rein ein kron,
da leuchten inn zwölf sterne,
Ir kleid ist wie die sonne schon (schön),
das glänzet hell und ferne,
Und auf dem mon
ir füße ston,
sie ist die braut,
dem Herrn vertraut,
ir ist weh und muß gebären
Ein schönes kind, den edlen Son
und aller welt ein herren,
dem sie ist unterton.

Das tut dem alten drachen zorn
und will das kind verschlingen.
Sein toben ist doch ganz verlorn,
es kann im nicht gelingen:
das kind ist doch
gen himmel hoch
genommen hin
und läßet in
auf erden fast sehr wüten.
Die mutter muß gar sein allein,
doch will sie Gott behüten
und der recht Vater sein*).

Von Luther und wenigen andern abgesehen, ist übrigens „die einzige echte Poesie, welche das 15. und 16. Jahrhundert besitzen, bei denen zu Hause, die weder lesen noch schreiben können."

*) Entnommen aus Wackernagel, „M. Luthers geistl. Lieder."

Dem Stoffe nach sind die meisten Volkslieder, die zum Theil Umdichtungen von Liedern noch älterer Zeit sein mögen, Liebeslieder. Freude und Schmerz der Liebe, Hoffen und Bangen, Sehnen und Sorgen, Finden und Verlieren, Abschied und Wiederkommen, Treue und Untreue finden in ihnen ihren innigsten, reinsten Ausdruck. Sodann ist die Zahl der Naturlieder, die besonders die Wonne des Maien besingen, der Trinklieder, der Jägerlieder, der Studenten-, Soldaten-, Reiter- und Handwerksburschenlieder nicht gering. Alle diese nehmen gewöhnlich mehr oder weniger den Charakter der Liebeslieder an. Zahlreich sind auch solche Lieder, welche religiöse und kirchliche Fragen zum Gegenstand haben und diese meist mit einer keck sich äußernden Bitterkeit gegen Papst und Papstthum zum Ausdruck bringen. Diese bilden den Uebergang zu dem „geistlichen Volksliede", einer Mittelgattung zwischen dem weltlichen Volksliede und dem Choral. Die beste hierher gehörige Sammlung ist die Paderborn'sche: „Geistliche Volkslieder mit ihren ursprünglichen Weisen" (1 Thlr. 15 Sgr.). Beachtenswerth sind endlich die historischen Volkslieder; fast jede noch so unbedeutende historische Thatsache ist besungen worden*).

Der Form nach sind diese Volkslieder meist sehr einfach. In vielen sind je zwei Verse zu sogenannten Reimpaaren vereinigt; häufig findet sich die drei-, sechs-, auch wohl fünfzeilige, meist jedoch die vierzeilige Strophe. Rhythmus und Reim sind mit großer Freiheit behandelt, ohne daß dadurch dem Wohllaut Eintrag geschähe. Der einzelne Ausdruck ist ungesucht, treffend, öfter derb; gewisse Ausdrücke kehren häufig wieder: das hohe Haus, die drei Schlößlein, die grüne Linde, die grüne Haide, die kühlige Erde; im Maien, übers Jahr, nach sieben Jahren; Frau Nachtigall, die Vögelein; das Röslein, die Lilie, die Blümlein Wohlgemuth und Vergißmeinnicht; die Frau Wirthin, die drei Gesellen, der Wirthin Töchterlein u. v. a. Die erregte Empfindung, welcher diese Lieder ihre Entstehung verdanken, bedingt in ihnen das häufige Ueberspringen von Mittelgliedern, das jedoch den Verlauf der Empfindung immer deutlich erkennen läßt und ihnen die volksmäßig knappe Form gibt, und den

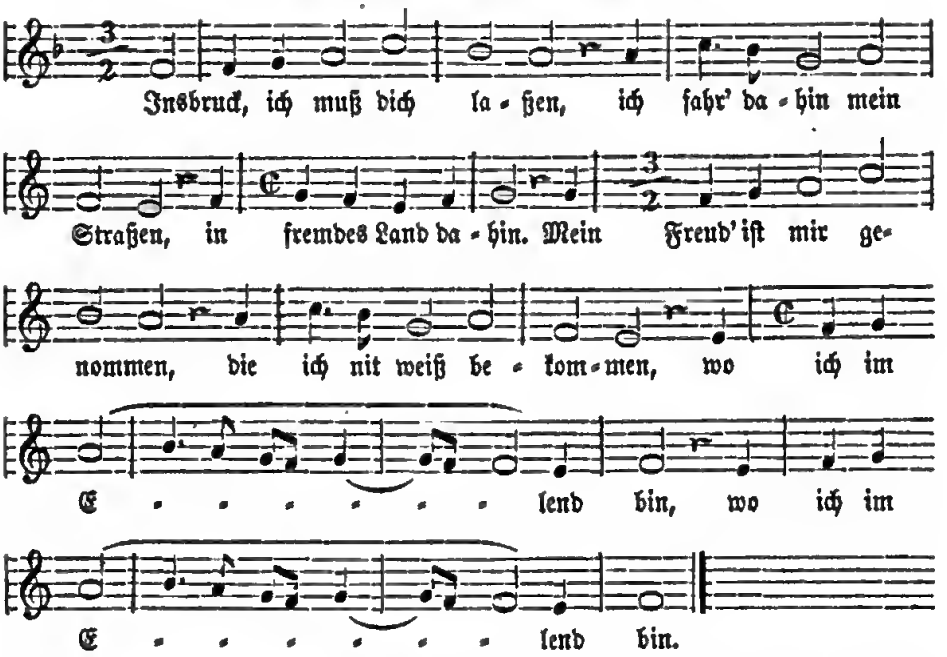
*) Die historischen Volkslieder sind besonders herausgegeben worden von Soltau und Hildebrand. Leipzig, Mayer. 1836 u. 1856.

nicht weniger häufigen Uebergang in das Zwiegespräch. Der Refrain wird vielfach angewandt, mitunter in einer Weise, daß man deutlich erkennt, wie er zum Ausdruck sprachlosen Entzückens dient; hier konnte die Melodie, die durch einen sinngemäßen Text sich immer gebunden fühlt, in freier Weise sich austönen. Mitunter wird am Schluß des Ganzen der Gedanke des Liedes ausdrücklich ausgesprochen; öfter wird in naivster Weise der Dichter des Liedes bezeichnet: „Dies Liedlein, ach, ach! Hat wohl ein Müller erdacht, Den hat des Ritters Töchterlein Vom Lieben zum Scheiden gebracht."

Die Ausbildung der Melodie, ohne die das Volkslied nur halben Werth hat, geht mit der Schöpfung der Texte gleichen Schritt; häufig wird selbst die poetische Gestaltung des Volksliedes von der musikalischen überragt. Die lebendige Erregtheit, das volle Herz, aus welchem das Volkslied hervorquoll, mußte das starre Gesetz der alten ungefügigen Kirchentonarten durchbrechen. So fand z. B. der dem alten Systeme fremde, Melodie wie Harmonie bestimmende Dominantseptimenaccord seine Bildung und immer häufiger werdende Anwendung; zunächst in den Liedern, die am meisten des Herzens Bewegtheit athmen, in den Liebesliedern. So wurde die bis dahin durchaus vernachlässigte Melodie in ihr Recht eingesetzt. So erlangte die Melodie, indem sie sich den fest umgrenzten Versen und Strophen anschmiegte, eine übersehbare Gliederung, die die Einheit des Ganzen um so mehr heraustreten läßt. So endlich entstanden die lebendigeren Rhythmen und charakterischen Tongestaltungen und Tonfälle, die der gregorianische Kirchengesang unmöglich gemacht hatte.

Im kleinsten Punkte, in seinem Herzen, sammelte das deutsche Volk dieses Jahrhunderts die größte Kraft; darum entstand so Treffliches, daß nicht nur, wie bekannt ist, die Reformatoren gar manches der Welt Abgehorchte in den Kirchengesang aufnahmen, sondern daß von hier aus sogar nach der Annahme Reißmann's die Entwickelung unserer ganzen jetzigen Musik ihren Ausgang nahm. Die bekannteste aus dem weltlichen Gebiete in den Gottesdienst herübergenommene Melodie ist diese:

Insbruck, ich muß dich laßen.



Sammlungen von Volksliedern mit und ohne Noten ſind in dieſem Jahrhundert in ziemlich großer Anzahl entſtanden. Die älteſte iſt eine 1512 in Augsburg erſchienene Sammlung mit Noten; die reichhaltigſte und für die Volksmelodie wichtigſte iſt eine Nürnberger Sammlung („Ein außzug guter alter vnd newer Teutſche liedlein." 5 Theile. 1539—56). Die einzelnen fliegenden Blätter, auf denen die hier geſammelten Lieder freilich meiſt ohne Melodien gewöhnlich erſchienen, ſind für Herſtellung des unveränderten Textes von großem Werthe.

Mit dem Anfang des dreißigjährigen Krieges beginnt die Periode des Verfalls des Volksliedes in poetiſcher wie muſikaliſcher Beziehung. Die Rohheit der Krieger, in die das Volk hineingezogen wurde, ließ die edlern Regungen im Herzen nicht mehr aufkommen. Freilich wurde noch fortgeſungen; aber das rohe Landsknechts- und Soldatenlied, das Sauf- und Schmauſelied gewannen die Oberhand; dazwiſchen tönt das Klagelied über das allgemeine Elend. Das hiſtoriſche Lied nimmt von den Helden des dreißigjährigen Krieges und der nachherigen Türken- und Franzoſenkriege Anlaß. Beſondern Werth haben auch die hiſtoriſchen Lieder nicht, vielleicht mit Ausnahme des noch jetzt viel geſungenen Liedes „Prinz

Eugen, der edle Ritter." Die Poesie flüchtete sich um diese Zeit auf das religiöse Gebiet.

Was nun den Gesang betrifft, so ist nicht zu verkennen, daß die Kirche, nachdem sie durch die aus dem Volksgesang aufgenommenen Elemente ihren Gesang neu gestaltet hatte, wieder wohlthätig auf die Veredlung des Volksgesanges zurückwirkte. Die Kunst aber und Künstlichkeit, die sich bald des Kirchengesanges bemächtigte, trug nicht wenig dazu bei, daß auch der Volksgesang, wo er nicht der ihren eignen Weg gehenden Wüstheit des Kriegsgetümmels folgte, von seiner frühern Natürlichkeit und Frische verlor. Namentlich wandten sich die in Folge von Luther's Vorgange überall eingerichteten Cantoreien, die besonders in den kleinern Städten als vorzüglichste Pflegerinnen der Musik großen Einfluß gewannen, dem Kunstgesange zu und entfremdeten so einen immer größern Theil des Volkes seinen Melodien. Wohlgemeinter Eifer hat hier großen Schaden gethan.

Einer neuen Blüthe im gewissen Sinne ging das Volkslied mit den oben S. 62 berührten Bestrebungen der Göttinger entgegen. Volkslieder machen, ist, wie wir wissen, auch dem größten Dichter eine Unmöglichkeit; gemachte Volkslieder sind gemachte Blumen, die weder Duft noch Farbe haben. Es giebt aber ein Lied, welches dem echten Volksliede sich in dem Grade nähert, daß es, so lange des Volkes eigne poetische Kraft erlahmt ist, gewissermaßen als Ersatz für das eigentliche Volkslied gelten kann, das *volksthümliche Lied*. Als solche volksthümliche Lieder haben sich einige Lieder der schon genannten Göttinger, auch der zu Gleim stehenden Dichter, namentlich aber die oben bezeichneten Lieder unseres Claudius erhalten, getragen außer von ihrem relativen Werth durch die Melodien, mit denen zugleich man sie dem Volk und der Volksschule darbot.

Johann Adam Hiller (geb. 1728, † 1804), ein Zeitgenosse Klopstock's, durch seine hausbackenen Operetten der Liebling des Publikums seiner Zeit, in Lehrerkreisen noch heute bekannt durch sein vierstimmiges Choralbuch, ward durch Herkunft, Anlage und Bildungsgang auf das in den engsten Grenzen sich bewegende Volksthümliche geführt, das er, übernüchtern wie die gleichzeitigen pädagogischen Schriftsteller Campe, Salzmann, Chr. F. Weiße, in seinen Operetten und in den Melodien zu den unerträglich wässerigen und

langweiligen Liedern des Weiße'ſchen Kinderfreundes dem Volke darbot. Am bekannteſten ſind wohl jetzt noch ſeine Melodien zu dem Hölty'ſchen Liede „Der Schnee zerrinnt“ und zu dem Weiße'ſchen „Ohne Lieb und ohne Wein, was wär unſer Leben“. Hiller verdient übrigens Erwähnung, weil er einer der Erſten iſt, die das volksthümliche Lied mit bewußter Abſicht für das Volk componirten. Der bedeutendſte iſt

Joh. Abr. Peter Schulz (geb. 1747, † 1800 als Kapellmeiſter des Prinzen Heinrich von Preußen). Schulz ſtrebte mit Bewußtſein dahin, weniger kunſtmäßig als volksmäßig zu ſingen, nämlich ſo, „daß auch ungeübte Liebhaber des Geſanges, ſobald es ihnen nicht ganz und gar an Stimme fehlt, die Lieder leicht nachſingen und auswendig behalten können.“ „Zu dem Ende habe ich“, fährt er fort, „nur ſolche Texte aus unſern beſten Liederdichtern gewählt, die mir zu dieſem Volksgeſange gemacht zu ſein ſchienen, und mich in den Melodien ſelbſt der höchſten Einfachheit befleißigt, ja auf alle Weiſe den Schein des Bekannten darein zu bringen geſucht, weil ich aus Erfahrung weiß, wie ſehr dieſer Schein dem Volksliede zu ſeiner ſchnellen Empfehlung dient, ja nothwendig iſt. In dieſem Schein des Bekannten liegt das ganze Geheimniß des Volkstons; nur muß man ihn mit dem Bekannten ſelbſt nicht verwechſeln.“ In dieſen Worten ſpricht Schulz in der That das aus, wodurch Lieder, die nicht in dem oben bezeichneten Sinne des Volkes Lieder ſind, ſondern Lieder für das Volk, dieſem zugeführt werden können, wodurch der Kunſtdichter und der Kunſtmuſiker es zu faſſen und zu veredeln im Stande ſind. Wohl heißt es ſonſt mit Recht von den Deutſchen, ſie verachten alles, „was nicht weit her iſt“; allein im Gebiet der Poeſie und Muſik kann ſolche Verachtung erſt dann eintreten, wenn das innerſte Gemüth, der Sitz dieſer Gottesgaben, bereits verdorben iſt. Schulz machte ſich, wie wir ſogleich ſehen werden, ſeine Aufgabe nicht leicht; und wir müſſen, was er geleiſtet, deſto mehr bewundern, wenn wir uns daran erinnern, daß er, ein Schüler des berühmten Kirnberger, über bedeutende künſtleriſche Mittel verfügen konnte. „Nur durch eine ſchlagende Aehnlichkeit des muſikaliſchen mit dem poetiſchen Ton des Liedes, durch eine Melodie, deren Fortſchreitung ſich nie über den Gang des Textes erhebt, noch unter ihn ſinkt, die, wie ein Kleid dem Körper, ſich der Declamation und dem Metrum anſchmiegt, die außerdem in ſehr

ſangbaren Intervallen, in einem allen Stimmen angemeſſenen Umfang und in den allerleichteſten Modulationen fortfließt, und endlich durch die höchſte Vollkommenheit der Verhältniſſe aller ihrer Theile, wodurch eigentlich der Melodie diejenige Rundung gegeben wird, die jedem Kunſtwerk aus dem Gebiete des Kleinen ſo unentbehrlich iſt, erhält das Lied den Schein, von welchem hier die Rede iſt, den Schein des Ungeſuchten, des Kunſtloſen, des Bekannten, mit einem Wort: des Volkstons, wodurch es ſich dem Ohr ſo ſchnell und unaufhörlich zurückkehrend einprägt. Und das iſt doch der Endzweck des Liedercomponiſten, wenn er ſeinem einzig rechtmäßigen Vorſatz bei dieſer Compoſitionsgattung, gute Liedertexte allgemein bekannt zu machen, getreu bleiben will."

Den Begriff „gute Liedertexte" ſcheint nun Schulz ziemlich weit genommen zu haben; und dieſem Umſtand haben wir es zu danken, daß z. B. dieſer mehr als fade Text: „Zu des Lebens Freuden ſchuf uns die Natur, aber Gram und Leiden ſchaffen wir uns nur" ꝛc. mit der Schulziſchen Melodie noch jetzt geſungen wird. Der Verfaſſer hat ihn 1860 noch von den Currendanern einer kleinen Stadt nach dem ſonntägigen Gottesdienſt ſingen hören. Uebrigens muß es immerhin für Schulzens guten Geſchmack zeugen, daß er von Claudius 17 Liedertexte in ſeinen „Liedern im Volkston beim Clavier zu ſingen" (3 Thl. Berlin 1785—90) componirt hat. Am bekannteſten mag die Melodie zu dem Abendliede („Der Mond iſt aufgegangen") ſein.

Es konnte nicht fehlen, daß auf der von Schulz mit ſolcher Klarheit vorgezeichneten Bahn mancher nachfolgen würde. Zuletzt iſt es dahin gekommen, daß jeder, der eine Singſtunde leidlich halten konnte, meinte, er müſſe nun auch ein Lied „im Volkston zu ſingen" componiren. Die bedeutenderen ältern und neuern Componiſten auf dem Gebiet des volksthümlichen Liedes ſind der Kapellmeiſter Joh. Friedr. Reichardt († 1814 zu Giebichenſtein bei Halle a. S.), der in ſeine „Oden und Lieder von Klopſtock, Stolberg, Claudius und Hölty" 13 Lieder von Claudius aufgenommen hat; Louiſe Reichardt, des vorigen Tochter („Es iſt ein Schnitter, der heißt Tod"); C. M. v. Weber („Schlaf, Herzensſöhnchen", „Was glänzt dort vom Walde", „Mei Schatzerl is hübſch"); Fr. Schneider („Jetzt ſchwingen wir den Hut"); A. B. Weber

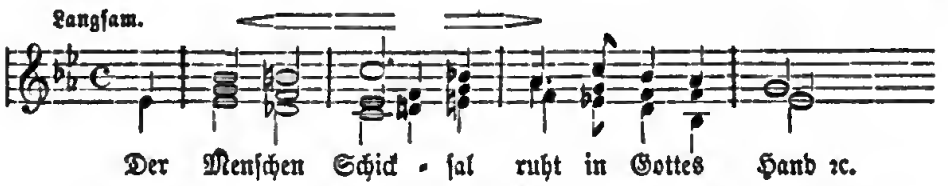
(„Mit dem Pfeil, dem Bogen"); Aug. Pohlenz („Auf! Matroſen, die Anker gelichtet"); Joh. André („Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher"); Zelter („Wenn jemand eine Reiſe thut"); Fink („War einſt ein Rieſe Goliath"); B. Klein („Wie mir deine Freuden winken"); K. Gläſer („Feinde ringsum"); Gersbach („Der alte Barbaroſſa", und einige gute Reiſelieder); Nägeli („Goldne Abendſonne", „Kennt ihr das Land ſo wunderſchön", „Lobt froh den Herrn", „Freut euch des Lebens" u. a.); Himmel („Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen", „An Alexis ſend ich dich"); Graun („Auferſtehn, ja auferſtehn"); Hurka („Willkommen, o ſeliger Abend"); Bornhard („Ich denk an euch, ihr himmliſch ſchönen Tage"); Neithardt („Ich bin ein Preuße"); Beneken („Wie ſie ſo ſanft ruhn"); Methfeſſel („Stimmt an mit hellem, hohem Klang", „Hinaus in die Ferne", „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ"); G. Reichardt, Muſikdir. in Berlin („Was iſt des Deutſchen Vaterland", 1826 zum erſtenmal gedruckt*); Feska („Heute ſcheid' ich, heute wandr' ich"); Groos („Freiheit, die ich meine"); Reeſe („Was frag ich viel nach Geld und Gut"); Cantor Bellmann („Schleswig-Holſtein, meerumſchlungen"); Silcher („Ich hatt' einen Kameraden", „Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten", „Morgenroth" ꝛc.) u. a.**)

In die Volksſchulen gewannen die meiſt übermäßig zahmen Lieder volksthümlicher Componiſten ungehindert Eingang. Man ſehe die noch jetzt gebrauchten Liederbücher von Abela an, die doch immerhin mehr noch durch ihre Texte, als durch ihre Compoſitionen, die Flachheit in die Volksſchulen hineingeſungen haben. Was ſollte man auch ſingen? Das Beſſere mußte unter ſchweren Verirrungen erſt errungen werden. Einerſeits nämlich ſuchte man mit ſonder-

*) Der Componiſt der andern, um 10 Jahre ältern, faſt noch volksthümlicheren Melodie iſt der ebenfalls noch lebende Paſtor Cotta zu Willersſtädt bei Buttſtedt in Weimar.

**) Die neuere Melodie zu dem alten Volksliede „Ach, wie iſt's möglich dann (e c a g c c), angeblich von Böhner, vermag ich ebenſo wenig als volksthümlich zu erkennen, als z. B. die Lieder „Siehſt du dort die Wolken eilen" von Reißiger, „Wenn die Schwalben heimwärts ziehn" von Abt, „Wenn ich mich nach der Heimat ſehn" von Nesmüller, „Macht man ins Leben kaum den erſten Schritt" von Gumpert, „Held Friedrich zog mit ſeinem Heer", „Ach, wenn du wärſt mein eigen" u. a. von Kücken, „An der Quelle ſaß der Knabe" von Proch u. a.

barer Luſt nach Opernmelodien, die etwa zu vorhandenen Texten, ſei es auch wie die Fauſt aufs Auge, paßten. Nach einer Mozartſchen Menuetmelodie, deren zugehörigen Text abzuſchreiben man Anſtand nehmen muß, ſang man: „Wollt ich mir wünſchen alles, alles, was etwa mir gefällt, wißt ihr wohl, was ich wünſchte mir dann auf dieſer Welt? Erſtlich, ich will's euch künden, möcht ich bewahrt vor Sünden für jetzt und immer ſein." Und nicht bloß Mozart und C. M. v. Weber, nein, Herold, Boildieu, Auber ließen ſich in der Volksſchule hören. Anderſeits drängte ſich die Kunſt, das Widerſinnige ihres Beginnens nicht merkend, in dieſe unvertheidigte Stätte einfachen Kinderſinnes ein, theils in eigens componirten, theils in Geſängen, die man aus den Liedertafeln ſich holte. Die Texte wurden Nebenſache. In einer Liederſammlung von E. Hauer, die 68 Lieder umfaßt, finde ich kaum drei oder vier erträgliche Texte; aber alles, was die Verwäſſerungsperiode in den kirchlichen Geſangbüchern geleiſtet hat, findet hier ſeinen weltlichen Abdruck. Die abſtracteſten Dinge z. B. „der Wechſel" werden in Texten, die meiſt aller Poeſie baar ſind, angeſungen mit dreiſtimmigen Geſängen, die des Volksmäßigen zum großen Theil keine Spur an ſich haben. Man höre z. B.



Was nun die Liedertafeln, die ſich ſo gerne Volksliedertafeln nannten, und die Geſangvereine betrifft, was haben ſie, mit wenigen Ausnahmen, zu denen z. B. der Erkſche Geſangverein in Berlin gehört, denn bis jetzt Volksmäßiges in ſich aufgenommen oder aus ſich erzeugt? Die erſten Liedertafeln wurden am Anfange dieſes Jahrhunderts durch Nägeli in der Schweiz geſtiftet; dann entſtanden ähnliche Vereine in Berlin, Frankfurt a. O., Leipzig, endlich in faſt allen kleinern Städten und ſelbſt auf den Dörfern. In der Schweiz wurde anfangs in richtiger Erfaſſung der Aufgabe ein- auch wohl zweiſtimmig geſungen; damit aber begnügte man ſich nicht, man fing an, vierſtimmig zu ſingen, und, was noch ſchlimmer war, man gab ſich in die Krallen der Unmuſik. Mit Walzern, Galopps, Polkas, Märſchen ließ man ſich füttern und quälte ſich ab an allerlei

ABC, Speiſezettel, feinem Wilhelm, lahmem Peter, Tabackscantate, Fünfmalhunderttauſend Teufel, Mordgrundbruck ꝛc.; ja, überſelig über eine neue Entdeckung: zu einer Soloſtimme mit Text ſang man ſeitenlang lu lu lu, oder ſum ſum ſum, oder rumduderum, oder tuititentitten u. dgl. Die guten leichtern Lieder von M. Bartholdy, Kreutzer, Fr. Schneider, Silcher und einigen andern waren den „Männern" in jenen Männergeſangvereinen meiſt noch zu ernſt oder zu einfach; und doch ſind dieſe Sänger in der Regel nicht im Stande, aus voller Bruſt und vollem Herzen, wie es deutſchen Männern geziemt, irgend ein Lied zu ſingen; es geht nicht ohne die blauen oder rothen, kleinen oder großen Hefte, meiſt nicht ohne Stimmgabel, nicht, wenn ein leiſer Windzug die Lampen ausbläſt, nicht, wenn etwa der erſte Tenor oder der zweite Baß fehlt. Es iſt hohe Zeit, daß die Leiter ſolcher Vereine, meiſt Lehrer, endlich entweder ſolchem Muſiktreiben Einhalt thun, oder das Beſſere, woran es jetzt nicht mehr fehlt, einführen.

Seit Herders Bemühungen um das Volkslied nämlich ſind nicht nur immer mehr alte treffliche Texte jener Volkspoeſie, die Vilmar „wegen ihrer Raſchheit und Kräftigkeit, wegen ihrer ſtarken Accente, wegen ihrer Heftigkeit, Keckheit und Derbheit, alſo wegen ihrer Männerhaftigkeit" als „Männerpoeſie" kennzeichnet, aufgefunden worden, ſondern Dichter wie Göthe, Hoffmann von Fallersleben, Uhland, Kerner, Arndt, Schenkendorf u. a. haben, an jener Männerpoeſie gebildet und gekräftigt, neue gute Texte geſchaffen. Ingleichen haben Muſiker wie M. Bartholdy u. a., nachdem ſie lange dem Klange der alten Volksweiſe gelauſcht hatten, neue Weiſen im alten Ton geſungen; und ſelbſt die dichteriſche und muſikaliſche Kraft des Volkes hat ſich noch hie und da, dann und wann wirkſam erwieſen.

Die bedeutendſten **Sammlungen** von Volksliedertexten ſeit Herder ſind „Des Knaben Wunderhorn", von Clemens Brentano und Achim von Arnim 1806—1808 veranſtaltet, und „Alte hoch- und niederdeutſche Volkslieder" mit Abhandlung und Anmerkungen in unveränderten Texten herausgegeben von Uhland 1844 und 1845. Das Hauptwerk in Bezug auf die Melodien iſt L. Erk's „Deutſcher Liederhort" (Berlin, 3 Bde. 2 Thlr. 20 Sgr.; herabgeſetzter Preis 1 Thlr. 10 Sgr.). Wer das Volkslied zu ſeinem

Studium machen oder auch nur eine Anſchauung von dem Reichthum unſeres Volksgeſangs gewinnen will, der kann Uhland's und Erk's genannte Schriften nicht entbehren. — Für Haus und Herz empfehle ich, da die ausgezeichnete Sammlung von Phil. Wackernagel „Trösteinſamkeit in Liedern" (Frankf. a. M. 15 Sgr.) leider ohne Melodien iſt, und da der „Muſikaliſche Hausſchatz" von G. W. Fink (Leipz. 1843 u. ö.), ſowie die in deſſen Fußſtapfen getretene „Concordia" von F. L. Schubert (Leipz., Schäfer) einerſeits zu ſehr zum Kunſtliede, anderſeits noch mehr zum Gaſſenhauer hinneigen, eine ſeit kurzem vollſtändig erſchienene Sammlung von Scherer: „Deutſche Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Singweiſen" Stuttg. 1862. 2 Thlr. Dieſe Sammlung enthält 50 der ſchönſten, nach Text und Melodie bedeutenden, noch jetzt geſungenen deutſchen Volkslieder mit ſinnigen Zeichnungen deutſcher Künſtler. Die Melodien haben durch M. Kunz eine die urſprünglichen Weiſen zart und keuſch behandelnde vierſtimmige Bearbeitung für gemiſchten Chor erhalten. — Von den Turnerliederbüchern iſt das am meiſten volksthümliche: Allgemeines Deutſches Turnerliederbuch von Fr. Erk und Schauenburg. Lahr 1863, 3. Aufl. (10 Sgr.) Dieſe Sammlung enthält mit verſtändigſter Beachtung der Eigenart jedes Liedes über 100 Lieder in ein-, zwei-, drei- oder vierſtimmiger Bearbeitung.

Es muß anerkannt werden, daß die Volksſchule, beſtimmt nach dieſer Richtung hin durch den tonverſtändigen Hentſchel, den liederkundigen Jacob, den melodienreichen Silcher, mit Ergreifung des Beſſern den Familien und Liedertafeln vorangeeilt iſt; und es ſteht zu hoffen, daß gerade von ihr aus der Volksgeſang in die Familien und Liedertafeln wieder eindringen werde. Mehr als dieſe letztern nämlich hat ſich die Volksſchule die Schätze angeeignet, die im Gebiete des Volksgeſangs durch die rühmenswerthen Beſtrebungen eines Erk, Irmer, Jacob, Greef, Kretzſchmer und Zuccalmaglio, Silcher, Richter, Marſchner an das Licht und in den Bereich der modernen muſikaliſchen Mittel gebracht worden ſind und noch gebracht werden. Möge ſie darin fortfahren, aber nie vergeſſen, daß Volkslied und Volksmelodie zuſammengehören, daß man alſo nicht jeden beliebigen Text nach jeder beliebigen äußerlich paſſenden Melodie ſingen kann.

Eine Beſprechung der zu ſingenden Lieder wird am beſten in die Singſtunde ſelbſt oder auch in die deutſchen Unterrichtsſtunden verlegt. Daß dieſelbe ſich in den engſten Grenzen bewegen, namentlich von allen grammatiſchen, onomatiſchen und logiſchen Erörterungen fern halten muß, verſteht ſich von ſelbſt. „Nur nicht leſen, immer ſingen, und ein jedes Wort iſt dein!“ ein Wort, welches Göthe von ſeinen Liedern ſagt, gilt noch mehr vom Volksliede. Noch unangemeſſener aber, als das Leſen, iſt das zerſplitternde Erklären des Volksliedes. Zur Sprachbildung der Schüler bietet ſich anderwärts hinlänglicher Stoff; das Volkslied bedarf nur der allernothwendigſten ſachlichen Erläuterungen, und dieſer meiſt nur dann, wenn es ein hiſtoriſches Volkslied iſt. Das volksthümliche Lied aber verträgt ſeiner Entſtehung gemäß ſchon eine eingehendere Erklärung. Uebrigens läßt ſich in der Volksſchule, in welche die bei weitem größte Zahl eigentlicher Volkslieder ihres Inhaltes wegen nicht Eingang finden kann, eine ſtrenge Scheidung zwiſchen dem eigentlichen Volksliede und dem volksthümlichen Liede nicht machen; das letztere muß vielfach für das erſtere eintreten.

Nur hüte man ſich vor dem albernen **Kinderliede**, das in Nachwirkung von **Weiße's** u. a. Beſtrebungen noch immer hie und da in der Volksſchule eine Stätte findet. Wie läppiſch iſt ſchon folgendes Lied, das doch zu Weiße's beſten Liedern gehört:

Der junge Baum.

Das liebe, kleine Bäumchen hier
Iſt, ſagt Papa, gleich alt mit mir
Und trägt, ſo jung und zart,
Schon Früchte von der beſten Art.

Es lohnt dem Vater, deſſen Hand
So vielen Fleiß darauf verwandt;
Wie wird es ihn erfreun,
Wird es zum Baum erwachſen ſein!

O! bin ich nicht dem Bäumchen gleich?
Zwar jetzt nur noch an Blüthen reich!
Doch gibt mir Gott Gedeihn,
So will ich's auch an Früchten ſein.

Daher iſt es herkömmlich geworden, unter dem Ausdruck „Volkslied“ in Schulverhältniſſen das volksthümliche Lied mit zu begreifen.

So in zwei Hilfsmitteln für Erklärung des Liedes, die ich meinen Lesern empfehlen kann:

Günther, Auslegung von Volks- und Vaterlandsliedern. Eisleben, 1861. 15 Sgr.

Förster, Das Volkslied in der Volksschule. Breslau, 1862. 10 Sgr.

Die Aufgabe, welche der Lehrer hinsichtlich des Volksliedes zu leisten hat, ist eine schwere, große und schöne. Sie erstreckt sich nicht nur auf die Schule und den etwa im Dorfe oder Städtchen befindlichen Gesangverein, sondern zugleich auf die Familie, auf Küche und Stall, auf Spinnstube und einsames Kämmerchen, auf Garten und Feld, auf Wald und Wiese, auf Jungfrauen und Jünglinge, auf Männer und Weiber. Ueberall gilt es, das Gemeine, Unreine, Zotenhafte zu entfernen und das Edle an dessen Stelle zu bringen. Noch ist das deutsche Volk nicht ganz ohne Sangeslust; noch steht sein Herz dem veredelnden Einflusse des Gesanges offen; noch ist die Freude am Aufthun erquickender Gesangesquellen überall rege: Auf, ihr Diener der „Fraw Musica", schöpft aus diesen Quellen und gebt den durstenden Gemüthern Wasser des Volkslebens! — „Das Volksleben braucht Chöre", sagt der berühmte Prof. Marx*), zahlreich genug und geschickt für alle Momente der Feier in Freud und Leid, zu kirchlicher und jeder sonstigen Erhebung." Man könnte damit einverstanden sein; allein Marx verlangt, daß diese Chöre auch der Kunst dienstbar werden, daß ihnen „die Kunst zu treffen und vom Blatt zu singen" mitgetheilt werde. Bis solche Chöre fertig werden, wird es wohl noch ein gutes Weilchen dauern. Begnügen wir uns mit dem Erreichbaren! Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin!

§. 11. Claudius der Humorist. Jean Paul. Der Humor des Lehrers.

Erklärung der Kupfer und Zeichen.

(WW. I u. II, S. V.)

Das erste Kupfer ist Freund Hain. Ihm dedicir' ich mein Buch, und er soll als Schutzheiliger und Hausgott vorn an der Hausthür des Buchs stehen.

Dedication.

Ich habe die Ehr, Ihren Herrn Bruder zu kennen, und er ist mein guter Freund und Gönner. Hätt' auch wohl noch andre Adresse an Sie; ich denk' aber,

*) „Vollständige Chorschule." Leipzig, 1862. 2 Thlr.

man geht am beſten grade zu. Sie ſind nicht für Adreſſen, und pflegen ja nicht viele Complimente zu machen.

's ſoll Leute geben, heißen ſtarke Geiſter, die ſich in ihrem Leben den Hain nichts anfechten laſſen, und hinter ſeinem Rücken wohl gar über ihn und ſeine dünnen Beine ſpotten. Bin nicht ſtarker Geiſt; 's läuft mir, die Wahrheit zu ſagen, jedesmal kalt über'n Rücken, wenn ich Sie anſehe. Und doch will ich glauben, daß Sie'n guter Mann ſind, wenn man Sie genug kennt; und doch iſt's mir, als hätt' ich eine Art Heimweh und Muth zu Dir, Du alter Ruprecht Pförtner! daß Du auch einmal kommen wirſt, meinen Schmachtriemen aufzulöſen, und mich auf beßre Zeiten ſicher an Ort und Stelle zur Ruhe hinzulegen.

Ich hab da'n Büchel geſchrieben und bring's Ihnen her. Sind Gedichte und Proſa. Weiß nicht, ob Sie'n Liebhaber von Gedichten ſind; ſollt's aber kaum denken, da Sie überhaupt keinen Spaß verſtehen, und die Zeiten vorbei ſein ſollen, wo Gedichte mehr waren. Einiges im Büchel ſoll Ihnen, hoff' ich, nicht ganz mißfallen; das meiſte iſt Einfaſſung und kleines Spielwerk: machen Sie mit, was Sie wollen.

Die Hand, lieber Hain! und, wenn Ihr 'nmal kommt, fallt mir und meinen Freunden nicht hart.

Die erſten fünf Theile ſeiner Werke hat Claudius mit „Kupfern" zieren laſſen. Das erſte Kupfer des erſten Theils iſt „Freund Hain", das bekannte Knochengerippe mit der Senſe. Mögen die Alten den Tod anders abgebildet haben (ſ. a. a. O. S. VI), in Claudius' Natur lag es tief begründet, beim Knochenmann zu bleiben. Freilich liegt ein ſchwerer Ernſt in dieſer Symboliſirung des Todes; es läuft auch dem Dichter jedesmal kalt über'n Rücken, wenn er den Freund Hain anſieht; er gehört nicht zu den ſtarken Geiſtern, die ſich den Freund Hain nichts anfechten laſſen; ihm iſt der Tod „eine ernſthafte Erſcheinung", er macht ja nicht „viele Complimente" und „verſteht keinen Spaß."

„Ach, es iſt ſo dunkel in des Todes Kammer,
Tönt ſo traurig, wenn er ſich bewegt
Und nun aufhebt ſeinen ſchweren Hammer,
Und die Stunde ſchlägt." (WW. VI, 89.)

Gedanken an den Tod begleiten den Dichter durch ſein ganzes Leben und finden in ſeinen Werken den mannigfaltigſten Ausdruck. So iſt es denn höchſt characteriſtiſch, daß er den „Freund Hain" an den Eingang ſeiner Werke ſtellt, wo andre ſo gern ſich ſelbſt oder einen „hoch zu verehrenden Gönner" ſehen, deſſen Name dem Buche Verbreitung ſichern ſoll. Aber der Tod iſt unſerm Dichter kein Schreckbild, er iſt ihm Freund Hain und Claudius hat „keinen beſſern

Freund kennen lernen". So hat er denn „eine Art Heimweh und Muth" zu dem „guten Mann", zu dem „alten Ruprecht Pförtner".

Claudius weiß, daß jedes Ding, auch der Tod, zwei Seiten hat; in Kraft seiner Gemüthstiefe schaut er immer diese beiden Seiten zusammen; so erhält das betrachtete Ding eine ganz eigenthümliche Gestalt und Färbung, die am einfachsten als ein Ineinander von Ernst und Scherz bezeichnet werden kann. Der Tod ist ihm der „wilde Knochenmann" und zugleich Freund Hain; es läuft ihm eiskalt über den Rücken, wenn er ihn ansieht, und doch hat er eine Art Heimweh und Muth zu ihm; er weiß, daß der Tod keinen Spaß versteht, und doch macht er sein Späßchen mit ihm. Ist nicht diese ganze Art und Weise, mit dem Tode umzugehen, höchst scherzhaft; ist nicht diese ganze Dedication selbst ein Scherz, ja für den kalt messenden Verstand oder für das einseitig angelegte Gemüth ein unpassender Scherz?

Claudius ist, wie wir aus dieser Ausführung erkennen, Humorist. Mit dem lateinischen Worte Humor, welches eigentlich so viel als Feuchtigkeit, Naß bedeutet, bezeichnet man treffend jene Stimmung des Gemüths, welcher die beiden Seiten, die jedes Ding hat, das nicht Gott oder göttlich ist, in einander fließen. Nothwendigerweise müssen alle Dinge bei dieser Betrachtungsweise in einem Glanz und einer Beleuchtung, kurz in einer Bedeutung erscheinen, die ihnen an sich nicht zukommt. Dem „Mann mit Scepter und Kron" stellt sich der Humorist, wie wir schon gesehen haben, gleich; das Geld, das nach dem Sprichwort die Welt regiert, ist ihm „Lausegold", die Ehre ein „sehr zerbrechlich Glas"; das „Kreuz" der armen Schullehrer, die Interpunction, beseitigt er mit wenigen Zeilen: „Sieht Er, Andres, wo der Verstand halb aus ist, setzt Er ein Komma; wo er ganz aus ist, ein Punctum; und wo gar keiner ist, kann Er setzen, was Er will" (WW. I u. II, 24); von dem Buche, das ihn und die Seinen ernähren soll, weiß er nichts weiter zu sagen, als daß es Anfang und Ende hat (a. a. O. S. 25). So setzt der Humorist das, was andern groß und wichtig erscheint, auf ein Nichts herab. Umgekehrt: der Humorist „bleibt nicht ungerührt, wenn 'n Hund stirbt, den er zum erstenmal sieht" (I u. II, 12); das Recept zu einem „Petermännchen von anderthalb Zoll" theilt er mit umständlicher Wichtigkeit mit, und beim Abbrennen desselben

iſt er „vergnügter als der Großſultan, wenn dieſer an ſeinem Geburtstage ein Feuerwerk von 20,000 Löwenthalern abbrennen läßt“ (III, 102). So verweilt der Humoriſt ſinnend bei dem Kleinſten und Entlegenſten; denn er weiß, daß „die Herren Menſchen auch von den Elephanten etwas lernen können“ (III, 79). Mit großer Liebe verſetzt ſich der Humoriſt in die Zeit der Kindheit und Jugend; denn wie das Kind lacht, da ihm noch die Thränen auf den Wangen herabrollen, ſo freut er ſich mit Thränen. Den „Mann im Lehnſtuhl“, jenen Pedanten der Jugend, dem es die Knaben zu „kraus“ machen mit dem „verwünſchten Steckenpferd“, kann er nie vergeſſen. Bei unſerm Claudius erſcheint jener Mann im Lehnſtuhl als „Herr Ahrens“ oder als ein Univerſitätsprofeſſor.

Wir können hier ganz gelegentlich einer Zeit in Claudius' Leben gedenken, die bei dem Mangel ausführlicher Nachrichten eigentlich nur dadurch unſer Intereſſe erregt, weil des Dichters Humor einige Geſtalten aus ihr bis tief in ſeine Mannesjahre hinein ſich lebendig erhalten hat. Was man jetzt Gymnaſialbildung nennt, erhielt Claudius auf der lateiniſchen Schule zu Plön, welcher damals ein Rector Alberti vorſtand. Alberti wird geſchildert als ein Mann von Gelehrſamkeit und Geiſt, Strenge und Berufstreue. Sein Wahlſpruch ſoll geweſen ſein: „dem Lehrer geziemt es, auf dem Lehrſtuhl zu ſterben.“ An Alberti iſt demnach bei der in Claudius' Schriften immer wiederkehrenden komiſchen Figur des „Herrn Ahrens“ kaum zu denken. Aber es fehlte ja damals in der Schulwelt nicht an Pedanten, die den jungen Geiſt in die knappſten Feſſeln legten, die namentlich für die Poeſie weder Sinn noch Verſtändniß hatten. Um wenig freier war der Geiſt auf den damaligen Univerſitäten. Claudius ging mit einem Bruder nach Jena, um Theologie zu ſtudiren. Aeußerlich veranlaßt durch ein bis zum Blutſpeien geſteigertes Bruſtleiden, innerlich beſtimmt durch ſeine Abneigung gegen die damalige Theologie und die Weiſe, ſie zu lehren, wandte er ſich bald zur Rechtskunde, ohne, wie es ſcheint, auch hier Befriedigung zu finden. Man ſehe, wie ihm zu Muthe geweſen ſein mag, aus der „Chria, darin er von ſeinem akademiſchen Leben und Wandel Nachricht giebt“ (WW. I u. II, 9). So wandte denn Claudius ſein Herz und ſeinen Fleiß der ältern und neuern Litteratur und der Muſik zu, wurde Mitglied einer „teutſchen Geſellſchaft“ und verſuchte ſich als Dichter. Ungefähr gleichzeitig mit ſeinem Abgange von der Univerſität erſchienen ſeine „Tändeleien und Erzählungen“, die in ihrer

Abkehr vom wirklichen Leben, in ihrer Darlegung von nicht erfahrenen innern Zuſtänden, in ihrer breiten Langweiligkeit ſo ſehr den Geiſt der vorklopſtockſchen Poeterei athmen, daß man den nachherigen ſo naturtreuen, wahrhaftigen, lebenswarmen Boten in ihnen nicht einmal ahnen kann. Nur ein Product der damaligen Zeit „An eine Quelle“ hat Claudius in die ſämmtlichen Werke aufgenommen (I u. II, 82).

Der Humoriſt iſt kein Spaß- oder Luſtigmacher, kein Witzling. Der Witz hat ſeinen Sitz im Verſtande, der Humor aber im Gemüth. Der Humoriſt kann ſogar bei geringem Anlaß darüber ſehr traurig ſein, daß „unterm Mond ſo viel Mühe des Lebens“ iſt (WW. I u. II, 12); der Tod iſt ihm ja, wie wir geſehen haben, in allen Augenblicken des Lebens gegenwärtig. Aber wenn es ihm auch „nicht richtig in den Augen“ iſt, „wenn ihm eine Thräne im Auge wackelt“, fröhlich iſt er doch (WW. I. u. II, 6); und der andringenden Schwermuth ſteuert er durch ſeinen harmloſen, nie verwundenden Scherz. In Folge ſeiner Neigung zum Scherz liebt er das Abſonderliche, das ſich bis zum Unverſtändlichen ſteigern kann. An Abſonderlichkeiten iſt Claudius reich. Man ſehe die Titelvignette, die, eine Vereinigung von Hut, Eule und Fröſchen, des Boten Beruf ſymboliſiren ſoll; die meiſten der in den Werken gegebenen Abbildungen; die gelehrten Anmerkungen zu dem Morgenlied eines Bauersmanns; die Art und Weiſe, eine Melodie begreiflich zu machen (III, 43); die ſonderbare Quälerei mit dem „Japanſchen“ in der ſonſt ſo köſtlich humoriſtiſchen „Nachricht von meiner Audienz beim Kaiſer von Japan“, die zahlreichen lächerlichen Vergleiche: „das Heirathen kommt mir vor wie eine Zuckerboltje oder Bohne“; „das Genie iſt — iſt — weiß nicht — iſt 'n Wallfiſch“ u. v. a. Der Humoriſt hat eben bei allem ſeine eignen Gedanken, unbekümmert darum, ob andre ihm folgen können. Er weiß, daß es „mit dem menſchlichen Herzen wie mit dem Meer iſt. Da giebt es von Zeit zu Zeit Windſtillen, und dann müſſen die Schiffleute zu Anker liegen.“ Aber er „haßt das zu Anker liegen, und nimmt bei ſolchen Umſtänden alle Gelegenheit wahr, wieder flott zu werden“ (I u. II, 104).

Wer möchte dieſe flüſſige Beweglichkeit, die das Weſen des Humors bildet, nicht gerade dem Lehrer wünſchen als ein Gegen-

gewicht gegen die Starre, Steifheit, Trockenheit, Hölzernheit, mit einem Wort die Pedanterie, in die er bei der Strenge, die eine zu erziehende Schülerschaar allein zusammenhalten kann, bei der Festigkeit, mit der er an seinem „Plan" halten soll, bei dem verhältnißmäßigen Einerlei, das er wenigstens Jahr um Jahr zu treiben hat, so leicht verfällt? Und es ist wahr: „die Elemente des Humors, als da sind Schmerz und Lust, Laune und Mutterwitz, Gelehrsamkeit und Unwissenheit, Handwerk und Kunst, sublime Ideen und erbärmliche Alltagsprosa, ja sogar Himmel und Hölle sind so reichlich bei einem Schulmeisterlein vorhanden, daß dieses die Ingredienzien nur zu mischen braucht, um sogleich die beste humoristische Essenz zu gewinnen." (Grube.) Auf denn, lieber Lehrer, lerne von Claudius, der, obgleich er nicht weiß: woher nehmen wir Brod? doch noch alle Tage ein paar Mal über Stock und über Tisch und Bänke springt; der in einem elenden bretternen Gerüst seines Gartens sein „Lusthaus" hat. Freilich giebt es keinen echten Humor ohne das „Befiehl du deine Wege."

Der deutsche Meister in der humoristischen Darstellung ist ein jüngerer Zeitgenosse unseres Claudius, Jean Paul Friedrich Richter, gewöhnlich nur **Jean Paul** genannt (geb. 1763, † 1825). Seine zahlreichen Werke, durchgängig humoristisch, sind im allgemeinen schwer zu verstehen wegen der überall eingestreuten fremdartigen und fernliegenden Dinge, wegen der Dunkelheit der Bilder, wegen der zum Theil sehr gesuchten Vergleiche und Anspielungen, wegen der schwerfälligen, undurchsichtigen Darstellung. Dem jüngern Lehrer kann ich schon deshalb, ganz abgesehen von andern noch gewichtigeren Gründen, nur eines empfehlen, das „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz von Auenthal", das übrigens, da sich in ihm des Dichters Kleinleben vollständig abspiegelt, genügt, um von ihm ein treues Bild zu bekommen. Jean Paul schildert in diesem lieblichen Werkchen „ein deutsches Lehrerleben, das in seiner selbstvergnügten Zurückgezogenheit aus der kleinsten Blume Honig saugt, und gleich einer Biene aus tausend Blüthen seinen Zuckersaft der Gelehrsamkeit zusammenträgt, das aber zugleich den Kern seines Gemüths unter tausend Sonderbarkeiten birgt" (Grube). Einen wohlthätigen, wenn nicht veredelnden Einfluß wird dieses Werkchen auf jeden Lehrer ausüben. Aelteren Lehrern, denen es so

gut ist, einmal von kalten Regeln zu erwarmen, rathe ich außerdem, es einmal mit Jean Pauls Erziehungslehre zu versuchen, die er mit dem lateinischen Namen Levana benannt hat.

Levana ist der Name einer Göttin aus der römischen Mythologie. Unter ihrem Schutz standen nach dem Glauben der alten Römer die neugebornen Kinder, wenn sie der Vater von der Erde aufhob (levare = aufheben) und dadurch für deren Erziehung sich aussprach.

Es ist ein eigenthümlich Ding mit der Levana. Sie ist auch den Elementarlehrern vielfach empfohlen worden und verdient, empfohlen zu werden. Aber doch sind es immer nur wenige, die sie ganz gelesen, noch weniger, die sie ganz verstanden haben. An den oben erwähnten Mängeln der Jean Paulschen Werke leidet auch sie. Sie erfordert mehr als zum Beispiel der Maria Wuz zu ihrem Verständniß einen dem Jean Paulschen ähnlichen Geist; sie verlangt eine ungestörte längere Muße und macht, weil sie gar manche unhaltbare Grundsätze, Rathschläge und Ansichten in dem reizendsten Gewande vorführt, eine fortgehende aufmerksame Kritik sowohl vom Standpunkte des Christenthums, als auch vom Standpunkt der Pädagogik und Psychologie aus nothwendig. Von dem, was man jetzt Schulkunde nennt, ist sie ebenso verschieden, wie von jedem wissenschaftlichen Werke über Erziehung; und eben dies läßt sie als eine kostbare Ergänzung zu dergleichen Büchern erscheinen. Der jüngere Lehrer pflegt am meisten von ihr angezogen zu werden. Möge er in ihr nicht an Halbverstandnem und Halbwahrem ein Gefallen finden lernen!

Jean Paul war durch und durch Humorist und ist nie über die humoristische Auffassung und Darstellung hinweggekommen. Bei Claudius treten die humoristischen Dinge und der Scherz schon gegen Ende des dritten Theiles der Werke, der 1778 erschien, zurück. Da findet sich die Correspondenz mit dem Vetter Andres, die bei all ihrer humoristischen Haltung durch ihren ernsten Inhalt, der das Verhältniß der Vernunft zur Religion angeht, von den frühern Briefen an Andres sich wesentlich unterscheidet. Darauf folgt die tiefernste „Parentation über Anselmo", und „das auf der letzten Seite ist ein Kreuz." Claudius hatte jetzt die Darmstädter Zeit hinter sich, die, wie wir gesehen haben, einen Wende-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

punkt in seinem innern Wesen bezeichnet (S. 45). Die Zeiten sind andre geworden; fortan kehrt sich das Verhältniß von Ernst und Scherz bei Claudius um. Der launige Wandsbecker Bote wird ein ernster Bote Gottes.

§. 12. Der Wandsbecker Bote ein Bote Gottes.

Brief an Andres.

(WW. III, 106.)

Hochgelahrter,
Hochzuverehrender Herr Vetter!

Ich habe seit einiger Zeit so viel von biblischer und vernünftiger Religion, von Orthodoxen und philosophischen Theologen ꝛc. gehört, daß mir alles im Kopf rund um geht, und ich nicht mehr weiß, wer Recht und Unrecht hat. Die Religion aus der Vernunft verbessern, kömmt mir freilich ebenso vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr stellen wollte; aber auf der andern Seite dünkt mir auch die Philosophie 'n gut Ding, und vieles wahr, was den Orthodoxen vorgeworfen wird. Der Herr Vetter thut mir einen wahren Gefallen, wenn er mir die Sach' aus einander setzt. Sonderlich, ob die Philosophie ein Besen sei, den Unrath aus dem Tempel auszukehren; und ob ich meinen Hut tiefer vor einem Orthodoxen oder philosophischen Herrn Pastor abnehmen muß. Der ich die Ehre habe, mit besonderm Estim (Achtung) zu verharren,

Meines Hochgelahrten,
Hochzuverehrenden Herrn Vetters
gehorsamer Diener und Vetter
Asmus.

Der vorliegende Brief ist an „Vetter Andres" gerichtet, eine fingirte Person, die Claudius als seinen „alten Freund und Schulkameraden" gedacht haben will (I u. II, 24). Die Fiction des Andres dient dem Wandsbecker dazu, seine Gedanken in die kurze, populäre Briefform zu kleiden, eine Form, die zu seiner Zeit und nach ihm öfters angewandt worden ist, um dem Volke mit gewissen Belehrungen beizukommen, in neuerer Zeit aber, namentlich auf dem populär-naturwissenschaftlichen Gebiet, ganz ohne Sinn und Verstand gemißbraucht wird. Die Claudius'schen Briefe sind wahre Muster der populären Briefform und bis heute wohl nachgeahmt, z. B. von Gustav Jahn, aber nicht erreicht; in unsrer Volkslitteratur sind sie ein noch nicht genug beachteter Schatz, namentlich hat die Volksschule sie bis dahin viel zu selten in den Kreis ihrer Bildungsmittel

hineingezogen*). Vetter Andres erscheint gewöhnlich als der gelehrtere der beiden Correspondenten. Die Anrede an ihn wechselt. Im obigen Briefe und anderwärts, besonders wo ernsthafte, schwerer zu ergründende Dinge zur Sprache kommen, ist sie sehr förmlich, und die Unterschrift entspricht ihr.

Unser Brief hat, wie die darauf folgende Antwort, das Verhältniß der biblischen zur vernünftigen Religion zum Gegenstande. „Seit einiger Zeit", sagt der Briefsteller, „habe ich so viel von biblischer und vernünftiger Religion gehört." Der Gedanke an eine vernünftige, d. i. an eine solche Religion, die, ganz abgesehen von der in der h. Schrift niedergelegten Offenbarung Gottes, durch die natürliche menschliche Vernunft erzeugt und gestaltet werden könnte, ist zu jeder Zeit in der Christenheit aufgetaucht; man denke z. B. an die Thomas Münzersche Rotte der Reformationszeit, die, das Wort der Schrift ausdrücklich wegwerfend, nur den Geist als Prinzip der Reformation gelten lassen wollte. Der Gebrauch der Vernunft in Sachen der Religion ist ein völlig unbestreitbarer. Lucas schreibt sein Evangelium an Theophilus, damit dieser gewissen Grund erfahre der Lehre, in welcher er unterrichtet sei; Petrus verlangt, daß die Christen bereit seien zur Verantwortung gegen jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in ihnen ist; Paulus ermahnt die Thessalonicher: prüfet alles, und das Beste behaltet! Aber man bedenke, was man thut, wenn man mit seinem Bißchen Vernunft, dem schwachen Abglanz der göttlichen Vernunft, das Dasein Gottes ebenso aus vorhergehenden Sätzen herzuleiten und zu beweisen versucht, wie etwa die mathematischen Lehrsätze über die Congruenz der Dreiecke. Dies that, ohne jedoch in einen feindlichen Gegensatz zum Christenthum treten zu wollen, der Philosoph Christian Wolf in Halle, der, bei Strafe des Stranges durch Friedrich Wilhelm I. von da vertrieben, durch Friedrich II. wieder in seine Professur eingesetzt wurde (1740). Dadurch stieg Wolfs Ansehen, und er wurde der Begründer der natürlichen Theologie und Religion für ganz Deutschland. Wolf selbst hielt sich in gemessenen Schranken; die geoffenbarte Religion galt ihm als unan-

*) Curtmanns wegwerfendes Urtheil, daß Claudius Briefe in die Zeit der Perücken und gesteiften Schlafröcke gehörten, ist mir geradezu unbegreiflich.

taſtbar, nur wollte er unabhängig von ihr ſeine natürliche Religion aufſtellen. Nach ſeinem Tode wurden unter dem Einfluß franzöſiſcher und engliſcher Philoſophen jene Schranken durchbrochen; und man verſuchte nun nicht bloß „die Religion aus der Vernunft zu verbeſſern", welches Streben Claudius mit einem trefflichen Vergleiche kennzeichnet, ſondern jene Verbeſſerungsverſuche geſtalteten ſich zu mächtigen Angriffen gegen das in der h. Schrift niedergelegte Chriſtenthum. Man geberdete ſich, als „ob die Philoſophie ein Beſen ſei, den Unrath aus dem Tempel auszukehren," und „Aufklärung" wurde das Loſungs- und Schlagwort der Zeit auf allen Gebieten des geiſtigen Lebens. Unter der Aufklärung aber verſtand man „die Erhebung über die Unmündigkeit anerzogner Vorurtheile, durch den Muth, ſeine eigne Verſtändigkeit zu gebrauchen." Zu den „anerzognen Vorurtheilen" rechnete man auch die Grundwahrheiten des Chriſtenthums. Mittelpunkt des aufkläreriſchen Treibens wurde Berlin, und das Hauptorgan eine von dem Buchhändler Nicolai daſelbſt gegründete Zeitſchrift: Litteraturbriefe.

Nach der ſchon angezogenen Chria (S. 94) zu urtheilen, hat den Boten nicht einmal die Wolfſche Philoſophie, die auch in Jena bedeutende Vertreter hatte, angezogen; jene Verbeſſerungsverſuche und Angriffe der Aufklärer aber waren ihm ein Greuel, ein Abfall von dem lebendigen Gott, als deſſen treuer Bote er ſeit dem Ausgange der ſiebenziger Jahre immerfort auf der Wacht bleibt. So erklärt er in der Pränumerationsanzeige zum 7. Theil der Werke: „Die berühmten Leute, die ſich klug dünken, wiſſen zwar manches beſſer; aber es könnte doch ſein, daß ſie nicht wüßten, was ſie am Chriſtenthum haben ꝛc. bis zu den Worten „und allenthalben an Thür und Fenſter anklopfe". Solche deutliche und entſchiedene Erklärung änderte natürlich des Boten Stellung zu ſeinen Zeitgenoſſen und Freunden; denn die meiſten von dieſen wandten ſich um dieſe Zeit, wenn nicht der flachen Aufklärung, ſo doch einer neuen Philoſophie zu, der Philoſophie des „Königsberger Weiſen" Kant.

Kant zeigte im Gegenſatz gegen Wolf, daß es der Vernunft unmöglich ſei, zu einer Erkenntniß der überſinnlichen Dinge zu gelangen; das Sittengeſetz allein ſei das in ſich ſelbſt Gewiſſe, dem man unbedingt folgen müſſe; die unbeweisbaren Ideen von Gott, Freiheit und Unſterblichkeit ſeien jedoch unabweisbare Forderungen des menſch-

lichen Gewiſſens; die Bibel müſſe als der edelſte Schatz für chriſtliche Volksbildung beibehalten, aber durch moraliſche Auslegung und Umdeutung für ſittliche Zwecke fruchtbar gemacht werden.

Claudius konnte begreiflicher Weiſe auch zu der Philoſophie Kants, deren Verdienſte, namentlich in Bezug auf die Sittenlehre, jener Aufklärerei gegenüber wahrhaft groß ſind, nicht in ein nahes Verhältniß treten; ihm ging ja da, wo unſre Vernunft die Zähne bleckt und die Hände über'm Kopf zuſammenſchlägt, das gelobte Land eigentlich allererſt an (IV, 45). Dabei war er nicht freud- und freundlos. Es fällt in dieſe Zeit die „Neue Erfindung" der Hausfeſte (IV, 56); neben den Ernſt ſtellte ſich noch die Kurzweil (IV, 59), und ſtatt der alten, untreu gewordenen Freunde ſtellten ſich neue ein. Vor allen die heilige Schrift (IV, 87), ſodann Tauler, der tiefſinnige Straßburger Prediger des 14. Jahrhunderts, deſſen Predigten und Schriften die neuere Zeit den weiteſten Kreiſen zugänglich gemacht hat; Platon, jener griechiſche Weiſe, der, auf dem Höhepunkte griechiſcher Bildung ſtehend, über dieſe ſich erhebt, indem er daſteht „als ein Prophet, unverſtanden in ſeiner Zeit durch das ernſte Bewußtſein der Sündhaftigkeit und durch die unbedingte Erhebung des Ewigen über das Vergängliche" (ſ. Claudius' Ueberſetzung von Platons „Apologie des Socrates" WW. V, 53); die Engländer Bacon, Boyle, Newton, die Franzoſen Pascal, Fenelon und der Verfaſſer des Buchs „Des Erreurs et de la Vérité" (d. i. Irrthümer und Wahrheit) [vgl. IV, 45. VII, 40. 63. 82. 96. 107. 109]; endlich einige orientaliſche Weiſen, die damals durch Herders und anderer Bemühungen aller Augenmerk auf ſich gerichtet hatten (ſ. die „Aſiatiſche Vorleſung" VII, 1). Es freute den Boten, ſolche Männer, wie die genannten, „mit ihren Einſichten ſich nicht weiſe dünken und ſie, nachdem ſie in die Geheimniſſe der Natur tiefer als andre eingedrungen waren, lehrbegierig und mit dem Hut in der Hand, wie ſich's gebührt, neben dem Altar und den größern Geheimniſſen Gottes ſtehen zu ſehen" (VII, 110). Proben dieſer Männer bot er ſeinen Zeitgenoſſen, deren Sprache freilich anders lautete; und neben dem Altar Gottes wie jene ſeinen Platz einnehmend, verkündigte er zugleich in ſeiner eignen, jetzt freilich bei weitem ernſteren Sprache Gottes Geheimniſſe. Schon im 3., noch vorwiegend humoriſtiſchen Theile findet

ſich die herrliche Weiſung „Ueber das Gebet“ und die „Parentation (Leichenrede) über Anſelmo“ (eine unbekannte Perſönlichkeit); im 4., für welchen er „ehrlich hausbacken Brod mit etwas Coriander“ ankündigt, finden ſich unter anderm das „ſehr ſchöne“ lateiniſche Gebet aus Lactanz, einem Vertheidiger des chriſtlichen Glaubens zur Zeit Conſtantins d. G., die ſchon erwähnte Betrachtung „über einige Sprüche des Predigers Salomo“ und die unübertrefflich innigen fünf „Briefe an Andres“ über „unſern Herrn Chriſtus“; der 5. Theil enthält an ſeinem Anfange zwei kürzere Gedichte, die entſtanden ſind bei dem Tode eines geliebten Söhnchens, mehrere ſchon genannte Gedichte, die Apologie des Socrates, einen werthvollen Brief an Andres über die alten Kirchenlieder u. a.

Mit dem 6. Theil beginnt, wie mit dem 4., ein neuer Abſchnitt in den Werken des Boten. Er iſt nun faſt zum Sechziger herangereift: das richtet ſeinen Blick noch mehr nach oben; er hat den Gemeingeiſt der Recenſenten vielfach erfahren müſſen: das macht ihn hie und da gereizter; man hat ihm ſeine Stelle auf dem deutſchen Parnaß ſtreitig zu machen geſucht: das veranlaßt ihn zu eben ſo unnöthigen als mißlungenen Erwiederungen; das Helle hat ſich immer dreiſter für das Gute ausgegeben: das treibt ihn, der die geoffenbarte Religion von ganzem Herzen ehrt und darin ſein Glück ſucht, ernſtere Worte an ſeine Zeitgenoſſen zu richten; die franzöſiſche Revolution iſt ausgebrochen und hat bereits bittere und giftige Früchte gezeitigt: das erregt ſeinen Zorn über „die neue Politik.“ Mit einer längern Abhandlung darüber beginnt der 6. Theil der Werke.

Im allgemeinen hält Claudius bei der Beurtheilung des Verhältniſſes zwiſchen Obrigkeit und Unterthan den Standpunkt inne, auf dem wir die Reformatoren zur Zeit des Bauern- und ſchmalkaldiſchen Krieges finden. Treu ſeinem Beruf als Bote Gottes, erinnert er die Könige und Regenten daran, daß ihr Stuhl ſteht in der Welt von Gottes wegen; daß, wer darauf ſitzt, groß und unüberwindlich ſein ſoll, aber mit und durch Recht und Wahrheit. „Wenn ein König in ſeiner Herrlichkeit mitten unter ſeinem Volk auf ſeinem Throne ſitzet, ſo ſitzet er da, um außer dem Glück der Erde auch das Glück des Himmels zu ſpenden; ſo ſitzt er da, um als ein heiliger Künſtler, durch lauter wohlthätige, lauter milde und edle, lauter große und gute Handlungen GOTT

zu conterfeien, und die Menſchen nach IHM hungrig und durſtig zu machen" (VI, 32). In derſelben Gottesbotentreue ermahnt er die Unterthanen, unterthan zu ſein der Obrigkeit, als einer von Gott eingeſetzten Ordnung; unterthan zu ſein den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, ſondern auch den wunderlichen.

Im beſondern hält er einen Staat nach dem neuen Syſtem oder ein Vernunftregiment, wobei er in dem bezeichneten Aufſatze immer die damalige franzöſiſche Republik im Auge hat, für unmöglich, weil man wohl klug aber nicht gut machen könne; weil, wer mit dem Meduſenkopf der Aufklärung die Neigungen und Leidenſchaften zu verſteinern denkt, unrecht berichtet ſei. Mit tiefer Menſchenkenntniß beleuchtet er nach allen Seiten die menſchliche Natur und kommt zu der Ueberzeugung, daß das alte Syſtem mit allen ſeinen Gebrechen das einzige ſei, das die Menſchen bürgerlich zuſammenhalten und glücklich machen könne. Zu leugnen, daß das alte Syſtem großem Mißbrauch unterworfen ſei, kommt ihm nicht in den Sinn; aber die Beſſerung ſoll nicht von außen, ſondern von innen kommen. „Ich möchte", ſagt er an einer Stelle, „eine Beſſerung, welche die Böſen gut, die Uebelgeſinnten wohlgeſinnt, die Thörichten weiſe, die Treuloſen treu ꝛc. und ſo ohne Ausnahme alle Menſchen, hohe und niedrige, Fürſten und Unterthanen, Freunde und Feinde, zu guten, beſcheidenen, barmherzigen, großmüthigen, edlen und glücklichen Menſchen machte. Das iſt mein Sinn, darauf ich mich verlaſſe."

In dieſem auf Gott und ſein Wort unverrückt gerichteten Sinne ſind auch einige denſelben Gegenſtand betreffende Gedichte dieſer Zeit geſchrieben, die freilich nur von geringem poetiſchen Werthe ſind.

Von beſonderem Intereſſe für meine Leſer wird es gewiß ſein, wenn ſie ihren Blick jetzt noch einmal auf Claudius' Hauspädagogik richten. Er iſt, wie wir das nach früher Bemerktem nicht anders erwarten können, auch im engen häuslichen Kreiſe der Bote Gottes; und namentlich dadurch, wie durch ſeinen Widerwillen gegen das „Räſonniren" der Kinder, unterſcheidet er ſich weſentlich von den in der Aufklärungszeit ſo einflußreichen Pädagogen Baſedow und Campe (vgl. beſonders VI, 54). Dieſe beiden Namen führen uns wieder in den Kreis gleichzeitig lebender berühmter Männer, aus deren großer Zahl wir jetzt jedoch nur den wenigen eine kurze

Betrachtung widmen, die wir auch als Geiſtesverwandte unſeres Dichters anſehen müſſen.

§. 13. Einige gleichgeſtimmte Seelen.

Von Baſedow und Campe, von Leſſing und Klopſtock, ſelbſt von Herder und F. H. Jacobi entfernten ſich des Boten Bahnen immer mehr, je älter er ward; mit den größeſten Dichtern und Denkern der Zeit, mit Göthe, Schiller und Kant gerieth er ſogar in einen höchſt unerquicklichen Schriftenwechſel, dem einige ſeiner unbedeutendſten Sachen ihr Daſein verdanken. Die damalige, geiſtig ſo ungemein bewegte Zeit war verhältnißmäßig arm an wahrhaft geiſtlichen Männern.

Man pflegt die Jahre von ungefähr 1770 bis gegen die Zeit der Freiheitskriege hin gern als eine Zeit allgemeinen Abfalls zu ſchildern. In dieſer wegwerfenden Bezeichnung liegt einerſeits eine Verkennung der berechtigten und wohlthätigen Momente der ſogenannten Aufklärungsperiode, wie ſie, was die Theologie betrifft, in Herder, was die Philoſophie und Moral betrifft, in Kant und Fichte, was die Kritik und Kunſt betrifft, in Leſſing ſich am reinſten darſtellen. Zum andern wird dabei überſehen, daß Gott auch diesmal, wie zu Eliä Zeiten, ſeine ſieben Tauſend hatte übrig bleiben laſſen. Den größern Theil davon bildete das Volk, namentlich der norddeutſche Bürger und Bauer; den kleinern die erneuerte Brüdergemeinde, die, in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts für gar manches fromme Gemüth eine Zufluchts- und Erbauungsſtätte, erſt nach dem Wiedererwachen des religiöſen Lebens im 19. Jahrhundert dieſe Bedeutung verloren hat; den kleinſten endlich einige kleinere (zum Theil mit trüben Elementen verſetzte) Kreiſe, wie der myſtiſche Kreis in Münſter, der ſich um die katholiſche Fürſtin Amalie von Gallitzin ſammelte; ein Kreis chriſtlich geſinnter holſteinſcher Edelleute, denen Claudius ſehr nahe ſtand; ein Kreis frommer Männer, die ſich um den alsbald zu nennenden Lavater ſchaarten; die Familienkreiſe, aus denen z. B. ein Stein, ein Arndt hervorging u. a. Die Männer von hervorragender Geiſtesgröße bilden allerdings nur einen verſchwindend kleinen Bruchtheil jener ſieben Tauſend; denn es ſind, ſtreng genommen, außer Clau-

dius eigentlich nur noch drei Männer: Hamann, Lavater und Jung, genannt Stilling. Die beiden erſten ſind in Claudius' Schriften öfter erwähnt, Hamann's iſt auch von uns bereits gedacht worden (S. 70. 73 f.).

Hamann ward zehn Jahre vor Claudius von „frommen und ehrlichen Eltern" zu Königsberg geboren. Einfach bürgerlich erzogen, widmete er ſich auf der Univerſität zuerſt der Theologie, dann der Rechtswiſſenſchaft; ſpätere Jahre und Verhältniſſe ſtellten ihn dem Kaufmannsweſen nahe. Ein längerer Aufenthalt in London brachte einen Umſchwung in ſeinem Innern zuwege. In London nämlich gerieth er in die geiſtloſeſten Zerſtreuungen und in die furchtbarſten ſittlichen Verirrungen; und als er wieder zu ſich gekommen war, fand er Troſt, Frieden und rechte Selbſterkenntniß im Worte Gottes. „Ich vergaß, ſchreibt er, alle meine Bücher darüber; ich ſchämte mich, ſelbige gegen das Buch Gottes jemals verglichen, jemals ſie demſelben zur Seite geſetzt, ja jemals ein anderes demſelben vorgezogen zu haben. Ich fand die Einheit des göttlichen Willens in der Erlöſung Jeſu Chriſti, daß alle Geſchichte, alle Wunder, alle Gebote und Werke Gottes auf dieſen Mittelpunkt zuſammenlieſen, die Seele des Menſchen aus der Sclaverei, Knechtſchaft, Blindheit, Thorheit und dem Tode der Sünden zum größeſten Glück, zur höchſten Seligkeit und zu einer Annehmung ſolcher Güter zu bewegen, über deren Größe wir noch mehr als über unſre Unwürdigkeit erſchrecken müſſen. Ich erkannte meine eignen Verbrechen in der Geſchichte des jüdiſchen Volks; ich las meinen eignen Lebenslauf und dankte Gott für ſeine Langmuth mit dieſem ſeinem Volke, weil nichts als ein ſolches Beiſpiel mich zu einer gleichen Hoffnung berechtigen konnte."

Da haben wir wenigſtens eine kleine Probe des Geiſtes, aus welchem Hamann ſeine zahlreichen Schriften gegen Aufklärung, Materialismus, Fremdländerei und andre Dämonen ſeiner Zeit ſchrieb. „Der Kern derſelben", ſchreibt Herder, enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Beleſenheit; die Schale derſelben iſt ein mühſam geflochtenes Gewebe von Kernausſprüchen, Anſpielungen und Wortblumen." Dieſer letztere Umſtand machte Hamanns Schriften ſchon zu ſeinen Lebzeiten für viele ungenießbar.

Wahrhaft bedeutend aber ist Hamann, der einige Zeit nach jenem Londoner Aufenthalt sich dauernd in seiner Vaterstadt aufhielt, für die deutsche Litteratur durch seinen Einfluß auf Herder, einen ihm verwandten Geist, geworden, und durch seinen, wenn auch minder großen, so doch ebenso folgenreichen Einfluß auf den noch jüngern Göthe. Was bei Hamann im Keime liegt oder noch mit trüben Elementen vermischt ist, das hat Herder entfaltet und geläutert; Göthe aber, der sich sein ganzes Leben hindurch an Hamanns Schriften erfrischte, hat dessen Gedanken über Poesie in seinen Gedichten verkörpert. Claudius' Bekanntschaft mit Hamanns Schriften, durch Herder vermittelt, fällt schon in die Kopenhagener Zeit. Claudius fühlte sich von Hamanns Schriften mächtig angezogen; einigen derselben, die ja freilich Claudius' Leserkreise sehr fern lagen, hat er eine kurze Anzeige gewidmet, die meinen Lesern zur Vervollständigung unserer kurzen Characteristik dieses tiefsinnigen Geistes dienen mag (I, 14. 15. III, 73). Gesehen haben sich die Beiden nie, ein reger brieflicher Verkehr aber erzeugte zwischen ihnen ein inniges Verhältniß. Von Claudius wird Hamann mit dem characteristischen Namen des „Zeichendeuters" belegt, bekannter ist sein Schriftstellername „Magus aus Norden." Von Hamann wird hinwiederum Claudius in einer Anzeige von dessen Schriften der „ehrliche Dorflieger vom schönen Geiste" genannt. „Bist ein guter, lieber Junge," läßt Hamann den Freund Hain sagen, „hast eine feine Seele, die deine ist, und den Keim mystischer Weisheit. Ein leichtes ätherisches Wesen, das so frei in der Luft umherwallt, wenn die Saite schon aufgehört hat, zu beben, und das die Herzen mit sanfter Schwermuth anfüllt, ruht auf deiner Harfe gleich Minervens Vogel auf dem Helm der Titelvignette."

Hamanns innere Mächtigkeit hat auf keine Weise durch äußere Thaten einen entsprechenden Ausdruck gefunden. Er liebte, wie er selbst sagt, das piano im Handeln, das forte im Denken. Dieser Geist ist längere Zeit besoldeter Canzelist, Schreiber, Uebersetzer, Packhofverwalter gewesen! Seine letzten Jahre lebte er, von allen Geschäften entfernt, seiner Schriftstellerei und seinen gleichgesinnten Zeitgenossen.

Zu diesen gehörte, wie schon angedeutet, der Züricher Prediger Lavater, ein höchst merkwürdiger, in der zuletzt angedeuteten Be-

ziehung Hamann geradezu entgegengesetzter Mann. Während Hamann, wie Claudius, bei einem reichen innern Leben der Einwirkung auf die Außenwelt gern fern blieb, war Lavaters glühender Eifer, Seelen zu retten, überall, aber nicht immer in weiser Beschränkung und Art gegenwärtig. In seiner Zeit als Prophet und Heiliger geachtet oder geschmäht, reicht seine Bedeutung in unsre Tage kaum hinein. An seinen religiösen Gedichten vermag sich fast niemand mehr zu erheben, seine Predigten und Erbauungsschriften sind ohne die evangelische Einfachheit und Kernigkeit*), und selbst sein Hauptwerk, die „Physiognomischen Fragmente" (vgl. Claudius' WW. III, 19), ist fast vergessen. Mit Recht möchte man dagegen wieder und immer wieder lesen das köstlichste Werk des dritten von den hier zu Nennenden, Jungs „Heinrich Stillings Leben, eine wahre Geschichte."

Johann Heinrich Jung, von dem Namen, den er in seiner Selbstbiographie führt, Heinrich Stilling, jetzt gewöhnlich Jung-Stilling genannt, hatte, wie Göthe sich ausdrückt, einen sehr einfachen und doch an Begebenheiten und mannigfaltiger Thätigkeit gedrängten Lebensgang gehabt. Er war einen Monat nach Claudius, den 12. September 1740, zu Grund im Nassauischen von armen Eltern geboren. Sein Vater, Schneider und Schulmeister, erzog ihn äußerst streng; Beten, Lesen und Schreiben waren des Knaben einzige Beschäftigungen, und fern von dem Treiben seiner Altersgenossen wuchs er auf, ohne in eine bestimmte Richtung für sein Thun hineingeleitet zu werden. Daher sehen wir ihn nach der Knabenzeit bald Kohlenbrenner, bald hie bald da Schulmeister, bald Schneider, bald wieder Hauslehrer sein. In seinem 28. Jahre lernte er, durch das griechische Wort Eilikrineia (Lauterkeit, vgl. 1 Cor. 5, 8. 2 Cor. 1, 12. 2, 17) wunderbar ergriffen, die griechische Sprache bis zu einer erstaunlichen Fertigkeit und ging nun auf Anregung seines Principals nach Straßburg, um Medicin zu studiren. Hier kam er mit Göthe in vertrauten Umgang. Göthe, obgleich neun Jahre

*) Doch werden Lavaters „Worte des Herzens", herausgegeben von C. W. Hufeland, noch von manchem als Erbauungsbuch benutzt. Meine Leser mache ich aufmerksam auf die bei Dümmler in Berlin erschienenen Ausgaben dieses Buchs, die in ihren letzten Auflagen auch eine biographische Einleitung enthalten (à 12 Sgr., 1 Thlr. und 1 Thlr. 15 Sgr.).

jünger und eines ganz andern Geiſtes Kind, fand doch an Jungs Einfachheit, Natürlichkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit etwas ihm Zuſagendes und trieb ihn, ſeine Lebensgeſchichte, die er auf das anmuthigſte und mit deutlicher und lebendiger Vergegenwärtigung aller Zuſtände zu erzählen verſtand, aufzuſchreiben. Jung verſprach es; und dem Umſtande, daß er ſein Verſprechen gehalten hat, haben wir eins der merkwürdigſten und leſenswertheſten Volksbücher zu verdanken.

Auch nach Beendigung ſeiner Studien konnte Jung lange kein ſeinem Geiſte angemeſſenes Element finden. So ſehen wir denn auch jetzt ſein früheres unſicheres Suchen nach einem ihm von Gott beſtimmten Beruf gewiſſermaßen wiederholt. Nach einander iſt er Arzt ohne erhebliche Kundſchaft, Lehrer ohne nennenswerthe Erfolge, Univerſitätsprofeſſor ohne Zuhörer. Endlich, im letzten Vierteljahrhundert ſeines Lebens findet er außer ſeinem Amte und ſodann ohne amtliche Stellung in dem Beruf als chriſtlicher Volksſchriftſteller, ähnlich wie Claudius, Frieden und Genügen.

Schon ſeit 1776 bis 1778, da die erſten Bände ſeiner Lebensgeſchichte, „Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderſchaft", erſchienen waren, war Jung in weiten Kreiſen bekannt geworden. Mit dem Anfang der neunziger Jahre verfolgte er beſtimmter die ihm gewordene Aufgabe, „als ein chriſtlicher Schriftſteller das zerſtreute aber immer noch vorhandene Volk Gottes für die bevorſtehenden heiligen Kämpfe des Reiches Gottes vorzubereiten und zu ſammeln, und ward, beſonders ſeit Lavaters Heimgang, für ſeine Perſon und als Schriftſteller der Mittelpunkt und das Organ der erweckten und gläubigen Chriſten in ganz Weſtdeutſchland, von den Schweizer Alpen bis zu den Dünen der Nordſee und über ſie hinaus bis nach England und ſelbſt bis Nordamerika" (Göbel). In Kraft jener Aufgabe ſchrieb Jung, nachdem er ſchon 1792 ſeine „Scenen aus dem Geiſterreich" hatte ausgehen laſſen, in den Jahren 1793 und 1794 in einer fortdauernden „erhöhten Empfindung der Nähe des Herrn, der der Geiſt iſt", und nach dem Vorbilde von Bunyans „Reiſe des Chriſten nach der himmliſchen Stadt" ſein „Heimweh," das, wie der Verfaſſer ſelbſt berichtet, einen „beiſpielloſen Beifall" fand. Es wurde in allen Provinzen Deutſchlands, in Dänemark, Schweden, Rußland bis nach

Aſtrachan, in Aſien und Amerika geleſen. Das Heimweh gilt als Jungs wichtigſte und tiefſte chriſtliche Schrift, und Ahlfeld läßt es ſeinen „Auszugsvater" den Bauern vorleſen. Allein abgeſehen von manchem andern, möchte es bei der Seltenheit der Auszugsväter nur wenige Kreiſe im Volk unſrer Tage geben, denen man das Heimweh mit Erfolg zum Leſen geben könnte. Dasſelbe gilt von dem „grauen Mann," einer Zeitſchrift, die Jung auf Anregen ſeiner chriſtlichen Freunde als Fortſetzung des Heimwehs mit der Bezeichnung einer Volksſchrift von 1795—1816 herausgab. Die Bedeutung des grauen Mannes, der ſeiner Zeit außer den Mittheilungen aus der Brüdergemeinde und den Basler Sammlungen die einzige chriſtliche Zeitſchrift war, liegt für uns darin, daß derſelbe auf die Aufblüthe der chriſtlichen Volkslitteratur jener Zeit kräftig eingewirkt und auf die wichtigſten Erſcheinungen derſelben nachdrücklich aufmerkſam gemacht hat. Jungs übrige zahlreiche Schriften bedürfen hier nicht einmal der Erwähnung. Soweit ſie dem religiöſen Gebiet angehören, ſind ſie in einem Grade ſchwärmeriſch, daß man ſie nur mit großer Vorſicht in die Hand nehmen darf. So bleibt denn als beſonders empfehlenswerth nichts übrig, als „Heinrich Stillings Leben", das 1806 zum erſtenmale ganz erſchien und ſpäter durch Jung ſelbſt und ſeinen Enkel Heinr. Schwarz noch vervollſtändigt iſt. Der erſte Theil des Buches, „Heinrich Stillings Jugend", kann mit jeglichem Product der ſpätern Dorfgeſchichtenlitteratur in die Schranken treten. Allein das Ganze iſt nicht durchweg vollendet; vielmehr ſtehen die letzten Theile den drei frühern, namentlich aber dem erſten Theile „an Einfachheit der Darſtellung, an Wahrheit und Tiefe der Empfindung und, was mehr iſt, an Wahrheit und Tiefe der chriſtlichen Erfahrung" bedeutend nach. Ueberdies iſt dem Volk, zumal dem Volk unſrer Tage, gar manches in dem Buche unintereſſant, unverſtändlich, ja ungenießbar. Daher iſt es mit Dank anzuerkennen, daß der Evangeliſche Bücherverein in Berlin „Jungs, gen. Stilling, Lebensgeſchichte" in einem ſo wohlfeilen Auszuge (5 Sgr.) dem Volk und der Jugend dargeboten hat. Die Stuttgarter Ausgabe mit einer Vorrede vom Prälaten von Kapff koſtet 1 Thlr. — Heinrich Stillings Lebensgeſchichte iſt von dem Verfaſſer ſelbſt als „eine wahrhafte Geſchichte" bezeichnet; hochbetheuernd verſichert er, daß mit Ausnahme der Namen und einiger Verzierungen alles wahr ſei.

Wer also den genialen Jung kennen lernen will, lernt ihn am besten aus jenem Buche selbst kennen; in ihm kommt auch am ungetrübtesten zur Erscheinung, was Göthe von Jung urtheilt: „Das Element seiner Energie war ein unverwüstlicher Glaube an Gott und an eine unmittelbar von daher fließende Hilfe, die sich in einer ununterbrochenen Vorsorge und in einer unfehlbaren Rettung aus aller Noth, von jedem Uebel augenscheinlich bestätige."

Durch seine Lebensgeschichte gehört Jung noch der jetzigen Volkslitteratur an; was uns außerdem sein Andenken erhalten heißt, ist dies, daß er aus allen Kräften das damals mit der Entstehung der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft (1804) einen gewaltigen Aufschwung nehmende, echt volksthümliche Werk der Bibelverbreitung förderte, und daß er, nachdem er mit größter Freude über die 1802 ebenfalls in England entstandne Erbauungsbüchergesellschaft berichtet hatte, in dieser Richtung volksthümlicher Schriftstellerei selbst Hand ans Werk legte. Seit 1803 schrieb er seine „Erzählungen des christlichen Menschenfreundes", die wenigstens in ihrer Zeit von großer Bedeutung gewesen sind. Mit mehr Geschick und Erfolg hat die Wupperthaler Tractatgesellschaft zu großer Freude Jungs das von ihm begonnene Werk seit 1814 fortgesetzt.

Mit Claudius wie mit Hamann scheint Stilling nie in persönlichen oder brieflichen Verkehr gekommen zu sein. Claudius war aus dem Südwesten Deutschlands gerade hinweg, als Stillings Wirksamkeit daselbst hervorzutreten begann. Aber die Schriften jener beiden von ihm hochgeehrten Männer hat Stilling gekannt; mit Lavater ist er persönlich befreundet gewesen; Lavaters „Evangelisten-Johannes-Gesicht" riß auch Stillings Herz mit Gewalt zur Ehrfurcht und Liebe an sich.

Von Marburg, wo Stilling als Professor der Kameralwissenschaften zuletzt nur noch drei Zuhörer hatte, rief ihn ein gleichgesinnter Fürst, der Markgraf und Kurfürst Karl Friedrich von Baden, 1803 hinweg. „Ich entbinde sie, sprach dieser Fürst zu ihm, von allen Verbindlichkeiten und trage ihnen auf, durch ihren Briefwechsel und ihre Schriftstellerei Religion und practisches Christenthum an meiner Stelle zu befördern; dazu berufe und besolde ich sie." Diesem wahrhaft fürstlichen Worte nachkommend, hat Stilling die letzten

vierzehn Jahre ſeines Lebens zuerſt in Heidelberg, dann in Karlsruhe verlebt. Daß er hier mit Hebel in perſönlichen Verkehr gekommen ſei, glaube ich nicht vorausſetzen zu können. Dem „Hausfreund" war Stillings ins Dunkle hinausſchauendes Weſen zuwider. Das Jahr 1817 iſt Stillings Todesjahr.

§. 14. Claudius' letzte Tage und Ende.

Wir ſind dem Boten mit Beſprechung oder Anführung ſeiner Schriften ſchon bis in ſeine letzten Jahre gefolgt (§. 12). Es bleibt uns übrig, ſein Lebensbild abzuſchließen.

Mit Demuth und Selbſtverläugnung, mit Furcht und Zittern hatte er nach der Einen bleibenden Wahrheit geſucht und ihr einfältig und beharrlich angehangen. An das ſich haltend, was er hatte, bis er mehr erfahren werde, hatte er Morgenluft gewittert. Schon ſeit geraumer Zeit fühlte er ſich ſeekrank und ſuchte feſtes Land. Es muß in dem Dichter bei ſeiner mit den Jahren immer zunehmenden geiſtlichen Reife etwas von der Luſt des Apoſtels rege geworden ſein, abzuſcheiden, um bei Chriſto zu ſein. Die äußern Verhältniſſe werden dazu manches beigetragen haben.

Ueber den doch reichlich erſetzten Verluſt früherer Freunde, über litterariſche Fehden haben wir an andern Orten bereits geſprochen. Es mag noch erwähnt werden, daß Hamann ſchon 1788, Lavater 1801, Klopſtock und Herder 1803, die Fürſtin Gallitzin 1806, ein dem Dichter befreundeter junger Maler Otto Runge 1810 geſtorben waren. (Auf den Letztgenannten bezieht ſich das ſinnige Gedicht „Auf O. R.s Grab." VIII, 29)*).

Jene mitunter recht drückenden Nahrungsſorgen, die den Dichter von ſeiner Verheirathung an bis zur Vermehrung ſeines Hausſtandes um acht Köpfe ſtets begleiteten, hatten mit dem Jahre 1787 zwar ihr Ende erreicht; Claudius hatte nämlich in dem genannten Jahre den Kronprinzen von Dänemark, der bei ſeinem Aufenthalte in Wandsbeck (vgl. WW. V, 92) die durch Claudius dargebrachten Wünſche der Wandsbecker ſehr huldvoll aufnahm, in einem ſehr

*) O. Runge iſt bekannt als erſter Aufzeichner der beiden plattdeutſchen Märchen vom Fiſcher und ſeiner Frau und vom Machandelboom, und als Dichter des von Luiſe Reichardt componirten Liedes: „Es blüht eine ſchöne Blume."

characteriſtiſchen Schreiben*) um eine Stelle gebeten, wenn es ſein könnte, im lieben Holſtein, und in Folge deſſen im Jahr darauf das Amt eines erſten Reviſors der Schleswig-Holſteinſchen Bank zu Altona mit einer Beſoldung von 960 Thalern und der Vergünſtigung erhalten, daß er ſeinen Wohnſitz in Wandsbeck beibehalten dürfe. Allein großes Ungemach brachten in das ganze letzte Lebensdrittheil des Boten die franzöſiſche Revolution und deren Nachwirkungen. Das nahe Hamburg wurde wegen ſeiner Lage und ſtaatlichen Verfaſſung der Zufluchtsort einer großen Zahl franzöſiſcher und deutſcher Auswanderer oder Flüchtlinge. Die geiſtige Regſamkeit dieſer auch an äußerm Gut reichen Stadt, die, wie wir geſehen haben, früher ſich auf das litterariſche Gebiet warf, wurde dadurch auf das politiſche hingewandt. Die franzöſiſchen Ideen von Freiheit zündeten in den Herzen vieler Hamburger; ſelbſt Klopſtock wurde anfangs mächtig von ihnen ergriffen, und der ſchon genannte Lieder-Componiſt Reichardt geberdete ſich als eifriger Republikaner. Wie Claudius den Greueln der Revolution und den durch ſie nach Deutſchland eingeführten Gedanken als Bote Gottes gegenübertrat, das haben wir ſchon erfahren; manche Anfeindungen waren dafür ſein Lohn. Aber es ſollte noch ſchlimmer kommen. Um die Mündungen der Ems, Weſer und Elbe inne zu haben, hatte Napoleon das ganze Stück Norddeutſchlands von Weſel bis Lübeck unmittelbar franzöſiſch gemacht. Dadurch wurde denn auch Hamburg eine franzöſiſche Stadt, und F. Perthes, Claudius' Schwiegerſohn, mußte nebſt ſeiner Familie Hamburg als Flüchtling verlaſſen, um nicht den Tod durch franzöſiſche Henkershand zu ſterben. Der großherzige Perthes hatte nämlich zu Anfang des Jahres 1810 eine Zeitſchrift, das Vaterländiſche Muſeum, im Sinn einer ſittlichen und politiſchen Befreiung Deutſchlands vom franzöſiſchen Joch gegründet, hatte auch an der Befreiung Hamburgs von der franzöſiſchen Beſatzung und

*) Es heißt darin unter anderm: „Gnädiger Prinz, ich bitte nicht um eine ſehr einträgliche Stelle; ſondern nur um eine, die mich nährt, und um ſo eine bitte ich mit aller Unbefangenheit eines Mannes, der Willens iſt, das Brot, das ihm der König giebt, zu verdienen. — Wenn es mir auch erlaubt ſein würde, ſo wüßte ich nicht zu ſagen, wozu ich eigentlich geſchickt bin, und ich muß Ew. Königl. Hoheit unterthänig bitten, daß Sie gnädigſt geruhen, ein Machtwort zu ſprechen und zu befehlen, wozu ich geſchickt ſein ſoll."

an der Vertheidigung gegen den wieder andringenden Feind thätigen Antheil genommen. Leider hatte Hamburg nicht viele Perthes. Die Stadt fiel, und Perthes konnte sich und die Seinen nur durch die Flucht retten. Die Perthes'schen Kinder, deren Zahl damals schon auf sieben angewachsen war, flohen mit ihrer Mutter zunächst nach Wandsbeck, folgten aber bald dem tiefer ins Holsteinische geflüchteten Vater. Herzzerreißend war der Schmerz der Trennung. Bald hielt sich nun auch Claudius selbst in Wandsbeck nicht mehr sicher. Mit seiner Rebekka begab sich der jetzt 73jährige Greis auf die Flucht, aller seiner Erwerbsquellen beraubt. Fast ein volles Jahr befand er sich als Flüchtling an verschiedenen Orten und kehrte erst im Mai 1814 von Lübeck aus nach Wandsbeck zurück.

Alle Leiden eines armen Flüchtlings mußte der lebensmüde Bote ertragen; das größeste insofern, als sein Vater- und Vaterlandsherz mit seinem Unterthanenherzen in die heftigste Collision kam. Perthes litt mit seiner Familie für die deutsche Sache, Claudius mußte auf Grund seines uns bekannten echt deutschen Patriotismus dieser Sache den Sieg wünschen; und dem gegenüber stand nicht bloß des Boten Unterthanentreue, sondern sogar seine persönliche Ergebenheit und Dankbarkeit gegen den dänischen König, der bis 1814 mit Frankreich verbunden blieb. Wie mag Claudius zu Muthe gewesen sein, als er, noch Flüchtling, in Lübeck die Anfangs- und Schlußsätze seiner herrlichen „Predigt eines Laienbruders" (VIII, 199) schrieb!

Nach Wandsbeck zurückgekommen, richtete Claudius sein ausgeleertes und verwüstetes Haus wieder ein, ohne doch die Behaglichkeit wieder zu finden, die es ihm so lange Jahre gewährt hatte. Die letzten Trübsale hatten ihn nachdrücklicher als alles früher Erlebte an die Stätte, die uns im Himmel bereitet ist, gemahnt; und die nun mit immer größerer Heftigkeit und Häufigkeit eintretenden Beschwerden des Alters machten die Sehnsucht dahin immer lebendiger. Gegen Ende des Jahres ging er, von seiner Tochter Caroline wiederholt dazu gedrängt, nach Hamburg, wo ihm ärztlicher Beistand näher war. Allein es war dem Boten nicht beschieden, seinen irdischen Botengang noch länger fortzusetzen: er starb am 21. Januar 1815 im Hause und in den Armen seiner Kinder nach einem harten und langen Todeskampfe. Mehrmals vor seinem Ende

ſprach er die Worte: „Mein ganzes Leben habe ich auf dieſe Stunde ſtudirt, und noch weiß ich nicht, wie es enden ſoll.“

Begraben iſt der Bote neben ſeiner ihm längſt vorangegangenen Tochter in Wandsbeck, wo ein gußeiſernes Kreuz mit der Aufſchrift: „Alſo hat Gott die Welt geliebt“ ꝛc. ſeine Ruheſtätte finden läßt. Ein Denkmal mit den Sinnbildern ſeines Botenberufs, Stab, Hut und Taſche, iſt ihm 1840 im Wandsbecker Holz, ſeinem Lieblingsaufenthaltsorte, geſetzt worden.

Rebekka ſtarb im Jahr 1832, ihr folgten vier Kinder, drei ſind noch am Leben. An ihnen und ihren Nachkommen erfüllt ſich das Schriftwort: „Ein Gerechter, der in ſeiner Frömmigkeit wandelt, des Kindern wird es wohlgehen nach ihm“ (Spr. 20, 7).

§. 15. Claudius' volksthümliche Proſa.

Unſrer Geſammtaufgabe nachkommend, die nicht darin beſteht, Leben und Werke nur Eines Mannes zu betrachten, müſſen wir nun noch einen Blick auf Claudius' volksthümliche Proſa werfen, um von hier aus zu dem zweiten und größeſten Repräſentanten der volksthümlichen Litteratur der neuern Zeit, zu J. P. Hebel, überzugehen.

Von der Freundſchaft.

(WW. IV, 7.)

Ich habe dir in der vorigen Lection die Feindſchaft erklärt, und wie man dazu gelangen könne, und wann ein ehrlicher Kerl ſie nicht ſcheuen müſſe. Heute von der Freundſchaft.

Von der ſpricht nun Einer: ſie ſei überall; der Andre: ſie ſei nirgends; und es ſteht dahin, wer von Beiden am ärgſten gelogen hat.

Wenn du Paul den Peter rühmen hörſt, ſo wirſt du finden, rühmt Peter den Paul wieder, und das heißen ſie denn Freunde. Und iſt oft zwiſchen ihnen weiter nichts, als daß Einer den Andern kratzt, damit er ihn wieder kratze, und ſie ſich ſo einander wechſelsweiſe zu Narren haben; denn, wie du ſiehſt, iſt hier, wie in vielen andern Fällen, ein jeder von ihnen nur ſein eigner Freund, und nicht des Andern. Ich pflege ſolch Ding „Hollunder-Freundſchaften“ zu nennen! Wenn du einen jungen Hollunderzweig anſiehſt, ſo ſieht er ſein ſtämmig und wohl gegründet aus; ſchneideſt du ihn aber ab, ſo iſt er inwendig hohl und iſt ſo ein trocken ſchwammig Weſen darin.

So ganz rein geht's hier freilich ſelten ab, und etwas Menſchliches pflegt ſich wohl mit einzumiſchen; aber das erſte Geſetz der Freundſchaft ſoll doch ſein: daß Einer des Andern Freund ſei.

Und das zweite iſt, daß du's von Herzen ſeiſt, und Gutes und Böſes mit ihm theileſt, wie's vorkömmt. Die Delicateſſe, da man den und jenen Gram allein behalten und ſeines Freundes ſchonen will, iſt meiſtens Zärtelei; denn eben darum iſt er dein Freund, daß er mit untertrete und es deinen Schultern leichter mache.

Drittens laß du deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber wenn's Noth iſt, und er helfen kann, ſo nimm du auch kein Blatt vor's Maul, ſondern gehe und fordre friſch heraus, als ob's ſo ſein müßte und gar nicht anders ſein könne.

Hat dein Freund an ſich, das nicht taugt, ſo mußt du ihm das nicht verhalten und es nicht entſchuldigen gegen ihn. Aber gegen den dritten Mann mußt du es verhalten und entſchuldigen. Mache nicht ſchnell jemand deinen Freund; iſt er's aber einmal, ſo muß er's gegen den dritten Mann mit allen ſeinen Fehlern ſein. Etwas Sinnlichkeit und Parteilichkeit für den Freund ſcheint mit zur Freundſchaft in dieſer Welt zu gehören. Denn wollteſt du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenſchaften ehren und lieben, wofür wärſt du denn ſein Freund; das ſoll ja jeder wildfremde unparteiiſche Mann thun. Nein, du mußt deinen Freund mit allem, was an ihm iſt, in deinen Arm und in deinen Schutz nehmen; das Granum Salis verſteht ſich von ſelbſt, und daß aus einem edlen kein unedles werden müſſe.

Es giebt eine körperliche Freundſchaft. Nach der werden zwei Pferde, die eine zeitlang beiſammen ſtehen, Freunde, und können eins des andern nicht entbehren. Es giebt auch ſonſt noch mancherlei Arten und Veranlaſſungen. Aber eigentliche Freundſchaft kann nicht ſein ohne Einigung; und wo die iſt, da macht ſie ſich gern und von ſelbſt. So ſind Leute, die zuſammen Schiffbruch leiden, und die an eine wüſte Inſel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche Gefühl der Noth in ihnen allen, die gleiche Hoffnung und der Eine Wunſch nach Hilfe einigte ſie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunſch, einerlei Hoffnung einigt; und je inniger und edler dies Gefühl, dieſer Wunſch und dieſe Hoffnung ſind, deſto inniger und edler iſt auch die Freundſchaft, die daraus wird.

Aber, denkſt du, auf die Weiſe ſollten ja alle Menſchen auf Erden die innigſten Freunde ſein? Freilich, wohl! und es iſt meine Schuld nicht, daß ſie es nicht ſind.

Poſtſcript. Es giebt einige Freundſchaften, die im Himmel beſchloſſen ſind und auf Erden vollzogen werden.

Schon die Anfangsworte, ſodann das Poſtſcript (Nachſchrift) am Ende und die ganze Haltung dieſes Stückes reihen dasſelbe ein in den Perlenkranz der Briefe, die Claudius an ſeinen Vetter Andres ſchreibt und von ihm empfängt. Wenn auch das Volk zu Claudius' Zeit noch bei weitem weniger Briefe ſchrieb als jetzt, ſo war doch ſchon damals der Brief eine wirkſame Einkleidung für Gedanken und Belehrungen, die man an das Volk heranbringen wollte. Jeder Brief ſetzt ein perſönliches Verhältniß voraus; der Leſer ſieht ſich

mit „Du" angeredet von einem, der ſich mit „Ich" bezeichnet. Dadurch nähert ſich die briefliche Mittheilung in Bezug auf Lebendigkeit der Theilnahme dem Geſpräch, das von Angeſicht zu Angeſicht geführt wird; und indem ſie eben dadurch von dem abſtracten Boden der ſogenannten Abhandlungen abgehoben wird, wird ſie ein vorzügliches Mittel für die lehrhafte Darſtellung. Das Volk zieht ſeine geiſtige Nahrung in erſter Linie ganz und gar nicht aus Büchern, ſondern aus den Erfahrungen, die es an ſich und andern macht, aus dem Geſpräch mit ſeinesgleichen, aus der Schule und Kirche. Allen dieſen Nahrungsquellen liegt ein perſönliches Verhältniß zu Grunde. Je mehr die dem Volke dargebotnen Mittheilungen dieſes Verhältniß außer Acht laſſen, je mehr der Autor zurücktritt, je objectiver die Darſtellung wird, deſto mehr büßt ſie, namentlich wenn ſie lehrhafter Natur iſt, von ihrer Eindringlichkeit ein. Das Kind muß den Lehrer in der Schule ſehen, der Bauer muß ſeinen Paſtor auf der Kanzel ſehen, der Mann aus dem Volke muß den, der durch die Schrift zu ihm redet, ſehen, wenn er ihn hören ſoll. Die Briefform, recht angewandt, leiſtet ſolches faſt in demſelben Grade, wie das Geſpräch.

„Ich habe dir in der vorigen Lection die Feindſchaft erklärt." Der Briefſchreiber bezieht ſich auf eine früher ertheilte Lection. In den Werken unſers Claudius findet ſich dieſe Lection nicht; jedenfalls dient ihm dieſe Angabe nur zu einer paſſenden Einleitung.

Die vorige Lection kann leicht zum Gegenſtand eines Aufſatzes gemacht werden nach dieſer Dispoſition: Von der Feindſchaft. A. Was iſt Feindſchaft? B. Wie gelangt man zur Feindſchaft? C. Wann muß ein ehrlicher Kerl ſie nicht ſcheuen? Die Ausführung läßt eine genaue Nachahmung des vorliegenden Briefes zu. —

„Lection" iſt lateiniſcher Herkunft und bedeutet ſo viel als „Leſung, Vorleſung." In dieſem Sinne wird es noch gebraucht auf den Univerſitäten. Von hier aus iſt es in die niederen Schulen mit etwas veränderter Bedeutung übergegangen. In dem Ausdruck „Lectionsplan" bedeutet es „Unterrichtsgegenſtand", in „ſeine Lection lernen" bedeutet es „Aufgabe." So in dem alten Spruche: „Ein jeder lerne ſeine Lection, ſo wird es wohl im Hauſe ſtohn."

Neben dieſes Fremdwort ſtellen ſich in unſerm Briefe noch vier andre: Delicateſſe, Partei, Poſtſcript und Granum Salis.

Granum salis, wörtlich: Korn des Salzes, Salzkorn, aus dem Lateiniſchen überkommen, iſt ſchon bei den alten Römern in der Form cum grano salis (= mit einem Körnchen Salz) ſprichwörtlich. Das Salzkorn iſt Bild der Würze, des den rechten Geſchmack Verleihenden. Claudius hat im Briefe die Regel gegeben: Du mußt deinen Freund mit allem, was an ihm iſt, in deinen Arm und in deinen Schutz nehmen. Dem rohen Wortlaute nach, ungeſalzen genoſſen, wäre dies eine mißverſtändliche Regel; es muß, um recht verſtanden zu werden, mit der rechten Würze, cum grano salis, genommen werden.

Fünf fremde Ausdrücke in einer ſo kurzen Darſtellung — wie verträgt ſich das mit Claudius' volksthümlicher Schreibweiſe? Zunächſt müſſen wir an die oft getadelte Hinneigung des Deutſchen zum Fremdländiſchen erinnern. Selbſt der gemeine Mann unter den Deutſchen verfügt über eine verhältnißmäßig große Anzahl fremder, wenn auch mitunter gar wunderlich mundrecht gemachter Ausdrücke, die ihm durch den von Höherſtehenden mit dem Auslande gepflogenen Verkehr, durch das Militär- und Gerichtsweſen, durch Handel und Induſtrie, durch die Zeitungsleſerei und das neue politiſche Leben, ſelbſt durch Schule und Kirche zugeführt werden. Von vornherein alſo kann dem Volksſchriftſteller, wenn er auch des Gebrauchs fremder Ausdrücke ſich ſo viel als möglich zu begeben hat, nicht zugemuthet werden, ſich ihrer gänzlich zu enthalten. Wie ſollte er auch gewiſſe Dinge und Zuſtände mit deutſchen Ausdrücken bezeichnen*)? Daß nun aber Claudius, wie meine Leſer ſelbſt finden werden, im Gebrauch fremder Ausdrücke offenbar zu weit gegangen iſt, thut ſeiner Volksmäßigkeit allerdings Eintrag. Ich muß gleich an dieſer Stelle auf den merkwürdigen Umſtand hinweiſen, der vielen ſogar als ein ſtörender Uebelſtand erſcheint, daß nämlich Claudius andererſeits die Nachläſſigkeiten der Umgangsſprache gefliſſentlich nachahmt, jedenfalls doch, um ſich volksmäßiger auszudrücken. Es mag unter gewiſſen

*) Ich erinnere hier an den Gnomon von Klaus Harms, der ausgeſprochenermaßen ein Volks- und Schulleſebuch ſein will, und an ein Wort ſeines Herausgebers, eines gewiß unbeſtritten echten Volksmannes. Derſelbe ſagt in dem Schlüſſel zu ſeinem Gnomon: „Es würde unſre Sprache, die reiche, nach Jahren eine arme werden in der Welt, ſelbſt bei erhaltnem Beſitz der einmal eingebürgerten Fremdwörter, wenn wir von nun an keine mehr in ſie aufnähmen. Gleichwie es mit Wiſſenſchaft und Kunſt bald übel im Lande ſtehen würde, wenn ausländiſche Gelehrte und Künſtler nicht mehr bei uns könnten beheimatet werden."

Verhältniſſen der Lehrer in der Schule, ja der Prediger auf der Kanzel ſich des Dialectes bedienen; aber die abſichtliche Vernachläſſigung hochdeutſcher Formen iſt ein an der hochdeutſchen Sprache verübtes Unrecht; und anſtatt daß der Volksſchriftſteller dadurch ſeinem Werke leichter Eingang verſchaffte, wird er vielmehr den Mann aus dem Volke abſtoßen. Dieſer will, daß Bücher in der Sprache zu ihm reden, die das Buch aller Bücher ſpricht. Beiläufig bemerkt: er will das auch von ſeinem Prediger und Lehrer.

Von der Freundſchaft will Claudius handeln. „Von der ſpricht nun Einer: ſie ſei überall; der Andre: ſie ſei nirgends.“ Der Inhalt dieſes Satzes ließe ſich vielleicht ſo wiedergeben: „Ueber deren Vorhandenſein iſt man gerade entgegengeſetzter Meinung.“ Wodurch unterſcheidet ſich dieſer Satz von dem vorigen? Einmal durch die abſtracteren Ausdrücke; zum andern dadurch, daß dort an der Stelle des allgemeinern Begriffes „man“ zwei Einzelbegriffe, „der Eine, der Andre“, ſtehen. Jener allgemeinere Begriff läßt ſeiner Natur nach eine beſtimmte Anſchauung nicht zu, dieſe Einzelbegriffe rufen ſie hervor. Noch anſchaulicher wird die Darſtellung, wenn an Stelle ſolcher immerhin noch unbeſtimmten Einzelbegriffe ganz beſtimmte Einzelweſen treten, wie gleich nachher Paul und Peter. Man nennt dieſe Eigenthümlichkeit der Volksrede, nach welcher ſie ſtatt des Begriffs von größerm Umfang, ſtatt des höhern Begriffs, den Begriff von geringerm Umfang, den niedern Begriff ſetzt, das Individualiſiren (Individuum = Einzelweſen). Anſtatt: „es iſt ein Gewitter“ ſagt der gemeine Mann: „es blitzt und donnert.“

Bei einander ſo entgegenſtehenden Behauptungen, wie ſie von jenen beiden ausgeſprochen werden, ſteht es dahin, „wer von beiden am ärgſten gelogen hat.“ Genau genommen durfte der Verfaſſer nur ſagen: ob einer von beiden das Rechte getroffen, ob nicht vielmehr jeder von ihnen eine Unwahrheit geſagt hat.

Unwahrheit iſt eine unwiſſentliche Abweichung von der Wahrheit, hervorgegangen aus Unkenntniß, mangelhaftem Urtheil, gedankenloſer Aufnahme fremder Ausſagen u. drgl. Lüge iſt eine wiſſentliche Abweichung von der Wahrheit, hervorgegangen aus unſittlichem Innern, verbunden mit der Abſicht zu täuſchen. Beide Ausdrücke ſind ſinnverwandt; wir können den erſtern den ſchwächern, den zweiten den ſtärkern Ausdruck nennen.

Während also der beschönigende Zeitgeist für Lüge Unwahrheit zu sagen pflegt (er wählt für den stärkern Ausdruck den schwächern), gebraucht Claudius, wie der gemeine Mann, der die Ausdrücke genau zu scheiden nicht im Stande ist, statt des schwächern den stärkern Ausdruck. Der gemeine Mann nennt nicht nur die Dinge bei ihrem rechten Namen, sondern, wo ein gradweiser Unterschied der Namen ist, da wählt er den kräftigsten. Das giebt der Volkssprache die Derbheit, Natürlichkeit, Unbefangenheit, über welche namentlich der vermeintlich Gebildete so leicht die Nase rümpft.

Bis hierher geht die Einleitung des Briefes, von deren letzten Worten der Schreiber Anlaß nimmt, zunächst über die Freundschaften zu sprechen, die man überall findet.

In echt elementarischer Weise stellt Claudius nicht eine Definition der fälschlich sogenannten Freundschaft auf; sondern er nimmt seinen Ausgang von zwei Personen, Peter und Paul, die selbst der gemeine Mann, wenn auch unter andern Namen, sofort in seiner Umgebung sehen wird; und in einer nicht weniger anschaulichen Weise malt er die gegenseitigen Dienstleistungen Peters und Pauls uns vor Augen: „Es ist oft zwischen ihnen weiter nichts, als daß Einer den Andern kratzt, damit er ihn wieder kratze." Claudius will die eigennützige Freundschaft abbilden. Er wählt dazu ein Beispiel aus dem gemeinen Leben, wo die bezeichnete Dienstleistung unter solchen wohl vorkommen mag, die aus irgend einem Grunde nicht im Stande sind, in eigner Person nach dem Sprichwort zu handeln: „Wen's juckt, der kratze sich." Also geringe Dienste leisten dergleichen Freunde einander, und zwar nicht, weil derartige Dienste ihnen schon geleistet worden sind, sondern damit sie ihnen wieder geleistet werden. Solchen Freundschaften liegt der niedrigste Eigennutz zu Grunde, und Claudius nennt sie mit einem bezeichnenden (wie es scheint, volksthümlichen) Bilde „Hollunderfreundschaften." Aus welchem Grunde, das sagt das Folgende.

Das Wort Hollunder scheint Claudius, wie manche andre, an „hohl" anzulehnen. Sprachlich fehlt dazu die Berechtigung. Es ist natürlich der bekannte, schwarze Beeren tragende Strauch oder Baum (Sambucus nigra L.) gemeint, der auch in einer Krummacher'schen Parabel „der Hollunderstab" in ganz ähnlicher Weise Bild des Unzuverlässigen ist. Ob im Volke der Hollunder sprichwörtlich ist, dazu

fehlen mir die Belege. Unter den Bauernregeln erscheint er: „Wie der Holder blüht, so blühen auch die Reben."

Claudius geht nun zur „eigentlichen Freundschaft" über. Auch diesmal stellt er nicht eine Definition voran, geht aber auch nicht von einem veranschaulichenden Beispiel aus, wie vorhin; sondern er stellt, indem er fast nicht minder concret und anschaulich verfährt, die Gesetze der Freundschaft auf, d. i. das, was gesetzt ist in die Herzen, was geschrieben ist vor die Augen.

Bei Aufstellung der dritten Regel sagt Claudius: „wenn's Noth ist, und dein Freund helfen kann, so nimm du auch kein Blatt vor's Maul." Der letzte Satz enthält eine sprichwörtliche Redensart. Im Munde des Volkes lebt eine große Menge solcher Redensarten. Wie geht das zu? Die sprichwörtliche Redensart drückt, wie wir das an der vorliegenden sehen, einen Gedanken meist in der anschaulichsten Weise aus. Man vergleiche doch z. B. gleich diese Redensart mit dem entsprechenden französischen „sich geniren." Hier ein Abstractnm, dort zwei Concreta, von welchen das zweite noch dazu volksthümlich derb ist, und diese beiden Concreta zusammengehalten durch den anschaulichen Thätigkeitsbegriff des Nehmens! Von sprichwörtlichen Redensarten wie von Sprichwörtern macht Claudius einen ziemlich ausgedehnten Gebrauch in seinen prosaischen Schriftstücken. An die sprichwörtliche Redensart schließen sich, in der lebendigen Anschaulichkeit ihr gleichstehend, Ausdrücke an, wie der bald folgende „gegen den dritten Mann" = dem weniger anschaulichen: „gegen einen Fremden", „unter vier Augen" = „unter zwei Personen" u. v. a.

Bei der Darlegung des vierten Freundschaftsgesetzes begegnen wir gleich zu Anfang einer gewissen Weitschweifigkeit in dem wiederholten „verhalten und entschuldigen", und in dem Satze: „Nein, du mußt deinen Freund ꝛc.", der etwas Neues zu dem vorigen nicht hinzubringt. Die Volksrede liebt solche Breiten, und der Volksschriftsteller darf sie in bescheidenen Grenzen nachahmen. Ja er darf noch einen Schritt weiter gehen: Er kann auf kürzere oder längere Zeit von der eigentlichen Sache, ohne jedoch, wie dies beim gemeinen Volk der Fall ist, vom Hundertsten ins Tausendste zu kommen, ganz abschweifen. Das köstlichste Beispiel solcher Abschweifungen finden wir bei Claudius da, wo er „über den Vorzug der Gelehrten"

ſprechen will und plötzlich „ſo'n alt Schäferdönchen erzählt, das hier gar nicht her gehört" (WW. I u. II, 116).

Wir kommen zu dem letzten Haupttheil des Briefes, der die Frage beantwortet: Wie entſteht die eigentliche Freundſchaft?

Der Verfaſſer geht wieder von einem Beiſpiele aus, von der körperlichen Freundſchaft, bei der es unter Mitwirkung fortdauernder körperlicher Nähe ſoweit kommen kann, daß „eins des andern nicht entbehren" kann. Eigentliche Freundſchaft aber verlangt mehr als körperliche Nähe, nämlich diejenige Einigung der Herzen, welche einerlei Gefühl, einerlei Wunſch, einerlei Hoffnung erzeugt. Wir erinnern bei dieſem Abſchnitt an eine ſchon beſprochene Eigenſchaft der volksthümlichen Schreibweiſe Claudius', die in das Bereich des Syntactiſchen fällt. Der an abſtracten Begriffen reiche und doch durchaus nicht unvolksmäßige Abſchnitt lehrt uns übrigens noch, daß das Abſtractum an ſich nicht durchaus unpopulär iſt.

Aus dem Vorhergehenden iſt erſichtlich, daß die volksmäßige Darſtellungsweiſe vorzüglich dreierlei verlangt:

a) gewiſſe Stylformen, nämlich diejenigen, die, von der Anſchauung eines perſönlichen Verhältniſſes ausgehend, ſich den Umgangs- und Redeformen des Lebens nähern: den Brief, das Geſpräch; außerdem die Erzählung, das Räthſel, die Predigt.

b) gewiſſe Formen des einzelnen Ausdrucks, nämlich diejenigen, deren ſich das an Abſtractionen nicht gewöhnte Volk im Umgange ſelbſt bedient.

c) gewiſſe ſyntactiſche Formen, nämlich die kürzere Periode und vorzugsweiſe die Nebenordnung mit dem am einfachſten verknüpfenden „und."

Ein flüchtiger Blick in Claudius' Schriften lehrt, wie ungezwungen er alle dieſe Formen handhabt; „im bequemen Ton des Hausvaters oder Hausfreundes redet er"; und dies erklärt ſich nur daraus, daß Claudius von Jugend auf in und mit dem Volk, und durch die Liebe zu dieſem ſtets geleitet und getragen, lebte. Nur unter dieſer Bedingung kann der Schriftſteller, der Lehrer, der Prediger, der Gerichtsbeamte dem Volke verſtändlich werden; jene Formen ergeben ſich dann ganz von ſelbſt.

Sollen wir nun den ganzen Claudius unſerm heutigen Volk in die Hand geben? Wo die Mittel des Verſtändniſſes vorhanden

ſind, iſt dieſe Frage unbedingt zu bejahen. Dieſe Mittel werden aber nicht häufig vorhanden ſein. Die Fülle fremder Ausdrücke, die große Zahl vorherrſchend lehrhafter Stücke, die zahlreichen Beſprechungen von Büchern, die dem Volk nicht bekannt ſind, die häufig wiederkehrenden Beziehungen auf damalige Verhältniſſe, Zuſtände und Perſonen verweiſen ihn in andre Regionen, nämlich dahin, wo mit der zum innern Verſtändniß nöthigen Richtung des Herzens auf die bleibenden Güter die zum äußern Verſtändniß nöthigen Hilfsmittel vorhanden oder doch zu erlangen ſind*). Möchte kein Prediger, kein Lehrer ihn ungeleſen laſſen!

*) Eine für das Volk beſtimmte, nicht eben glückliche Auswahl aus Claudius hat der Norddeutſche Volksſchriftenverein als „Hausmannskoſt“ mit einigen Sachen von Engel und Möſer zu der vierten Lieferung ſeiner „Volksbücher“ vereinigt (Berlin 1847, Rieß).

Zweiter Theil.

Hebel.

§. 16. Hebels Dichterſprache.

Wächterruf.

(WW. I, S. 157.)

Loſet, was i euch will ſage!
D' Glocke het Zehni gſchlage.
Jez betet und iez göhnt ins Bett,
Und wer e rüeihig Gwiſſe het,
ſchlof ſanft und wohl! Im Himmel wacht
e heiter Aug die ganzi Nacht.

Loſet, was i euch will ſage!
D' Glocke het Oelfi gſchlage.
Und wer no án der Arbet ſchwitzt,
Und wer no bi der Charte ſitzt,
dem bieti iez zuem letztemol,
's iſch hochi Zit — und ſchlofet wohl!

Loſet, was i euch will ſage!
D' Glocke het Zwölfi gſchlage.
Und wo no in der Mitternacht
e Gmüeth in Schmerz und Chummer wacht,
ſe geb der Gott e rüeihige Stund,
und mach di wieder froh und gſund!

Loſet, was i euch will ſage!
D' Glocke het Eis gſchlage.
Und wo mit Satans Gheiß und Roth
e Dieb uf dunkle Pfade goht,
— i wills nit hoffen, aber gſchieht's —
gang heim! Der himmliſch Richter ſieht's.

Loſet, was i euch will ſage!
D' Glocke het Zwei gſchlage.
Und wem ſcho wieder, eh's no tagt,
Die ſchweri Sorg am Herzen nagt,
Du arme Tropf, di Schlof iſch hi!
Gott ſorgt! Es wär nit nöthig gſi.

Loſet, was i euch will ſage!
D' Glocke het Drü gſchlage.
Die Morgeſtund am Himmel ſchwebt,
Und wer im Friede der Tag erlebt,
dank Gott, und faß e frohe Mueth,
und gang ans Gſchäft, und — halt di guet!

Dieſer Wächterruf, wenigſtens in der hochdeutſchen Uebertragung jedermann bekannt, ſoll uns namentlich mit der Mundart vorläufig etwas vertraut machen, in der er geſchrieben, mit der deutſchen Sprechweiſe, wie man ſie von Vornehmen, beſonders aber vom Volk hört „in dem Winkel des Rheins zwiſchen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogeſen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theil von Schwaben." Man nennt ſie die alemanniſche Mundart, den alemanniſchen Dialect, nach dem altgermaniſchen Stamm der Alemannen.

Die Alemannen, anfangs im Norden des Odenwaldes von Mainz an den Main hinauf wohnend, zogen ſich ſpäterhin mehr nach dem Süden in die von den Burgunden verlaſſenen Rheinſitze, nach dem Elſaß und Helvetien. Man ſchreibt richtiger Alemannen als Allemannen, wie man richtiger Almacht für Allmacht ſchreiben würde.

Jede Strophe beginnt mit der Aufforderung: Loſet, was i euch will ſage! Loſet d. i. höret. Das Wort loſen kommt im Neuhochdeutſchen*) nicht mehr vor; ahd. lautete es hlôsên, mhd. losan, und es iſt etymologiſch verwandt mit der erſten Silbe in „Leumund."

Bei dieſem Worte nämlich, welches ahd. hliumunt geſchrieben wird, iſt gar nicht, wie früher angenommen wurde, an der „Leute Mund" zu denken. Vielmehr weiſet das Wortſtück Leum— (hlium—) auf Wörter hin, welche „klingen, Ohr, Gehör" bedeuten, und mit denen unſer nhd. Wort „laut" (ahd. hlût) verwandt iſt. Das h im Anlaut iſt ſchon im Mhd. weggefallen. Die Sylbe —und (—unt) iſt bloße Ableitungsſylbe, wie —end (nd) in Jugend, Tugend und ſelbſt Freund, Feind (ahd. jug-und, tug-und, vri-unt, vi-ant). — Das Wort Leumund bedeutet ſeiner Abſtammung nach „lautes, öffentliches Gerede über etwas" und zwar nhd. (im Anſchluß

*) Die Bezeichnungen althochdeutſch, mittelhochdeutſch, neuhochdeutſch werden im Folgenden immer abgekürzt werden: ahd., mhd., nhd. Die Erklärung findet ſich §. 17.

an Luthers Erklärung des 8. Gebotes) nur über eine Perſon und beſonders im böſen Sinne.

Gleichartige Abweichungen von hochd. Formen bieten dar die Wörter i (ahd. ih, mhd. und nhd. ich), in welchem der Auslaut ch, und ſage (ahd. sagên, mhd. und nhd. sagen), in welchem der Auslaut n weggefallen iſt. Solcher Wegfall des Auslautes einer Silbe iſt im Alemanniſchen (vgl. die folg. Verſe und Strophen), wie in allen Mundarten häufig; ſelbſt die hochdeutſch redenden Sachſen ſprechen gſagt für geſagt; ja die hochdeutſche Schriftſprache hat einige Wörter, in denen das auslautende e der Vorſilbe ge weggefallen iſt, ſo daß der Stamm dieſer Wörter ganz unkenntlich erſcheint: Gnade, Glaube, barmherzig, Beichte; vgl. auch zwar u. a.

Gnade, ahd. gi-nada, hat in na dieſelbe Wurzel wie nahe und bedeutet dem entſprechend eigentlich ſ. v. a. Näherung, namentlich Näherung zu dem Niedern; daher im Mhd. auch = „Ruhe“: diu sunne gêt ze gnâden, = die Sonne geht zu Gnaden, d. i. nieder, unter, zur Ruhe. — Glaube, ahd. gi-louba, hat in laub (loub) dieſelbe Wurzel wie Liebe, Lob u. a., die ſ. v. a. „verlangen, hinneigen“ bedeutet. — Barmherzig iſt der, welcher bei (b = be = bei) Armen herzig (mit ſeinem Herzen) iſt. — Beichte, ahd. bî-giht, zuſammengeſetzt aus bi = bei und giht, Bekenntniß (ahd. gëhan, noch bei H. Sachs jehen = ausſagen, bekennen), eig. = Bekenntniß bei jemand. — Zwar, ahd. zi wâre, nhd. zewâre und zwâr, d. i. wörtlich = zum Wahren = in Wahrheit, wie noch bei Luther in der Erklärung der 5. Bitte. (Vgl. auch zufrieden S. 48.)

D'Glocke het zehni gſchlage. In dieſem Verſe iſt beſonders het und zehni zu beſprechen. Jene Form, für das nhd. hat ſtehend, hat der alemanniſche Dialect mit andern Dialecten gemein und aus dem Mhd. überkommen. Dieſe Form mit dem auslautenden i, das in ölfi, zwölfi, ganzi, hochi, ſchweri wiederkehrt, führt uns ebenfalls in die ältere Sprache zurück, in welcher ein kurzes i, ſpäter e, öfter als Biegungs- und Ableitungsvocal dient (Ahd. hirti, muôdi, posi, lêrâri = Hirt, müde, böſe, Lehrer).

In einzelnen Fällen erſcheint jenes i auch als Zuſammenſetzungsvocal und hat ſich als ſolcher in einigen nhd. Wörtern erhalten: Nachtigall, Bräutigam. Nachtigall, ahd. nahtigala, iſt mit Hilfe jenes i zuſammengeſetzt aus naht = Nacht und galan (wovon gellen und das baieriſche gallen d. i. ſchallen) = ſingen; bedeutet alſo ſ. v. a. Nacht-

fänger. Bräutigam, ahd. brûtigomo, iſt in gleicher Weiſe gebildet aus brût = Braut und gomo (das latein. homo) = Mann; bedeutet alſo ſ. v. a. Brautmann, Mann der Braut. — Es iſt nicht zu verkennen, daß jenes auslautende i lieblicher klingt als unſer mattes nhd. e, das auch immer mehr in Abnahme kommt.

Jez betet und iez göhnt ins Bett. Jez (nhd. jetzt), eine dem Mhd. angehörige Bildung, die dort lautete iezuo, iezu und ieze.

An dieſe Formen traten die nebenwörtlichen Endungen —nt und t, ſo daß das Wort lautete iezunt, iezont, iezent, iezet. Aus der letzten Form durch Kürzung des ie in ĭ (die auch in Licht, Dirne, Zwirn für Liecht, Dierne, Zwiern ſtattgehabt hat) das nun ſeltne itzt, und durch Uebergang des i in j (der auch in jeder, jedoch, jeglich für ieder, iedoch, ieglich eingetreten iſt) unſer jetziges nhd. jetzt.

Göhnt (nhd. geht). Das Präſens dieſes Zeitwortes lautete im Mhd. ich gân und ich gên. Der Vocal e iſt im Alemanniſchen nach ö abgewichen.

Derſelbe Vorgang hat ſtattgefunden und ſich in der nhd. Schrift und Sprache befeſtigt in den Wörtern Hölle, Schöpfer, zwölf u. a., die man richtiger Helle, Schepfer, zwelf ſchreiben würde, wie man ergetzen für das unrichtige ergötzen zu ſchreiben ſchon angefangen hat. — Obiges gân, gên iſt zuſammengezogen aus einem ältern gange, das in ein und dieſelbe Conjugation mit ſchlafen, braten, laſſen, hangen, fangen gehört. Wie man ſchlief, briet, ließ ſchreibt, ſo ſollte man auch gieng, fieng, hieng ſchreiben; in Süddeutſchland wird auch richtig ſo geſprochen.

Und wer e rüeihig Gwiſſe het. Rüeihig, auch rüehig geſchrieben (Hebel ſelbſt iſt in ſeiner Schreibweiſe nicht immer conſequent), lehnt ſich an das mhd. ruowig an. Das uo dieſes Wortes wird mit langem u und mit kurzem, dumpf nachhallendem o geſprochen: û-ŏ; in vielen Wörtern geht das uo in ue über (guot, guet), das, wie auch üe, der Umlaut des uo und ue, ganz ähnlich mit nachhallendem e geſprochen wird. So bildet denn das üe im obigen rüehig, und ſelbſt das üei nur Eine Silbe. Urſprünglich hat überall ein einfacher Vocal geſtanden; das Auseinandergehen deſſelben in den Diphthong oder Triphthong wollen wir als Spaltung des Urlautes bezeichnen. (S. übrigens noch Hebel's Vorwort zu den Alem. Gedichten.)

Dergleichen Spaltungen liebt der Volksmund, daher sie sich in allen Volksmundarten häufig finden. Der Schwabe spricht: Weatter (Wetter), feahn (sehn), gearn (gern); der Westfale: Miälk (Milch), iäten (essen); der Altmärker: Vöägelken (Vögelchen), Döär (Thür), Nöät (Nüsse); der Schradenbewohner bei Elsterwerda: wuahr (wahr), Faäld (Feld), troit (tragt), riäden (reden) ꝛc.

Schlof sanft und wol ꝛc. Schlof (schlaf) von schlofen, ahd. slâfan, mhd. slâfen; so Str. 2. mol für mal, Str. 4. Roth für Rath. Diese Abweichung vom Hochd. bezeichnet man als Verdunkelung des Vocals.

Man nennt nämlich E und I die hellen, hohen, O und U die dunkeln, tiefen Vocale (A steht in der Mitte zwischen den hohen und tiefen Vocalen) und hat sogar die Tonhöhe nach musikalischen Verhältnissen zu bestimmen gesucht. — Verdunkelung des Vocals findet sich in den Volksmundarten überaus häufig. Der Franke sagt: a mol (einmal), Master (Meister), aner (einer); der Schlesier: schlä'sch (schlesisch), hust (hast), Fruhjohr (Frühjahr); der Mansfelder: Prut (Brot), Stewweln (Stiefeln), stärben (mit ganz tiefem, dem A nahe kommenden Ae für sterben); der Niederdeutsche: Hart (Herz), ut (aus), wedder (wieder) ꝛc.

2. Strophe. — und wer no an der Arbet schwitzt. Arbet (ahd. arapeit, mhd. arebeit, nhd. Arbeit) mit abweichendem Vocal in der 2. Silbe. Das mhd. ei wurde so gesprochen, daß man das voranstehende e vorhörte (e͡i). Während nun das Nhd. den Diphthong ei (in der hochd. Aussprache von ai kaum zu unterscheiden; doch sprechen einige Volksdialecte laib [Brod] und leib [Leib] deutlich unterschieden) vollständig herausbildete, hat das Alemannische das vorklingende e festgehalten, wie es schon im Mhd. bei einigen Wörtern geschah (schrê für schrei).

Aehnliches findet sich öfter in den Mundarten. Das lange e hat sich in einigen Wörtern sogar in ein kurzes e verwandelt (Vortel für Vortheil, Urtel für Urtheil, wolfel für wolfeil u. a.).

Und wer no bi der Charte sitzt. bi, ahd. pî, mhd. bî, nhd. bei; so nachher Zit, ahd. und mhd. zît, nhd. Zeit. Das Alemannische hat also den ältern Vocal festgehalten, das Hochdeutsche hat ihn in ei verwandelt. Da nun, wie wir schon gesehen haben, auch das mhd. ei und ai im Nhd. so verändert sind, daß z. B. Zeit und

Kaiſer denſelben Vocal zu haben ſcheinen, ſo vermengt das Nhd. drei ältere Vocale und ſteht eben dadurch gegen den Dialect im Nachtheil. Dem bieti iez zum letztemol, bieti, zuſammengezogen aus biet i, biet ich d. i. gebiet ich; ſo zu Luther's Zeiten und bis ins 18. Jahrhundert haſtu, biſtu, höreſtu, ſolſtu u. dgl. Später hielt man wenigſtens beim Schreiben die Wörter ſtrenger auseinander; doch ſind die Zuſammenziehungen am, beim, vom vollkommen ſchriftgemäß; und die mündliche Ausſprache hat, weil ſie die Kürze liebt, gegen die Regeln der Grammatiker auch aufm (auf dem), unterm (unter dem), mittem (mit dem) u. dgl.

Das vorliegende Gedicht iſt arm an ſolchen Zuſammenziehungen; in andern Gedichten finden wir ſagmer (ſag' mir), wennd' (wenn du), bringem (bring ihm), zeigenis (zeigen uns), ſagim (ſag ich ihm), gohtis (geht uns), und mit einem zwiſchen zwei Vocalen eingeſchobnen n woni (wo ich), zuenis (zu uns), gunnenes (gönne es ihnen) u. v. a.

's iſch hochi Zit — und ſchloſet wol. 's iſch für „es iſt." So wird aus Bequemlichkeit, welche ſich überall mancher Nachläſſigkeiten ſchuldig macht, der einfache helle Sauſelaut ſ, auch der Ziſchlaut ß von einigen ſüddeutſchen Dialecten, namentlich von dem alemanniſchen und ſchwäbiſchen, getrübt, wobei zugleich einer Häufung der Conſonanten entgangen, ja bisweilen eine Zuſammenziehung mit einem folgenden Fürwort geſtattet wird.

Der Alemanne ſpricht: weiſch (weißt du), gohſch (gehſt), ſtohſch (ſtehſt), frogſch (fragſt); der Schweizer: einiſch (einſt); der Schwabe: iſcht (iſt), muſchſt (mußt); der Schleſier: tarſcht (darfſt); der Mansfelder: Worſcht (Wurſt) u. v. a.

3. Strophe. — E Gmüeth in Schmerz und Chummer wacht. Chummer für Kummer, wie Charte (Str. 3) für Karte, Chuchi für Küche, Chrüzer für Kreuzer, Chilchhof für Kirchhof u. a. Hier findet Erweichung des anlautenden K in ſeinen gehauchten Laut Ch ſtatt.

Wir laſſen uns durch dieſe Erſcheinung an ein merkwürdiges Geſetz der indogermaniſchen Sprachen erinnern, an das Geſetz der Lautverſchiebung. Die ſogenannten ſtarren oder ſtummen Conſonanten, nämlich:

a) weiche	b	d	g
b) harte	p	t	k
c) gehauchte weiche ..	w	ß	h
harte ...	f	z	ch

verſchieben ſich aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen in das Gothiſche und von da in das Althd. dergeſtalt, daß der weiche Conſonant zum harten, der harte zum gehauchten, der gehauchte zum weichen wird. — Das Niederdeutſche ſteht mit dem Gothiſchen auf einer Stufe; das Mittel- und Nhd. iſt im allgemeinen auf der Stufe des Ahd. ſtehen geblieben; nur dann und wann zeigt ſich eine Neigung, auf die gothiſche Stufe zurückzukehren.

latein.	goth.	niederd.	ahd.	mhd.	nhd.
cannabis	hampr	hannep	hanaf	hanef	Hanf
dens	tunthus	tähn	zand	zan	Zahn
ego	ik	ik	ih	ich	ich

4. Strophe. D'Glocke het eis gſchlage. Eis für eins, durch Vernachläſſigung des n entſtanden, das ſich durch alle Jahrhunderte findet.

E Dieb uf dunkle Pfade goht. Uf (auf) lautet im Ahd. und Mhd. ûf. Dieſe Form iſt, meiſt aber mit gekürztem u, von manchen ober- und niederdeutſchen Volksmundarten feſtgehalten worden; die hochd. Sprache aber hat es in au verwandelt. Vgl. auch Staub, mhd. stoup u. a. I will's nit hoffen. Nit (nicht) lehnt ſich an das mhd. nieht und niht, aus dem es durch Kürzung des Grundlautes entſtanden iſt, wie Zwirn aus zwiern u. ſ. w. — Gang heim. Gang, ein aus dem Mhd. überkommener Imperativ, gebildet von dem uralten Präſens gange, das ſchon im Mhd. in gân und gên zuſammengezogen iſt. S. zu Str. 1.

5. Strophe. — Es wär nit nöthig gſi. Gſi (geweſen) iſt das mhd. gesîn mit apocopirtem Auslaut. Neben gesîn kommt im Mhd. auch ſchon gewësen vor, das ſich im Nhd. alleinige Geltung verſchafft hat und mit war (mhd. was, woraus im Nhd. durch Erweichung des s war) eines Stammes iſt (vgl. S. 140).

6. Strophe. D'Glocke het drü geſchlage. Drü (drei) iſt nicht etwa durch Verdunkelung des Vocals entſtanden, ſondern

es ist das unveränderte mhd. sächliche Zahlwort drîu, nur mit andrer Schreibung.

Das Zahlwort drei hatte im Ahd. für jedes Geschlecht eine besondre Form: drî, drîô, drîu; mhd. giebt es nur noch zwei Formen: drî für das männliche und weibliche, drîu für das sächliche Geschlecht. — So für zwei mhd. und älter nhd. noch drei Formen: zwêne, zwô, zwei; auch noch jetzt: zween, zwo, zwei.

Gehen wir nun zunächst, um den Inhalt des Liedes nicht außer Acht zu lassen, auch auf diesen in Kürze ein. Es ist als „Wächterruf" bezeichnet und hat seine Entstehung der früher allgemein verbreiteten Sitte zu verdanken, daß der Wächter beim Abruf der nächtlichen Stunden zugleich einen Vers aus einem geistlichen oder weltlichen Liede sang.

Nach der ersten Aufforderung: „Loset, was i euch will sage!" ermahnt der Wächter, zu beten und ins Bett zu gehen. Diese Mahnung hat eine himmlische und eine irdische Seite: ruhet in Gott, ruhet von der irdischen Arbeit! Bedeutungsvoll steht jene Seite voran. Die Mahnung ergeht an alle, während der im Folgenden ausgesprochene Wunsch sich nur auf den erstrecken kann, der ein ruhiges Gewissen hat (daher: „und wer"). „Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen", aber: „Dem Bösewicht wird alles schwer, er thue, was er thu; das Laster treibt ihn hin und her und läßt ihm keine Ruh." Der folgende Satz giebt den Grund an, warum jener sanft und wohl schlafen kann: im Himmel (von einem hohen Punkte kann mal viel sehen) wacht („der dich behütet, schläft nicht ꝛc." Ps. 121) ein heiter Aug. Bei der hochd. Uebertragung wird „heiter" gewöhnlich durch „hell" gegeben. Das Helle aber kann sowohl Segen als Verderben bringen — Helligkeit der Sonne —; es ist mit jener Uebersetzung also nur die eine Seite des Begriffs ausgedrückt. Die andre ist diese: Das Auge Gottes strahlt in einer Reinheit, die durch fremde Einwirkung nicht getrübt wird noch werden kann; die denen, welche hineinschauen, das angenehme Gefühl des Seligseins mittheilt.

Beim Beginn der zweiten Nachtstunde gedenkt der Wächter derjenigen, die durch schwere (vgl. „schwitzt") Arbeit oder sündliches Spiel noch wach erhalten werden. Wie er, seinen irdischen Beruf in der rechten Weise verklärend, schon in der ersten Stunde zugleich

als Wächter der himmliſchen Güter aufgetreten iſt, ſo gebietet er jetzt als Wächter über das Irdiſche, und Himmliſche und zwar zum letzten Mal, denn es iſt hohe Zeit. Alle drei Ausdrücke weiſen darauf hin, wie der Wächter ſich in ſeinem Berufe fühlt, wie er ſich verantwortlich weiß. Was er gebietet, iſt aus dem Zuſammenhange leicht zu ergänzen.

Ob jene gehorcht haben, weiß er nicht; aber er hat ihnen zum letzten Mal geboten, daher er beim folgenden Stundenabruf kein Wort mehr für ſie hat. Jetzt, in der geheimnißvollen Mitternachtsſtunde, die den neuen Tag beginnt, wendet der Wächter ſich an die, in deren Herzen ein Tag dem andern Schmerz und Kummer (nicht Sorge um das Irdiſche, vgl. 5. Str.) verkündet. Sie gehören zu den Edelſten, die der Wächter zu bewachen hat; daher bezeichnet er ſie als Gemüther; aber ihre Zahl iſt gering, daher die Einzahl „e Gmüeth." (Der Ausdruck hat denſelben Sinn, wie wenn der Schneider in Penſa „ein herrliches Gemüth" genannt wird.) Solchem Gemüth iſt nicht zu gebieten, dem kann nur Gott helfen; daher am Schluß der Wunſch: So geb' dir Gott ꝛc.

Im ſchärfſten Gegenſatz zu jenem Gemüth, dem nur Gott helfen kann, ſteht der Dieb, der gegen Gottes Willen „mit Satans Geheiß und Rath" ſich ſelber helfen will und, weil, wer Arges thut, das Licht haſſet, auf dunkeln Pfaden geht. An den Dieb wendet ſich der Wächter in der erſten Stunde des Tages; dieſe Stunde erwählt ſich ja jener, weil nun auch wohl das in Schmerz und Kummer wachende Gemüth eine ruhige Stunde gefunden hat. Ich will's nicht hoffen, ſetzt der Wächter hinzu. Damit ſpricht er einmal aus, daß das Abſcheuliche der That den Thäter ſelbſt zurückſchrecken werde; zum andern, daß man ſo viel Furcht vor ihm haben werde, ſolche That zu unterlaſſen. Aber, kennend die Macht des Böſen und ſeine Ohnmacht ihm gegenüber, denkt er an die Möglichkeit der That (aber geſchieht's) und thut das Seine mit der Ermahnung „gang heim" und mit der Hinweiſung auf den himmliſchen Richter, der alle unſre Wege ſieht, deſſen Auge hell iſt, aber über ſolchen Miſſethäter nicht heiter ſtrahlt, ſondern zornig funkelt.

Beim Abruf zu Ende der zweiten Stunde, eh's noch tagt, gedenkt der Wächter derjenigen, denen ſchwere Sorge die Nacht

zum mühevollen Tage macht. Denn schwere Sorge nagt am Herzen, so daß schon vor der Zeit der Schlaf hin ist. Sein Bedauern für solche legt der Wächter durch die Anrede „du armer Tropf" an den Tag, weist ihn aber gleich sanft zurecht durch den Hinweis auf Gottes Sorge, die unser Sorgen unnöthig macht.

Eine liebliche Geschichte aus des Dichters eignem Leben ist hier zu erzählen. Hebel bewarb sich aus Veranlassung seines beschwerlichen sorgenvollen Amtes in Karlsruhe noch in seinen ältern Jahren in Person um eine Pfarrstelle zu Freiburg. Er hatte die gesichertste Hoffnung, die Stelle zu erhalten, und begab sich von Freiburg zurück nach Karlsruhe. Auf der Reise übernachtete er in Emmendingen, einem Städtchen zwei Meilen von Freiburg. Schwere Sorgen über das Scheiden aus dem ihm liebgewordenen Karlsruhe ließen ihn erst spät einschlafen. Schon um zwei Uhr weckte ihn wieder der Ruf des Wächters, und er hörte seine eignen Worte. Das stärkte ihn; er blieb in Karlsruhe.

Der letzte Ruf ergeht, da die Morgenstunde am Himmel schwebt, an diejenigen, welche im Frieden den Tag erlebt haben, d. i. „nach einer sanften Nacht des Tags sich erfreuen." Diese sollen vor allem Gott danken, frohen Muth fassen, ans Geschäft gehen und sich gut halten; eine Mahnung, die alles umfaßt, was dazu gehört, um am Ende des Tages mit ruhigem Gewissen wieder ins Bett gehen zu können.

Dieses einfache, köstliche Lied kann noch Veranlassung zu mancherlei Betrachtungen bieten. Namentlich wird man auf die Symmetrie im Bau des Ganzen und der einzelnen Strophen achten, eine Vergleichung mit Liedern ähnlichen Inhalts, z. B. mit dem bekannten Wächterruf von Klaus Harms, anstellen und eine Characteristik des Wächters, der so spricht, nicht unterlassen. Dazu giebt das folgende Gedicht noch reichlichen Stoff. Uns aber soll dieses längere Gedicht noch besser in des Dichters Sprache einführen.

Der Wächter in der Mitternacht.

(WW. I, S. 166.)

(Alemannisch.)	(Wörtliche Uebersetzung.)
„Loset, was i euch will sage! „D' Glocke het Zwölfi gschlage." Wie still isch Alles! Wie verborgen isch was Lebe heißt, im Schooß der Mitternacht	„Höret, was ich euch will sagen! „Die Glocke hat zwölf geschlagen." Wie still ist alles! Wie verborgen ist, Was Leben heißt, im Schooß der Mitternacht,

uf Stroß und Feld! Es tönt kei Menschetritt;
es fahrt kei Wagen us der Ferni her;
kei Husthür gahret, und kei Othem schnuuft,
und nit emol e Möhnli rüeft im Bach.

's litt Alles hinterm Umhang iez und schloft;
und öb mit liichtem Fueß und stillem Tritt
e Geist vorüber wandlet, weißi nit.
Doch was i sag, runscht nit der Tiich? Er schießt
im Leerlauf ab am müede Mühli-Rad,

und näume schliicht der Iltis unterm Dach

de Tremle no, und ineg, do obe zieht
vom Chilchthurm her en Uihl im stille Flug
dur d' Mitternacht, und hangt denn nit im Gwölch
die großi Nacht-Laterne dört, der Mond?
Still hangt sie dört, und d' Sterne flimmere,
wie wemmen in der dunkle Rege-Nacht,
vom wite Gang ermattet, uf der Stroß
an d' Heimeth chunnt, no keine Dächer sieht
und numme do und dört e fründli Liecht.
Wie wird's mer doch uf eimol so kurios?
wie wird's mer doch so weich um Brust und Herz?
As wenni briegge möcht, weiß nit worum;

as wenni 's Heimweh hätt, weiß nit — no was.
„Loset, was i euch will sage!
„D' Glocke het Zwölfi gschlage.
„Und ischs so schwarz und finster do,
„se schine d' Sternli no so froh,
„und us der Heimeth chunnt der Schi';
„'s muß lieblig in der Heimeth sy!"
Was willi? Willi dure Chilchhof goh

Auf Straß und Feld! Es tönt kein Menschentritt;
Es fährt kein Wagen aus der Ferne her;
Keine Hausthür knarret, und kein Athem schnaubt,
Und nicht einmal ein Möhnlein (Unke) ruft im Bach.

's liegt alles hinterm Umhang (Vorhang) jetzt und schläft;
Und ob mit leichtem Fuß und stillem Tritt
Ein Geist vorüber wandelt, weiß ich nicht.
Doch was ich sag! rauscht nicht der Teich? Er schießt
Im Leerlauf (Wasserlauf) hinab vom müden Mühlrad,
Und irgendwo schleicht der Iltis unterm Dach
Dem Balken nach; und sieh! da oben zieht
Vom Kirchthurm her eine Eule im stillen Flug
Durch die Mitternacht; und hängt denn nicht im Gewölk
Die große Nachtlaterne dort, der Mond?
Still hängt sie dort, und die Sterne flimmern,
Wie wenn man in der dunkeln Regennacht,
Vom weiten Gang ermattet, auf der Straß'
An die Heimat kommt, noch keine Dächer sieht
Und nur da und dort ein freundlich Licht.
Wie wird's mir doch auf einmal so eigen?
Wie wird's mir doch so weich um Brust und Herz?
Als wenn ich weinen möcht, weiß nicht, warum;
Als wenn ich's Heimweh hätt, weiß nicht, nach was.
„Höret, was ich euch will sagen!
„Die Glocke hat zwölf geschlagen.
„Und ist's so schwarz und finster da,
„So scheinen die Sternlein noch so froh,
„Und aus der Heimat kommt der Schein;
„'s muß lieblich in der Heimat sein!"
Was will ich? Will ich durch den Kirchhof gehn

ins Unterdorf? Es iſch mer, d' Thür ſeig off,
as wenn die Todten in der Mitternacht
us ihre Gräbere giengen, und im Dorf
e wenig luegten, öb no alles iſch
wie almig. 's iſch mer doch bis dato ken
bigegnet, aß i weiß. Denkwol i thue's,

und rüef de Todte, — nei, ſell thueni nit!

Still willi uf de ſtilli Gräbere goh!
Sie hen io d' Uhr im Thurn, und weiß i denn,
iſch au ſcho ihre Mitternacht verbei?
's cha ſy, es fallt no dunkler alliwil
und ſchwärzer uf ſie abe, — d' Nacht iſch lang.
's cha ſy, es zuckt e Streifli Morgeroth

ſcho an de Berge uf, — i weiß es nit.

Wie iſchs ſo heimli do? Sie ſchloſe wohl,
Gott gunnene's! — e bizli ſchuderig,

ſel läugni nit; doch iſch nit Alles todt,

I hör io 's Unrueih in der Chilche; 's iſch
der Puls der Zit in ihrem tiefe Schlof,
und d' Mitternacht ſchnuuft vo de Berge her.
Ihr Othem wandlet über d' Matte, ſpielt
dört mittem Tſchäubbeli am grüene Naſt,
und pfift dur d' Schleie her am Garte-Hag.
Sie chuuchet füecht an d' Chilche-Mur und chalt!
die lange Fenſter ſchnattere dervo
und 's lopperig Chrüz. Und lueg, do lüftet ſie
en offe Grab! — Du gueten alte Franz,
ſe hen ſie au di Bett ſcho gmacht im Grund,
und 's Deckbett wartet uf di nebe dra,
und d' Liechtli us der Heimeth ſchine drei!

Ins Unterdorf? Es iſt mir, (als ob) die Thür ſei offen,
Als wenn die Todten in der Mitternacht
Aus ihren Gräbern gingen, und im Dorf
Ein wenig ſähen, ob noch alles iſt
Wie ehmals. 's iſt mir doch bis jetzt keiner
Begegnet, daß (ſo viel) ich weiß. Ich denke wohl, ich thue's
Und ruf die Todten, — nein, ſelbiges thu' ich nicht!
Still will ich auf den ſtillen Gräbern gehn.
Sie haben ja die Uhr im Thurm, und weiß ich denn,
Iſt auch ſchon ihre Mitternacht vorbei?
's kann ſein, es fällt noch dunkler (als die irdiſche Mitternacht) auf ſie herab, — die Nacht iſt lang.
's kann ſein, es zuckt ein Streiflein Morgenroth
Schon an den Bergen auf, — ich weiß es nicht.
Wie iſt's ſo heimlich da? Sie ſchlafen wohl,
Gott gönne es ihnen! — ein Bißchen ſchauerlich (iſt es),
Solches läugne ich nicht; doch iſt nicht alles todt,
Ich höre ja die Unruh in der Kirche; 's iſt
Der Puls der Zeit in ihrem tiefen Schlaf,
Und die Mitternacht ſchnauft von den Bergen her.
Ihr Athem wandelt über die Matte, ſpielt
Dort mit dem Strohbüſchel am grünen Aſt
Und pfeift durch die Pfähle her am Gartenhag.
Sie hauchet feucht an die Kirchenmaur und kalt!
Die langen Fenſter ſchnatteren davon
Und das wacklige Kreuz. Und ſieh! da lüftet ſie
Ein offnes Grab! — Du guter alter Franz,
So haben ſie auch dein Bett ſchon gemacht im Grund,
Und das Deckbett wartet auf dich neben dran,
Und die Lichtlein aus der Heimat ſcheinen drein!

He nu, es gohtis alle ſo. Der Schloſ
zwingt Jeden uffem Weg, und eh er gar
in d' Heimeth dure chunnt. Doch wer emol
ſi Bett im Chilchhof het, Gottlob er iſch
zum letze mol do niden übernacht,
und wenn es taget, und mer wachen uf
und chömmen uſe, hemmer nümme wit,
e Stündli öbben, oder nitemol. —
Se ſtolperi denn au no d' Stäpfli ab,
und bi ſo nüechter bliebe hinechtie.

„Loſet, was i euch will ſage!
„D' Glocke het Zwölfi gſchlage.
„Und d' Sternli ſchine no ſo froh,
„und us der Heimeth ſchimmerts ſo,
„und 's iſch no umme chleini Zit.
„Vom Chilchhof het me nümme wit."
Wo bini gſi? Wo bini echterſt iez?
e Stäpfli uf, e Stäpfli wieder ab,
und witers nüt? Nei weger, witers nüt!
Iſch nit 's ganz Dörfli in der Mitternacht
e ſtille Chilchhof? Schloft nit Alles do,
wie dört, vom lange müede Wachen us!
vo Freud und Leid, und iſch in Gottis Hand,
do unterm Strauh-Dach, dört im chüele Grund,
und warte, bis es taget um ſie her?
He, 's würd io öbbe! Und wie lang und ſchwarz
au d' Nacht vom hoche Himmel abe hangt,
verſchloſen iſch der Tag deswegen nie;
und bis i wieder chumm, und no ne mol,
ſe gen mer d' Gühl ſcho Antwort, wenni rüef,
ſe weiht mer ſcho der Morgeluft ins Gſicht.
Der Tag verwacht im Tanne-Wald, er lüpft

He nun, es geht uns allen ſo. Der Schlaf
Zwingt jeden auf den Weg, und ehe er gar
In die Heimat durch ihn kommt. Doch wer einmal
Sein Bett im Kirchhof hat, Gottlob, er iſt
Zum letzten mal da unten übernacht;
Und wenn es taget, und wir wachen auf,
Und kommen heraus, haben wir nicht mehr weit,
Ein Stündlein etwa, oder nicht einmal.
So ſtolpre ich denn auch noch die Stufen hinab,
Und bin ſo nüchtern geblieben die Nacht hindurch.
„Höret, was ich euch will ſagen!
„Die Glocke hat zwölf geſchlagen.
„Und die Sternlein ſcheinen noch ſo froh.
„Und aus der Heimat ſchimmert's ſo,
„Und es iſt noch hin eine kleine Zeit.
„Vom Kirchhof hat man nicht mehr weit!"
Wo bin ich geweſen, wo bin ich wohl jetzt?
Eine Stufe auf, eine Stufe wieder hinab,
Und weiter nichts? Nein wahrlich, weiter nichts!
Iſt nicht das ganze Dörflein in der Mitternacht
Ein ſtiller Kirchhof? Schläft nicht alles da
Wie dort, vom langen, müden Wachen aus!
Von Freud und Leid, und iſt in Gottes Hand,
Da unterm Strohdach, dort im kühlen Grund,
Und warten, bis es taget um ſie her.
Nun, es wird ja etwa (einſt noch, nämlich tagen)! Und wie lang und ſchwarz
Auch die Nacht vom hohen Himmel herabhängt,
Verſchlafen iſt der Tag deswegen nie.
Und bis ich wieder komm und noch einmal,
So geben mir die Hähne ſchon Antwort, wenn ich rufe,
So weht mir ſchon die Morgenluft ins Geſicht.
Der Tag erwacht im Tannenwald, er lüftet (hebt in die Höhe)

alsgmach der Umhang obſi; 's Morgeliecht,
es rieſlet ſtill in d' Nacht, und endli wahlt's

in goldne Strömen über Berg und Thal.
Es zuckt nnd wacht an allen Orte; 's goht
e Lade do und dört e Husthür uſ,
und 's Lebe wandlet uſe frei und froh.

Du liebi Seel, was wirds e Firtig ſy,

wenn mit der Zit die letzti Nacht verſinkt,
und alli goldne Sterne groß und chlei,
und wenn der Mond und 's Morgeroth und d' Sunn
in Himmels-Liecht verinnen, und der Glaſt
bis in die tiefe Gräber abe bringt,
und d' Muetter rüeft de Chindlene: „'s iſch Tag!"
und Alles uſem Schlof verwacht, nnd do
ne Lade uſgoht, dört e ſchweri Thür!
Die Todte luegen uſe iung und ſchön.
's het menge Schade guetet übernacht,

und menge tiefe Schnatte bis ins Herz

iſch heil. Sie luegen uſe gſund und ſchön,
und tunke 's Gſicht in Himmels-Luft. Sie ſtärkt
bis tief ins Herz — o wenns doch bald ſo chäm!
„Loſet, was i euch will ſage!
„D' Glocke het Zwölfi gſchlage.
„Und d' Liechtli brennen alli no;
„der Tag will iemerſt no nit cho.
„Doch Gott im Himmel lebt und wacht,
„er hört wohl, wenn es Vieri ſchlacht."

Allmählich den Umhang ob ſich (aufwärts); das Morgenlicht,
Es rieſelt ſtill in die Nacht, nnd endlich wallt's
In goldnen Strömen über Berg nnd Thal.
Es zuckt und wacht an allen Orten; 's geht
Ein Laden da und dort eine Hausthür auf,
Und das Leben wandelt heraus frei und froh.
Du liebe Seel', was wird's ein Feiertag ſein,
Wenn mit der Zeit die letzte Nacht verſinkt,
Und alle goldnen Sterne groß und klein,
Und wenn der Mond und das Morgenroth und die Sonne
In Himmelslicht verrinnen, und der Glanz
Bis in die tiefen Gräber hinab bringt,
Und die Mutter ruft den Kindlein: „es iſt Tag!"
Und alles aus dem Schlaf erwacht, und da
Ein Laden aufgeht, dort eine ſchwere Thür!
Die Todten ſehen heraus jung und ſchön.
Es hat mancher Schaden gegutet (ſich gebeſſert) übernacht,
Und manche tiefe Wunde (eig. Schnittwunde) bis ins Herz
Iſt heil. Sie ſehen heraus geſund und ſchön
Und tauchen das Geſicht in Himmelsluft. Sie ſtärkt
Bis tief in's Herz — o wenn's doch bald ſo käm!
„Höret, was ich euch will ſagen!
„Die Glocke hat zwölf geſchlagen
„Und die Lichtlein brennen alle noch;
„Der Tag will jemerſch noch nicht kommen.
„Doch Gott im Himmel lebt und wacht,
„Er hört wohl, wenn es viere ſchlägt."

Gewiſſe Abweichungen der Dialecte in den ſyntactiſchen Verhältniſſen des Satzes, für den Forſcher von der allergrößten Bedeutung, treten für den Leſer dialectiſcher Gedichte, zumal auch der hochdeutſche Dichter ſich großer Freiheiten bedient, verhältnißmäßig zurück. Daher ſollen in Bezug auf das letzte Gedicht nur diejenigen Abweichungen und Eigenthümlichkeiten hervorgehoben werden, welche

dem Verſtändniß desſelben entgegenſtehen könnten, Die beigefügte Ueberſetzung wird die meiſten Schwierigkeiten ſchon beſeitigt haben.

V. 7. Kei Hausthür gahret. Gahret, nur dem Sinn nach durch „knarret" übertragen, iſt eine eigenthümliche dialectiſche Bildung, die ſich etymologiſch richtiger durch „quarret" wiedergeben ließe.

Denn die Wurzel dieſes Wortes iſt jedenfalls char. Dieſe Wurzel hat den Grundbegriff des Geräuſches; und es ſind auf ſie zurückzuführen die Wörter quarren, kehren, kirren, girren und das ahd. cheran = wehklagen, das in dem wetterauiſchen gerren = laut weinen am reinſten erhalten iſt. Von cheran iſt das ahd. chara, Leid, abzuleiten, mit welchem Karfreitag, Karwoche zuſammengeſetzt iſt.

V. 8. Und nit emole Möhnli rüeft im Bach. Möhnli d. i. Maifröſchlein, Unke, vom alten moen d. i. Mai. li, auch im ſchweizeriſchen Dialect gewöhnlich, iſt die hochd. Verkleinerungsſilbe lein. Ahd. wurde durch ili verkleinert. Daraus entwickelten ſich die mhd. Verkleinerungsſilben el (kindel), li (blüemeli) und elin (kindelin). Während nun die nhd. Sprache das elin in der Umbildung lein (elein) ſich aneignete, hielt der Dialect die zweite Silbe feſt: Möhnli, Sternli, Streifli u. v. a. — Eine Eigenthümlichkeit des alemanniſchen Dialectes iſt es weiter, daß er einen ſehr ausgedehnten Gebrauch nicht nur von den hauptwörtlichen, ſondern auch von den zeit- und eigenſchaftswörtlichen Verkleinerungsſilben macht (pöpperle = ſchnell und ſchwach klopfen, güggele = durch eine kleine Oeffnung gucken, bitzeli = wenig). Das giebt ihm eine naiv kindliche Färbung, die im Nhd. auf keine Weiſe zu erreichen iſt.

V. 9. 's litt alles hinterm Umhang iez und ſchloft. litt (liegt), dialectiſche Vernachläſſigung des inlautenden Conſonanten, zurückzuführen auf das Streben des Dialectes nach Kürze, das ſich namentlich dann äußert, wenn eine Häufung von Mitlauten eintritt. Vgl. as für als V. 26.

Umhang ein Wort, das auch im Hochd., aber in andrer Bedeutung vorkommt. Im Mhd. wird es in demſelben Sinn wie hier häufig gebraucht.

V. 10. Und öb mit liichtem Fueß. Öb für ob, dialectiſche Eigenthümlichkeit, das Gegentheil von dem, was wir oben als Verdunkelung des Vocals kennen gelernt haben.

Namentlich wird von den Dialecten das kurze u gern in o, das

ei in ii verwandelt. Das Letztere aber ist häufig eine Bewahrung des frühern Mitlautes. So V. 12 Tiich, ahd. dîch; V. 14 ſchliicht, mhd. slîcht.

V. 12. ruuſcht, mhd. rûscht, also Erhaltung des frühern Selbſtlautes, und zwar (anders als bei uf) mit Bewahrung der Länge.

V. 13. Leerlauf, eine eigenthümliche dialectiſche Wortbildung, die auch im Hochd. möglich wäre. Das Wort bezeichnet einen Kanal zur Ableitung des Waſſers neben den Mühlenrädern. Jedenfalls ſehen wir aus dieſem Beiſpiele, daß die hochd. Sprache zu ſchnell in der Annahme fremder Wörter iſt.

V. 14. Näume = irgendwo, eigenthümliche dialectiſche Wortbildung, deren Elemente in das älteſte Deutſch zurückführen.

V. 15. Tremle = Balken, Verkleinerungsform vom mhd. trâme, Balken.

V. 16. Chilchthurm für Kirchthurm. Ueber das anlautende Ch ſ. oben; das l ſteht dialectiſch für r, findet ſich übrigens bei dieſem Worte ſchon im Ahd.

Der Wechſel der ſogenannten flüſſigen Conſonanten (l, m, n, r) unter einander iſt auch in hochd. Bildungen häufig. Vgl. Beſen und Beſem, Broden und Brodem, Thurn (V. 43) und Thurm; kommen und Ankunft, ziemen und Zunft, nehmen und Vernunft, Scheuer und Scheune. Alemanniſch vgl. chunnt für kommt V. 22, numme für nur V. 23, mer für man V. 24. Das R iſt außerdem in einigen Bildungen an Stelle eines früheren S getreten, das ſich aber auch erhalten hat, z. B. frieren und Frieſel vom ahd. vriosan, mhd. vriesen. Aehnlich verlieren und Verluſt, erküren und erkieſen, war und geweſen.

Uihl, Erhaltung des mhd. i in ûwilâ, Eule, eig. Heulvogel, vom mhd. hiulen, heulen. Davon auch huwo, Uhu.

V. 17. dur ſchließt ſich an das ahd. und mhd. durh und dur. Schon im Mhd. verwandelt ſich h in ch, ch in h.

Vgl. ſehen und Geſicht, geſchehen und Geſchichte, ſchmähen und Schmach, jäh und jach, zäh und zach; landſchaftlich Biech für Bieh, Schuch (und Schuk) für Schuh.

V. 24. kurios, ein lateiniſches Wort, das auch im Hochd. ungefähr in demſelben Sinn wie hier gebraucht wird. Dasſelbe gilt von dato V. 39.

V. 26. brieggen, einer von den zahlreichen landschaftlichen Ausdrücken für das hochd. weinen. Vgl. flennen, greinen, grinzen, grunzen, gerren, quarren u. a.

V. 35. feig für sei, erinnert an den gothischen Conjunctiv sijái, dessen j aber schon im Ahd. verschwunden ist. Eine ähnliche alemannische Bildung ist heig für habe.

V. 40. aß für daß, durch Vernachlässigung des Anlautes entstanden, noch auffallender als 's für es, 'n bei Claudius für ein und einen, aber weniger stark als 's für das Geschlechtswort das „'s ganz Dörfli" V. 84.

V. 46. abe = herab, ganz, wie das mhd. abe.

V. 55. Tschäubbeli, „Strohbüschel als Warnungszeichen an verbotnen Wegen", Verkleinerungsform von Schaub, Strohbund.

V. 57. Scheie, Palliſaden, Zaunstäbe um den Garten.

V. 60. lopperig = lotterig, wacklig u. dgl., eine landschaftliche Bildung vom schwäb. loppern, d. i. lose, unbefestigt sein.

V. 73. Stäpfli, Verkleinerungsform vom mhd. der stapfe (wovon auch abgeleitet die „Staffel", womit zusammengesetzt „Fußstapfe").

V. 74. hienechtie = diese Nacht; eine dem bekannten hint oder heint (nicht: heunt) ganz entsprechende Bildung. Nur ist hier die Kürzung noch stärker. Im Ahd. nämlich giebt es hî-naht d. i. diese Nacht, aus welchem sich „hinte" und jene alem. Form entwickelt haben. Durch einen ähnlichen Bildungsvorgang sind entstanden „heut" aus ahd. hiutû d. i. diesen Tag und „heuer" aus ahd. hiurû d. i. dieses Jahr.

V. 81. echterst = etwa, wohl, landschaftliche Bildung, die dem mhd. eht d. i. „halt, nun, nun einmal, vielleicht wohl", zugehört.

V. 83. wegers = wahrlich, aus welchem Worte es verdorben ist, wie sapperment aus Sakrament und viele andre Fluch- und Schwurwörter.

V. 94. Guhl = Hahn, Gühl = Hähne, jedenfalls urgermanischer Abkunft, wie das oben erwähnte galan, singen, dessen Wurzel auch in dem latein. gallus, Hahn, enthalten ist.

V. 96. lüpfen = lüften d. i. eig. „in die Luft heben", also = in die Höhe heben; die niederd. Form dafür mit ch ist lichten („die Anker lichten"), ein Wort, welches mit „Licht" gar nichts zu thun hat.

So noch niederdeutsch sacht = sanft (ohne n), Kracht = Kraft, Lucht = Luft, luchdi = luftig u. a.; altniedersächs. Hacht für Haft; selbst hochd. Nichte aus dem von ahd. nëfo (Neffe) abgeleiteten ahd. nift; Schlucht aus dem mhd. sluft, das uns in Schluft ebenfalls noch erhalten ist. (Verwandte davon sind Schlüpfe, schlüpfen, Schlupfwinkel. Das pf geht in p und f, das f weiter in ch über, namentlich in den Volksmundarten, die das schwerfällige pf nicht lieben). Man nennt diese etwas seltne Erscheinung, nach welcher Consonanten ein und derselben Lautstufe, aber verschiedener Sprachwerkzeuge (s. S. 131) in einander übergehen, Lautwechsel. Es sollen sogar gotte, tote und bate (alle drei = Pathe, das vom latein. pater = Vater abgeleitet wird — Gevatter ist = Gevater d. i. Mitvater) ein und dasselbe Wort sein.

V. 107. Glast = Glanz, hat mit diesem Worte, wie mit glatt, Glatze, glimmen, glimmern, glühen, gleißen, glitzern, niederd. glinstern u. a. ein und dieselbe Wurzel. Glast findet sich auch bei Luther: O Herr, durch deines Lichtes Glast zu dem Glauben versammelt hast ꝛc.

V. 114. Schnatte durch Verdunkelung des inlautenden Selbstlautes für Schnitte d. i. Schnittwunde.

V. 116. Tunken landschaftlich und weniger edel als „tauchen", mit dem es sinnverwandt, aber nicht etymologisch verwandt ist.

V. 121. Jemerst, Empfindungswort der Klage und Sehnsucht, wahrscheinlich aus „o Jesus" in ähnlicher Weise verdorben, wie „weger" aus „wahrlich."

Durch diese für manchen vielleicht nicht durchaus interessanten Untersuchungen möchte ich namentlich dreierlei erreichen: 1. daß der Leser das den Hebel'schen Gedichten beigegebne, beim Lesen hie und da immer noch nöthige Glossar in nicht gar zu äußerlicher Weise gebrauche; 2. daß er lerne, in seiner nächsten Umgebung mit hörenden Ohren Achtung geben. Es ist in manchem ein Segen, das beim ersten Hören gemein klingt; 3. daß der Leser eine Grundlage gewinne für die richtige Auffassung des Verhältnisses des Dialectes zur hochdeutschen Sprache.

§. 17. Dialect und Hochdeutsch.

Aus den obigen Untersuchungen ist dies Eine gewiß jedem Leser mit der größten Bestimmtheit herausgetreten, daß der alemannische

Dialect nicht etwa ein verdorbenes Schriftdeutsch ist, sondern, in manchen Beziehungen dieses an Wohlklang, Formenreichthum, organischer Formenentwicklung überragend, vielmehr im Mittelhochdeutschen wurzelt, und, während das Neuhochdeutsche einen andern Weg der Entwicklung weiter gegangen ist, allermeist auf der Stufe des Mittelhochdeutschen stehen geblieben ist. Aehnliches gilt von allen übrigen Dialecten; keiner ist ein verdorbenes Hochdeutsch. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß manche Bildungen als Mißbildungen angesehen werden müssen; und dieser finden sich im allgemeinen desto mehr, je früher der Dialect aufhörte, schriftgemäß zu sein.

Die meisten europäischen Sprachen gehören einem Sprachstamm an, dem indo-germanischen. An diesem Sprachstamm bilden die deutschen Sprachen nur einen Ast*), und dieser theilt sich in vier Hauptzweige:

a) die gothische Sprache,
b) die nordische Sprache,
c) die niederdeutsche Sprache,
d) die hochdeutsche Sprache.

a) Die **gothische** Sprache wurde gesprochen von den östlich wohnenden deutschen Stämmen, unter denen die Gothen der edelste und bedeutendste waren. Ihr Bischof Ulfilas (geb. 318, † 380) übersetzte die h. Schrift in die gothische Sprache; und diese Uebersetzung, das älteste schriftliche Denkmal deutschen Geistes, und darum von der allergrößesten Wichtigkeit, ist zum Theil auf uns gekommen.

Probe des Gothischen.

Atta **) unsar thu in himinam,
Vater unser du im Himmel,
veihnai namo thein.
geweiht werde der Name dein.
Qimai thiudinassus theins.
Es komme das Reich ***) deins.

*) Die übrigen europäischen Aeste sind: die griechische und lateinische (mit der französischen, italienischen, spanischen ꝛc.) Sprache, die slawischen Sprachen (russisch, polnisch, wendisch u. a.), die altpreußische Sprache mit der litthauischen und die keltische Sprache.

**) Vgl. das alemannische Aetti.

***) Eigentlich die Volksherrschaft.

vairthai vilja theins sve in himina jah ana airthai.
Es werde der Wille dein wie im Himmel und auch auf Erde.
Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himmadaga.
Laib unſern den allzeitigen gieb uns dieſen Tag.
Jah aflet uns thatei sculans sijaima,
Und ablaß uns, das ſchuldig wir ſind,
snasve jah veis afletam thaim skulam unsaraim.
ſo wie auch wir ablaſſen den Schuldnern unſern.
Jah ni briggais uns in fraistubnjai.
Und nicht bringeſt du uns in Verſuchung.
ak lausei uns af thamma ubilin.
Sondern löſe uns von dem Uebel.
unte theina ist thiudangardi ja mahts ja vulthus in aivins. amen.
Denn dein iſt das Reich*) und die Macht und die Ehre in Ewigkeit. Amen.

b) Die **nordiſche** Sprache, geſprochen von den in Norden wohnenden deutſchen Völkerſchaften, namentlich in Norwegen, trieb auf der Inſel Island ihre ſchönſten Blüthen (die eddiſchen oder Edda-Lieder).

Probe daraus.

Atli Jarlson stoth einn dag vith lunnd noccorn;
Atli Jarl's Sohn ſtand einen Tag am Wald nahe;
en fugl sat i limonou uppi yfir hanom,
ein Vogel ſaß in Zweigen oben über ihm,
oc hafti heirt til,
und hatte gehört zu,
at hans men kallauths vaenster konor thaer
daß ſeine Männer nannten (die) feinſten Weiber die,
er Hiorvathr atti.
welche Hiorvathr hatte.

Die jetzige däniſche und ſchwediſche Sprache ſind Töchter der altnordiſchen und werden neunordiſche genannt.

c) Die **niederdeutſche** Sprache wurde in verſchiedenen Mundarten geſprochen von den Angelſachſen, den Frieſen und Sachſen. Einiges Angelſächſiſche und Frieſiſche, ſowie ein werthvolles Denkmal der uns zunächſt ſtehenden altſächſiſchen Mundart, der Heliand (d. i. Heiland), iſt bis auf unſre Tage gekommen. Der Heliand iſt nach der gewöhnlichen Annahme im Auftrage Ludwigs des Frommen, alſo im 9. Jahrh., durch einen ſächſiſchen Bauer gedichtet (vgl. §. 32).

*) Eigentlich das Volksgebiet. Dieſes Wort und das obige thiudinassus ſind Zuſammenſetzungen mit goth. thiuda, ahd. diot, das Geſchlecht, Volk, wovon „deutſch, Dietrich (niederd. Dietz, Dietzſchle), denten“ u. a.

Probe daraus.

Ik an thina hendi befilhu,	Firio drohtin.
Ich in deine Hände befehle,	(Zum) lebenden Herren.
quat hie —	Ghinegida thuo is hobid,
ſprach er —	Neigte dann ſein Haupt,
Minon gest an godes willion.	Helagon athom
Meinen Geiſt in Gottes Willen.	Heiligen Athem
Hie ist nu garo the thiu,	Liet fan themo likhamen.
Er iſt nun bereit dazu,	Ließ er von dem Leichnam.
Sus te faranne	
Fertig zu fahren	

d) Die **hoch-** oder **oberdeutſche** Sprache, ſo genannt, weil ſie von den Stämmen geſprochen wurde, welche in dem höher gelegenen, ſüdlichen Theile Deutſchlands ihre Wohnſitze hatten, entfaltete ſich ebenfalls in mehreren Mundarten, der alemanniſchen oder ſchwäbiſchen, der bairiſchen und fränkiſchen; und es ſchloß ſich an dieſe, gleichſam als Mittelglied zwiſchen dem Ober- und Niederdeutſchen, die heſſiſch-thüringiſche Mundart. Bis zum 12. Jahrh. herrſchte die fränkiſche Mundart vor, eine Folge der bekannten Beſtrebungen Karls d. G. um Hebung und Bildung der deutſchen Sprache. Alles Hochdeutſche, was bis zu dieſer Zeit geſchrieben iſt, begreift man unter dem Namen des Althochdeutſchen.

Probe des Althochdeutſchen
(Anfang des Ludwigsliedes).

Einan Kuning weiz ih,	Kind uuarth her faterlos,
Einen König weiß ich,	(als) Kind ward er vaterlos,
Heizsit her hludnig,	Thes uuarth imo sar bnoz.
heißet er Ludwig,	des ward ihm bald Buße (Erſatz)
Ther gerno gode thionot,	Holoda inan truhtin,
der gerne Gott dienet,	es holte (berief) ihn der Herr
Ih uueiz, her imo's lonot.	Magaczoga uuarth her sin.
ich weiß, er ihm es lohnet.	Meiſter ward er ſein.

Seit der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts erhebt ſich die oberdeutſche Sprache immer entſchiedner zur Schriftſprache; und zwar tritt nun der ſchwäbiſch-alemanniſche Dialect, der weicher und wohlklingender iſt als der fränkiſche, in den Vordergrund. Das Hoch- oder Oberdeutſche des 12. und 13. Jahrhunderts bis zum 16. Jahrhundert hin nennt man das Mittelhochdeutſche.

Probe des Mittelhochdeutſchen
(aus dem Nibelungenliede).

Ez troumde Kriemhilte in tugenden der sie pflac,
Es träumte Kriemhilde in Tugenden deren ſie pflag,
wi si einen valken wilden züge manegen tac,
wie ſie einen Falken wilden zöge manchen Tag,
den ir zwên arn erkrummen, daz si daz muoste sehen:
den ihr zwei Aare erpackten, daß ſie das mußte ſehen:
ir enkunde in dirre werlde nimmer leider sîn geschehen.
ihr konnte in dieſer Welt nimmer leider ſein geſchehen.

Den troum si dô sagete ir muoter Uoten.
Den Traum ſie da ſagete ihrer Mutter Ute.
sin kunde in niht bescheiden baz der guoten:
ſie (nicht) konnte ihn nicht auslegen baß der guten:
„der valke den du ziuhest, daz ist ein edel man,
„der Falke den du zieheſt, das iſt ein edler Mann,
in welle got behüeten, du muost in schiere vloren hân.“
ihn wolle Gott behüten, du mußt ihn ſchier verloren haben.“

Zur Zeit dieſer zweiten Periode des Hochdeutſchen iſt auch das Niederdeutſche als ſogenanntes Mittelniederdeutſch noch ſchriftgemäß. Das bedeutendſte uns erhaltene niederdeutſche, und zwar niederſächſiſche Product dieſes Zeitraums iſt eine Ueberſetzung der uralten Sage von Reinhart dem Fuchs, der niederdeutſch „Reinecke Vos“ heißt.

Probe daraus.
(Es wird die Wohnung des Fuchſes, Malepertaus, beſchrieben.)

Malepertûs was der winkel vul,
Malepertaus war der Winkel voll,
hier ên gat vnd gindert ên hol,
hier ein Loch und dort eine Höhle,
hadde mannige krumme, enge vnd lank,
hatte manche Krümme, enge und lang,
vnd hadde ôk mannigen seltsen ûtgank,
und hatte auch manchen ſeltſamen Ausgang,
de he tôdêde vnd tôslôt,
den er zuthat und zuſchloß,
alse he vornam, dat he des hadde nôt.
wenn er vernahm, daß er des hatte Noth.
Wan he dâr jennigen rôf inbrochte,
Wenn er da irgend einen Raub einbrachte,
edder wan he wuste, dat men ene sochte
oder wenn er wußte, daß man ihn ſuchte

umme syne valsche missedât,
um ſeine falſche Miſſethat,
so vant he dâr den nouwesten rât.
ſo fand er da den feinſten Rath.
mannich dêr in simpelheit ôk dâr inlêp,
manch Thier in Einfalt auch da hineinlief,
dat he darin vorretliken grêp.
daß er darin verrätheriſch griff.

Seit der Reformation iſt die niederdeutſche Mundart nicht mehr in namhafter Weiſe Schriftſprache geweſen. Dies hängt einestheils damit zuſammen, daß das norddeutſche Volk, da es ſich mit ſolcher Innigkeit der gereinigten Lehre entgegenſtreckte, mit der Lutherſchen Bibel, dem Lutherſchen Katechismus, den Lutherſchen Liedern, Predigten ꝛc. auch Luthers Sprache liebgewann*); anderntheils damit, daß dieſe, ein neu entſtandnes Hochdeutſch, ihre Herrſchaft über ganz Deutſchland auch in andern als religiöſen Dingen entfaltete.

Schon ſeit dem 14. Jahrhundert nämlich hatte ſich bei dem geſteigerten Verkehr der deutſchen Volksſtämme unter einander eine Miſchmundart, namentlich aus oberdeutſchen Mundarten gebildet, härter als das Mittelhochdeutſche, dieſem aber an Formenreichthum überlegen. Den Kern dieſer Miſchmundart bildete die oberſächſiſche Mundart, die in Oberſachſen und im fränkiſchen Kreiſe geſprochen wurde. Man nennt ſie die meißniſche Mundart; doch war nicht die Stadt Meißen, ſondern Nürnberg, der damalige Hauptſitz deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft, der litterariſche Mittelpunkt derſelben. Von Nürnberg z. B. ging im Geburtsjahre Luthers eine deutſche Bibel aus, deren Sprachformen im weſentlichen mit Luthers Bibelſprache übereinſtimmen. In den meißniſchen Städten aber wurde dieſe Mundart mit großem Geſchick zur Darſtellung von Rechtsverhältniſſen benutzt, eine Nachwirkung von der durch die Sachſen ſchon ſeit dem Anfang des 13. Jahrh. geübten geſetzſammelnden und geſetzgebenden Thätigkeit (Sachſenſpiegel, das älteſte deutſche Geſetzbuch, angeblich durch den thüringiſchen Schöffen Eike von Repgow

*) Doch iſt noch 1621 eine Bibel in niederdeutſcher Sprache erſchienen; und es wird angenommen, daß z. B. in Mecklenburg das Plattdeutſch bis zum 30jährigen Kriege Schul- und Kirchenſprache geweſen iſt; auch iſt es ſicher, daß ebenda ſelbſt noch um das Jahr 1740 an einzelnen Orten plattdeutſch geprebigt worden iſt.

1215—1235 verfaßt)*); und durch dieſen Umſtand wurde ſie nicht nur handlicher für den Schriftgebrauch, ſondern auch in weiten Kreiſen bekannt und beliebt, ja zur „gemeinen (allgemeinen) Sprache.“ In dieſe gemeine Sprache nun überſetzte Luther die heilige Schrift, in dieſer dichtete er ſeine Lieder, ſchrieb ſeine proſaiſchen Werke. Er ſpricht ſich darüber ſelbſt aus: „Ich habe keine gewiſſe, ſonderliche, eigene Sprache im Deutſchen, ſondern brauche der gemeinen deutſchen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verſtehen mögen. Ich rede nach der ſächſiſchen Canzlei, welcher nachfolgen alle Fürſten und Könige in Deutſchland. Alle Reichsſtädte und Fürſtenhöfe ſchreiben nach der ſächſiſchen und unſeres Fürſten Canzlei; darum iſt's auch die gemeinſte deutſche Sprache.“

Vorzugsweiſe durch Luthers Einfluß überſchritt im Anfange des 16. Jahrh. jene gemeine Sprache die Grenze zwiſchen dem Oberdeutſchen und Niederdeutſchen**) nach beiden Seiten und wurde in einem ganz andern Sinne zum Hochdeutſchen, als wir dieſen Ausdruck bis jetzt gebraucht haben. Bis dahin nämlich war ober- und hochdeutſch gleichbedeutend und ſtand als das auf den Höhen geſprochene Deutſch dem in der Niederung geſprochenen entgegen. Nun bildete ſich der Gegenſatz zwiſchen der hochdeutſchen Sprache und zwiſchen den oberdeutſchen und niederdeutſchen Mundarten.

Zu den oberdeutſchen Mundarten gehören die alemanniſche, ſchwäbiſche, ſchweizeriſche, bairiſche, tiroliſche und öſterreichiſche Mundart; zu den niederdeutſchen die weſtfäliſche, mecklenburgiſche, holſteiniſche, pommerſche und märkiſche. Die ſchleſiſche, oberſächſiſche, thüringiſche, heſſiſche und fränkiſche Mundart pflegt man mitteldeutſche Mundarten zu nennen. Die oberdeutſchen Mundarten lieben

*) Einige Meißner, darunter Heinrich der Erlauchte, der Entdecker der erzgebirgiſchen Silberbergwerke, hatten ſich früher auch als Minneſänger ausgezeichnet.

**) Dieſe Grenze, in der Nähe von Aachen beginnend, zieht ſich von da zunächſt nach der Maas hin, ſodann über Düſſeldorf und das Rothhaargebirge nach Heiligenſtadt zu; nun geht ſie über den ſüdlichen Rand des Harzes (Ballenſtädt, Meisdorf, Sandersleben) nach Staßfurt und Calbe; von da, dem Lauf der Saale und Elbe folgend, nach Wittenberg; von hier an in etwas unbeſtimmter Richtung über Jeſſen, Schweinitz, Luckau, Kalau und Kottbus nach der Oder bei Croſſen und Züllichau. Weiter öſtlich wird, wie in einem Theil der Lauſitzen ſlawiſch oder deutſch oder ſlawiſch-deutſch geſprochen.

die längern, breitern Vocale und Doppellaute (au, eu, ei) und die harten, ziſchenden, doppelten Conſonanten (z, ß, ſch, ch, pf), die niederdeutſchen ziehen die kurzen, einfachen Vocale und die weichen, einfachen Conſonanten (d, t, k, p) vor. Auch hinſichtlich der Flexion zeigen ſich auffallende Verſchiedenheiten. Die niederdeutſchen Dialecte haben z. B. keinen Dativ und mit wenigen Ausnahmen keinen Conjunctiv. Endlich hat jede Mundart eine Menge eigenthümlicher Wörter, Redensarten und Redewendungen. Die Mundarten der mitteldeutſchen Länder vermiſchen und mildern naturgemäß die Eigenthümlichkeiten der ober- und niederdeutſchen Mundarten. Oefter, namentlich in gebirgigen Gegenden, doch z. B. auch in Hinterpommern, theilt ſich ein Dialect in mehrere, mitunter nur auf einem beſchränktem Gebiet geſprochene Nebendialecte. Vermiſchung mit frühern Bewohnern oder ſpätern Anſiedlern oder benachbarten fremden Volksſtämmen bringt weſentliche Verunreinigungen der Dialecte zuwege. Einen unreinen Dialect ſprechen z. B. die deutſchredenden Wenden in der Ober- und Niederlauſitz. — Eine Sprachkarte von Deutſchland iſt herausgegeben von Bernhardi, Kaſſel 1844. 1 Thlr. 15 Sgr.

Welches Anſehen gerade Luthers Weiſe, dieſes neue, von mancherlei Schwankungen natürlich noch nicht freie Hochdeutſch zu ſchreiben, ſich errang, ſieht man daraus, daß nach der Mitte des Jahrhunderts der Grammatiker Clajus, ein geborener Herzberger, Luthers Sprache als die für den ſchriftlichen Gebrauch allein berechtigte erklären konnte. Clajus' Grammatik wurde nicht weniger von den Katholiken, ſelbſt von den Jeſuiten, als von den Proteſtanten, nicht weniger von den Niederdeutſchen, als von den Oberdeutſchen gebraucht, und ſo war gegen Ende des Jahrhunderts Luthers Sprache die allgemeine deutſche Schrift- und Gelehrtenſprache. Die Mundarten aber fielen immermehr der Vernachläſſigung, ſelbſt der Verachtung anheim, namentlich, und zwar weil ſich der gebildete Niederdeutſche der örtlichen Mundart auch im mündlichen Verkehr nicht mehr bediente, die niederdeutſchen, die man als die Mundarten des platten (flachen) Deutſchlands gar bald in einem verächtlichen Sinne als Plattdeutſch, d. i. „gemeines, grobes, bäuriſches" Deutſch bezeichnete und in gebildeten Kreiſen ſogar zur Beluſtigung mißbrauchte. Eigentlich ſind erſt durch Hebels Gedichte zu Anfange dieſes Jahrhunderts zunächſt die oberdeutſchen, ſodann die niederdeutſchen Mundarten, wie wir ſehen werden, zu einer Ehre gekommen, die ihnen kaum gebührt.

Unterdes hat auch das Hochdeutſche Wandlungen durchgemacht, die einer oberflächlichen Betrachtung das jetzige Hochdeutſch als ganz verſchieden von dem Luther'ſchen Hochdeutſch erſcheinen laſſen. „Verglichen mit Luthers Sprache in ſeiner Ueberſetzung der heiligen Schrift, hat unſer moderner Styl die alte Naivetät und Einfalt, hat er Mannheit, Bildkraft, Treuherzigkeit, Anſchaulichkeit, Herzenswitz, treffende Kürze, noble Derbheit und das geſunde Korn eingebüßt.“ (Goltz.) Wie ſehr ſich zugleich die äußere Schale, die Schreibung der Wörter, geändert hat, das ſollen einige Proben zeigen.

Probe aus dem 16. Jahrhundert.

„— — Ich habe, ſampt ettlichen andern, zum gutten anfang vn vrſach zugeben denen die es beſſer vermügen, ettliche geyſtliche lieder zu ſamen bracht, das heylige Euangelion, ſo itzt von Gottes gnaden widder auff gangen iſt, zu treyben vnd ynn ſchwanck zu bringen, das wyr auch vns möchten rhümen, wie Moſes ynn ſeym geſang thut, Exo. 15. Das Chriſtus vnſer lob vnd geſang ſey, vnd nichts wiſſen ſollen zu ſingen noch zu ſagen, denn Jheſum Chriſtum vnſern Heyland, wie Paulus ſagt. 1 Cor. 2.“ (Luther in der „Vorrhede“ zu einem „Geyſtlichen geſangk Buchleyn. Wittemberg. M. D. XXiiij.“)

Probe aus dem 17. Jahrhundert.

Als unlangſten in Teutſchliebender Geſellſchaft vernünftig erwehnet worden: die Teutſche Poeterey were ſehr ſchwer zu erlernen; dieweil man nicht nur den Laut, und das Maß der Syllben, wie bei den Griechen und Lateinern, beobachten müſſe; ſondern auch benebens verbunden ſey, den Abſchnitt und den Reimſchluß, mit unverruckter Ordnung der Wörter, in allen Zeilen, genauſichtig zu behalten: da hingegen in andern Sprachen kein Reimſchluß, und zuweilen kein Abſchnitt, vonnöhten; die Wörter aber nach Erheiſchung deß Gebänds zu verſetzen freyſtehe. Hierauf habe ich, nach meiner geringen Wiſſenſchaft dieſer Sachen, geantwortet: daß hingegen zu betrachten; wie uns unſre Mutterſprach bekanter ſeyn ſoll, als keine fremde; wie die langen und kurtzen Syllben leichtlich zu erkennen; wie der Reimwörter ſehr viel und der Abſchnitt, wegen derſelben völliger Wahl, ſowol als die natürliche Ordnung der Rede leichtlich könne gefüget werden. Wann wir, ſetzte ich darzu, mit der Zeit, wie mit gegenwärtigem Wein, umgiengen, ſo ſolte man die Dicht- und Reimkunſt, in VI Stunden, wonicht vollkömmlich, iedoch zur Noht, faſſen, und verſtehen können. („Poetiſcher Trichter, Die Teutſche Dicht- und Reimkunſt, ohne Behuf der Lateiniſchen Sprache, in VI Stunden einzugieſſen.“ Nürnberg M. DC. L.)

Probe aus der I. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Iſt eine Sache in der Welt, ſo der Veränderung unterworffen; ſo ſind es die Sprachen der Menſchen, wie ſolches von vielen gelehrten Leuten, in unterſchiedenen Schrifften, iſt erkannt und bewieſen geworden. Wer es nicht gläubet,

halte die Teutſche Sprache, ſo zu des Großen Carls Zeiten geredet worden, und unſere heutige; das Griechiſche, ſo Demoſthenes gebrauchet, und das itzo in den Griechiſchen Landen gebräuchlich; das Latein, wie es Cicero geredet, nebſt dem itzigen Italieniſchen, ſo daraus entſprungen, gegen einander: ſo wird er befinden, daß die Veränderung ſo merklich und groß ſey, daß die Leute, ſo von einerley Volcke hergekommen, und bey einerley Volck erzogen werden, deren einer aber gebohren geworden, da der andre ſchon vor etliche 100 Jahren geſtorben geweſen, ſich nicht verſtehen würden, wenn ſie zuſammen kommen ſolten, und jeglicher die Sprache reden, die zu ſeiner Zeit gebräuchlich geweſen.

(Egenolffs „Hiſtorie der Teutſchen Sprache." Leipzig 1716.)

§. 18. Hebels Heimat und Jugendjahre.

Nachdem wir ſo Hebels Sprache in ihren einzelnen Erſcheinungen und in ihrem Verhältniß zur hochdeutſchen Sprache erörtert haben, müſſen wir zunächſt ſeine Heimat kennen lernen. Denn von ihm gilt faſt mehr als von irgend einem andern Dichter auch im äußerlichen Sinne das Dichterwort Göthe's:

Willſt den Dichter du verſtehen,
Mußt in Dichters Heimat gehen.

Daran ſchließt ſich ungezwungen die Geſchichte ſeiner Jugend.

Die Wieſe.

(WW. I. S. 108.)

Wo der Dengle-Geiſt in mitternächtige Stunde
Uffeme ſilberne Gſchirr ſi goldeni Sägeſe denglet,
(Todtnau's Chnabe wüſſe's wohl) am waldige Feldberg,
Wo mit liebligem Gſicht us tief verborgene Chlüfte
d' Wieſe luegt, und check go Todtnau aben ins Thal ſpringt,
ſchwebt mi muntere Blick, und ſchwebe mini Gidanke.
Feldbergs liebligi Tochter, o Wieſe, bis mer Gottwilche!
Los, i will di iez mit mine Liederen ehre,
und mit Gſang bigleiten uf dine freudige Wege!

Die Wieſe, einen Nebenfluß des Rheines auf deſſen rechtem Ufer, will der Dichter „begleiten auf ihren freudigen Wegen"; und indem er es thut, ſchafft er eines ſeiner beſten Gedichte, eine der köſtlichſten Idyllen, welche die deutſche poetiſche Litteratur überhaupt aufzuweiſen hat, und macht uns zugleich auf die angenehmſte Weiſe mit ſeiner Heimat ſelbſt bekannt. „Feldbergs liebliche Tochter" nennt er die Wieſe, weil ſie „im verſchwiegenen Schooß der Felſen" des Feldbergs, dieſes Königs des Schwarzwaldes, heimlich geboren

wird; da, wo nach der Volksſage der Dengelgeiſt in mitternächtiger Stunde ſeine goldne Senſe dengelt (vergl. „Geiſterbeſuch auf dem Feldberg“ I, 193). Von den Felſen des Feldbergs ſtürzt ſich die Wieſe keck ins Thal hinab zunächſt gen Todtnau, einen Ort, der ſchon im 17. Jahrhundert durch ſeine Baumwollſpinnereien bekannt war und ſpäterhin der Ausgangspunkt für die ſtaunenerregende Gewerbthätigkeit des Wieſenthals geworden iſt. Dieſes Wieſenthal mit ſeinen umliegenden Bergen und Hügeln iſt die Heimat des Dichters, „ein ſchönes Fleckchen Erde“, das für Hebel alles enthält, was an den deutſchen ſüßen Klang Heimat ſich knüpft. So ſchön iſt das Wieſenthal, daß ſelbſt die im kriſtallnen Zimmer und in der ſilbernen Wiege von ſtillen Geiſtern aufgezogne Wieſe darüber erſtaunt:

„Gell, do uſſen iſch's hübſch, und gell, ſo heſch ders nit vorgſtellt?“

daß ſelbſt die Sonne und der Abendſtern ſich daran erfreuen (WW. I, 216):

Er (der Abendſtern) ſchwätzt und frogt ſie (die Sonne) das und deis,
ſie git em B'richt, ſo guet ſie's weiß.
Er ſeit: „O Muetter, lueg doch au,
do unte glänzts im Morgethau
ſo ſchön wie in di'm Himmelsſaal!“
„He, ſeit ſie, drum iſch's Wieſethal.“

Der Hauptquell der Schönheiten des Wieſenthals iſt die Wieſe ſelbſt: die Pflanzen-, die Thier- und Menſchenwelt wird, wo ihr lieblicher Athem weht, lebendig, regſam, freudig. (Vgl. die dreimal wiederkehrende Stelle „wo di lieblichen Othem weiht ꝛc.“ S. 104, 105, 108).

Sich weiterſtürzend in einer Unzahl rauſchender kleiner Waſſerfälle, gelangt die Wieſe nach 1½ſtündigem Laufe zu dem freundlichen Amtsſtädtchen Schönau. Von hier aus führt ein Seitenweg durch dunkle Tannenwälder hinauf zu dem Belchen, deſſen wir, obgleich er in unſerm Gedicht nicht genannt iſt, hier Erwähnung thun müſſen, weil er in Hebels kindlich begrenzter Geographie der höchſte Berg der Welt iſt, hinter den auch der Feldberg zurücktritt. Der Grund dieſer, die geographiſchen Maße nicht berückſichtigenden Anſchauung liegt zum Theil darin, daß der Belchen näher an Hauſen, dem Heimatsorte des Dichters liegt, zum Theil und mehr noch darin, daß der Belchen das Wieſenthal in einem ganz andern Grade beherrſcht, als der um einige hundert Fuß höhere Feldberg. Vom

Belchen aus überſchaut man in nächſter Nähe ringsum den prächtigen Breisgau, weiterhin das Rheinthal mit ſeinem Reichthum an Städten und Dörfern, an fruchtbaren Fluren und ſonnigen Rebengeländen, an Werken der Natur und Kunſt. Der Blick wird hier getragen bis zu den Spitzen des Straßburger Münſters, während er andrerſeits bis zu den ſchneebedeckten Alpen ſchweift.

Zwiſche Berge und Berge im chüele duftige Schatte,
und an mengem Chrütz verbei, an menger Kapelle

eilt die Wieſe, jetzt etwas langſamer, der letzten katholiſchen Stadt, dem gewerbthätigen Zell zu. „Mittere ſelber im Champf" und „in tiefen Gedanken" läuft ſie „mit ſchwankige Schritte furt gegenem Huſemer Bergwerch." Was bedeutete jener Kampf? Die Wieſe ändert den Glauben und wird ein „luthriſcher Chetzer." Bei Hauſen alſo tritt die Wieſe in das proteſtantiſche Baden ein. In ſinniger Weiſe wird ſie nun auch „lutheriſch gekleidet." Damit deutet der Dichter an, daß hier die Tracht der oberländiſchen Jungfrau ſich ändert. Wie kleidſam dieſe Tracht mit ihren charakteriſtiſchen Hauptſtücken, der goldgeſtickten Bänderhaube und dem Mailänder Halstuch, iſt, und wie die junge Markgräflerin ſich darin fühlt: das iſt nie anſchaulicher geſchildert worden, als es hier (S. 105, 106) von Hebel geſchieht.

Bei Hauſen befinden wir uns in der engern Heimat Hebels. Hauſen, ſchon früher ein nicht unbedeutendes Dorf, iſt der Geburtsort ſeiner Mutter, der Wohnort ſeiner Eltern, die Welt ſeiner Jugend. Hier erheben ſich die Höhen des Platz- und Maiberges, des Alzebühles, des Wagengeſperres, der Möhr (WW. II, 263); hier liegt das „Bergwerch", an welchem „das hofertig Jümpferli", die Wieſe, „abe viſperlet"; hier der Schmelzofen, wo es „e wengeli d'Räder trüllt"; hier die Huſemer Matte mit ihrem Reichthum an „Blueſt". Weiter hinab durchfließt die Wieſe das „Schopfemer Chilſpel" (Schopfheimer Kirchſpiel), zu dem Hauſen früher gehörte, vereinigt ſich „z'Gündehuſe" (bei Gündenhauſen) mit einem andern Waldbach gleichen Namens, gleichen Ganges und gleicher Geberde, dem „Schweſterli", und fließt nun bei dem „Röttler Schloß" vorbei. Dieſes Schloß iſt der Mittelpunkt der alten Herrſchaft Röteln, zu welcher außer Hauſen und Schopfheim das weiter hinab liegende „ordelig Städtli" Lörrach gehörte. Bald gelangt nun die

Wieſe auf ſchweizeriſchen Boden, wo ſie ſich bei Kleinhüningen im Kanton Baſel und nicht fern von der Stadt Baſel mit „s' Gotthards großem Bueb", dem Rhein, vereinigt. Außer den genannten Ortſchaften liegen im Wieſenthal noch manche „ſcharmanti Dörfer und Chirchthürn"; wo die Wieſe fließt, da „iſch Nahrig und Lebe". Hebel gibt davon ſelbſt eine Schilderung (S. 108, 109), wohl ohne zu ahnen, daß dieſes Leben ſeinen Liedern einſt den Todesſtoß verſetzen wird. Denn es kann nicht fehlen, der rege Verkehr, die wechſelnde Bevölkerung — beides herbeigeführt durch jene im Wieſenthal ſelbſt und in den Seitenthälern maſſenhaft ſich mehrenden Mühlen, Eiſenwerke, Wollen-, Baumwollen-, Watten-, Holzwaaren-, Papier-, Glas-, Bürſten-, Heftel-, Feuerſchwamm- und andre Fabriken — endlich die alles gleichmachenden ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Einrichtungen werden nach wenigen Jahrzehnten die Bewohner des Wieſenthals ſo umgeſtaltet haben, daß dieſelben Hebels alemanniſche Bauern als Fremdlinge anſehen und ihre Sprache nicht mehr verſtehen werden. Der Induſtrielle, der Staatsmann, der Juriſt mag darüber gleichgiltig hinwegſehen; für den Freund deutſcher Sitte und Sprache iſt es ein Schmerz.

Das öfter genannte Hauſen iſt nicht der Geburtsort Hebels, aber ſeine Eltern wohnten hier. Sein Vater, ein Weber, ſtammte vom Hundsrück, hatte jedoch früh ſeine Heimat verlaſſen und kam nach manchen Kreuz- und Querzügen, denen er eine für ſeinen Stand nicht gewöhnliche Bildung zum großen Theil verdankte, endlich nach Baſel. Hier ließ er den Webſtuhl, der nie eine beſondere Anziehungskraft für ihn beſeſſen zu haben ſcheint, ſtill ſtehn, nahm bei dem Major Iſelin Dienſte und machte ſo mehrere Kriegszüge mit, die ihn ſelbſt bis nach Korſika brachten. In der Zeit dieſes Kriegslebens lernte er ſeine nachmalige Ehegattin, die Mutter unſeres Dichters, kennen, die damals mit dem Weber zugleich im Iſelinſchen Hauſe diente. Die Liebe zu ihr machte dem viel in der Welt Umhergetriebenen „das Stüblein zur Welt" (vgl. I, 188); ſie wurden ein Paar (1757) und zogen nun nach Hauſen, wo der Weber den Winter hindurch ſein altes Gewerbe trieb, während er den Sommer mit ſeiner jungen Frau in ein dem frühern ähnliches Dienſtverhältniß im Iſelinſchen Hauſe zu Baſel eintrat. Hier wurde denn der Dichter den 10. Mai 1760 geboren. Der glückliche Vater muß dem Knaben

eine nicht gewöhnliche Aufmerkſamkeit gewidmet haben; denn in einem Notizbuche finden ſich die Angaben, „wie der kleine Peter mit 22 Wochen den erſten Zahn bekommen, mit 28 Wochen allein geſeſſen, mit dreiviertel Jahren allein geſtanden habe, und wie er in der Meß 1760 ſchon habe pfeifen können auf einer hölzernen Pfeife.“ Allein die weitere Einwirkung auf die Erziehung des Knaben fiel bald der Mutter allein zu. Der Vater ſtarb, als der Sohn kaum 15 Monate alt war. Als Erbtheil war dieſem der gemüthliche, für Poeſie empfängliche Sinn des Alten, an irdiſchem Gut aber nur wenig zu Theil geworden. So hat denn Hebel, wie viele andre bedeutende Männer, nächſt Gott der Mutter zu verdanken, was er geworden. Die Mutter wird geſchildert als „eine Frau von vorzüglichem Verſtande, trefflichem Gemüth und tiefer Religioſität.“ Den Segen der letztern wußte der Dichter beſonders zu ſchätzen. Noch in ſeinem 60. Jahre ſchrieb er in einer nicht gehaltnen Predigt: „Der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlaſſen; ſie hat mich beten gelehrt, ſie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen und an ſeine Allgegenwart denken.“ Bald offenbarte ſich in dem Knaben dieſer Segen, am ſchönſten darin, als er Schmetterlingspuppen in Holzkiſtchen in die Erde grub, Kreuzlein auf die Gräber ſteckte und der Auferſtehung der Puppen harrte. Bei alledem hatte die Erziehungskunſt der Mutter eine nicht leichte Aufgabe; es bedurfte aller Liebe und alles Ernſtes, es durfte an „Zucht und Warnig“ nicht fehlen, und am „Wienechtchindlibaum“ mußte „e goldig Rüethli, ſchlank und nagelneu, vom zarte Beſe-Ris“ (vgl. „Eine Frage“ I, 137) aufgehängt werden, um den zur Näſcherei, Dieberei und allerlei Muthwillen geneigten Knaben im Zaum zu halten. Noch in ſeinen ſpätern Jahren bekannte Hebel ſeine angeborne Neigung zum Stehlen; und die unverholne Freude an den Schalksſtreichen jener Meiſterdiebe, des Zundelfrieder, Zundelheimer, rothen Dieters, Zirkelſchmieds u. a. (II, 109, 145, 154, 254, 264; III, 54, 57, 69, 102), hängt damit zuſammen. Dabei iſt noch zu beachten, daß „der Zundelfrieder nie aus Noth ſtiehlt, oder aus Gewinnſucht, oder aus Lüderlichkeit, ſondern aus Liebe zur Kunſt und zur Schärfung des Verſtandes.“

Seit ſeinem ſechſten Jahre beſuchte Hebel abwechſelnd die Dorfſchule zu Hauſen und die Münſterſchule zu Baſel, wo die Mutter bei der alten Herrſchaft alljährlich zu dem frühern freien Dienſtver-

hältniß zurückkehrte. So lange der Winter dauerte, mußte er außer der Schulzeit seiner Mutter Holz im Walde lesen oder Steine für den Schmelzofen zerschlagen (vgl. „Der Schmelzofen" I, 114). Freundlicher gestaltete sich in dieser Beziehung die Sommerszeit (vgl. „Erinnerung an Basel", I, 198). Das Wohlthätige dieses Wechsels zwischen Land- und Stadtleben erkannte Hebel auch in seinen spätern Jahren an. In der schon angeführten Predigt schreibt er: „Ich bin von armen, aber frommen Eltern geboren, habe die Hälfte der Zeit bald in einem einsamen Dorfe, bald in vornehmen Häusern einer berühmten Stadt zugebracht. Da habe ich frühe gelernt arm sein und reich sein. Wiewohl ich bin nie reich gewesen, ich habe gelernt nichts haben und alles haben, mit den Fröhlichen froh sein und mit den Weinenden traurig." Als Hebel in seinem zwölften Jahre stand, schickte ihn die Mutter, weil seine Anlagen für einen wissenschaftlichen Beruf, namentlich aber seine Neigung für das Predigtamt immer entschiedener hervortraten, auch in die lateinische Schule zu Schopfheim*). Allein nicht lange mehr sollte ihre Sorge um den Knaben dauern; sie starb schon im Herbst 1773. Während eines Aufenthalts in Basel war sie erkrankt; auf ihren Wunsch wollte man sie nach Hausen bringen; aber der zum Krankenlager hergerichtete Wagen ward ihr Todbett. Im Beisein des herbeigerufenen Sohnes starb sie auf dem Wege von Basel nach Hausen, zwischen den Dörfern Steinen und Brombach. Häufig noch wandelte Hebel auch bei Nacht diesen Weg, und in der Erinnerung an den hier erlittenen Verlust dichtete er später nach einer solchen nächtlichen Wanderung eines seiner besten Gedichte „die Vergänglichkeit" (I, 172); auch in andern Gedichten ist Hebels Mutter deutlich zu erkennen („Die Mutter am Christabend" I, 135). Wie er noch in seinem Greisenalter mit ihr lebte, das bezeugen die Worte: „was würde meine Mutter sagen?", die er an einen Freund schrieb, als er diesem seine Ernennung zum badenschen Kirchenprälaten mittheilte.

Ueber die noch übrige Zeit der Jugend Hebels können wir kürzer hinweggehen. Schon 1774 brachte ihn sein Vormund auf das Gymnasium zu Karlsruhe, wo er meist durch die Unterstützungen freundlicher Gönner erhalten wurde und durch seinen Fleiß das bis dahin

*) Vgl. hier „Eine Gerechtigkeit" III, 97.

Verſäumte ſo vollſtändig nachholte, daß er ſchon nach vier Jahren reif war für den Beſuch der Univerſität. Er ging nach Erlangen. Das fröhliche Studentenleben riß ihn mit ſich fort, ſo daß er die erſte Prüfung nur nothdürftig beſtand. 1780 wurde er Pfarrcandidat.

§. 19. Hebels Lehrerwirkſamkeit bis zum Jahre 1791.

„An einem friedlichen Landorte unter redlichen Menſchen als Pfarrer zu leben und zu ſterben, war alles, was ich wünſchte, was ich bis auf dieſe Stunde in den heiterſten und in den trübſten Augenblicken meines Lebens immer gewünſcht habe. Aber, o Gott, auf welchem langen Umwege haſt du mich an das Ziel meiner Wünſche geführt! Eilf Jahre lang, bis in das einunddreißigſte meines Lebens, wartete ich vergeblich auf Amt und Verſorgung. Alle meine Jugendgenoſſen waren verſorgt, nur ich nicht. Ich ſtand noch da, wie der Prophet Jeſaias ſagt, gleich einem Baume oben auf einem Berge, und einem Panier oben auf einem Hügel. Da war es wohl an mir gethan, daß mich Gott gelehrt hatte arm ſein und nichts haben."

So lautet eine Stelle in der ſchon genannten Predigt. Eilf Jahre, von 1780—91, wartete Hebel vergeblich auf Amt und Verſorgung. Dieſe eilf Jahre haben wir jetzt nach ihrer Bedeutung für Hebel zu betrachten.

Nach nur ſechsjähriger, durch den Beſuch des Gymnaſiums und der Univerſität veranlaßter Entfernung aus dem geliebten Oberlande kehrte Hebel 1780 wieder dahin zurück. In Hertingen, einem Dorfe zwiſchen Baſel und Schopfheim, wurde er unter den allerbeſcheidenſten Verhältniſſen Lehrer. Der Pfarrer des Ortes und einige Einwohner machten ihn zum Lehrer ihrer Kinder und ließen ihn wechſelsweiſe an ihrem Tiſch eſſen. Er wurde, wie er ſich ausdrückt, „umgeäzt." Der Aufenthalt in Hertingen dauerte nur zwei Jahre; bald nach erfolgter Ordination (1782) wurde er als Lehrer an das Pädagogium zu Lörrach verſetzt, wo er über acht Jahre bei einem ſehr beſcheidnen Gehalte ausharren mußte.

Die Entbehrungen in Hertingen und Lörrach vermochten Hebels natürlichen fröhlichen Sinn nicht niederzudrücken; war ihm doch dafür reicher Erſatz geboten! Er lebte in ſeinem geliebten Wieſenthal,

unter dem Volk ſeiner Jugend, im innigſten Verkehr mit zahlreichen Freunden. Unter dieſen ſind beſonders zu nennen der damalige Leiter des Pädagogiums Güntert, einer von den Lehrern, Hitzig, und der damalige Amtsactuar. Welch herzlicher Umgang zwiſchen dieſen vier ſich auch fernerhin erhielt, erſieht man aus dem hinterlaſſenen Briefwechſel und aus der „Epiſtel an den Pfarrer Güntert zu Weil.“ (I, 229.)

„Vetter Vogt! Der Bammert (i muß ichs chlage) wird tägli
liederlicher, füller, verſoffener; 's iſch nümme z'lebe,
's iſch nümme z'gſchirre mit em; 's hilft weder ſtroſe, no Zuefpruch.“

Güntert wird ſcherzweiſe „der Vogt“ genannt, „der Bammert“ (Bannwart, Feldhüter) iſt jener Amtsactuar, Hitzig erhält den Namen „Zenoides“, Hebel ſelbſt nennt ſich den „Stabhalter“, auch „Parmenideus.“ (Siehe Friedr. Becker, J. P. Hebel, Baſel 1860, 1 Thlr., woſelbſt zahlreiche Briefe.) In Güntert's Hauſe lernte Hebel auch die Geliebte ſeines ganzen Lebens, Guſtave Fecht, kennen, eine „durch Schönheit und Adel der Seele“ ausgezeichnete Jungfrau. Es wird immer ein unerklärliches Räthſel bleiben, warum Hebel, auch nachdem ſeine äußerlichen Verhältniſſe ſich günſtig geſtaltet hatten, nicht die Ehe mit Guſtave eingegangen iſt. Eine Stelle in einem Briefe von 1790: „Es verbietet mir mein Gewiſſen und meine Ruhe, ſo lange ich nicht geſichert vor einem frühen Tode oder elenden Leben bin, zu heirathen“ — kann jenes Räthſel durchaus nicht löſen. Wie Hebel iſt Guſtave unverheirathet geblieben und zwei Jahre nach dem Dichter geſtorben. Ein herzlicher brieflicher Verkehr hat ſich zwiſchen beiden bis zu des Dichters Tod erhalten. Der Einfluß, welchen Guſtave auf Hebels Herzensbildung ausgeübt haben mag, mag nicht gering ſein; jedenfalls aber iſt er für nichts zu achten gegen die ſegensvollen Einwirkungen einer Rebekka auf Claudius.

Wir haben oben (S. 43) den Einfluß hervorgehoben, welchen die nach dem Beſuch der Schule und Univerſität fallende Reinfelder Zeit auf Claudius gehabt haben muß: er konnte jetzt mit mehr Bewußtſein die bäuerlichen Verhältniſſe beobachten, in denen er nicht mehr ſtand. Dasſelbe müſſen wir jetzt von Hebel ſagen. Als Kind hatte er, von geringen Eltern geboren, den Bauern noch näher geſtanden, als ſelbſt Claudius, der Paſtorsſohn. Sein Aufenthalt zu Hertingen und Lörrach ſtellte ihm, dem nun durch Schule und Uni-

verſität jenen Verhältniſſen entrückten, die Geſtalten der Jugend wieder vor Augen. Das Leben, das er früher ſelbſt gelebt hatte, konnte er jetzt eine langjährige Zeit hindurch beobachten; die Geſtalten, unter die er ſich früher gemiſcht hatte, erſchienen ihm jetzt in der Ferne: fern genug, um deutlich ſehen zu können; nahe genug, um mit dem Pulsſchlag des Herzens bei der Beobachtung zu ſein. Nur durch die Hertinger und Lörracher Zeit konnte Hebel werden, was er geworden: der Dichter aus dem Volke.

§. 20. Hebel der Dichter aus dem Volke.

Der Karfunkel.

(WW. I, 121.)

Wo (als) der Aetti (Vater) ſi Tuback ſchnätzlet (ſchneidet), ſe lueget en d' Marei
fründlig und bittweis a: „Verzehlis näumis (erzähl uns etwas), o Aetti,
„weiſch, ſo wieder, wie necht (geſtern Nachts), wo's Chüngi (Kunigunde) het welle
vertſchloſe!"
Drüber rucke 's Chüngi, und 's Anne Bäbi und d' Marei
mit de Chunkten ans Liecht, und ſpanne d' Saiten, und ſtriche (ſtreichen, ſchmieren)
mittem Schwärtli (Schwärtchen*) 's Rad, und zupfen enander am Ermel.
Und der Joppi (Jakob) nimmt e Hampfle (Handvoll) Liechtſpöhn, und ſetzt ſi
nebene Liechtſtock hi, und ſeit: „Das willi verrichte."
Aber der Hans Jerg (Georg) lit e lange Weg üßeren Ofe,
lueget aben und denkt: „Do obe höri's am beſte,
„und bi Niemes im Weg." Druf, wo der Aetti ſi Tuback
gſchnitte het, und 's Pfifli gfüllt, ſe chunnt (kommt) er an Liechtſpohn,
und hebt 's Pfifli drunter, und trinkt in gierige Züge,
bis es brennt. Druf druckt er 's Füür mit de Fingeren abe,
und macht 's Deckeli zue. „Se willi denn näumis verzehle",
ſeit er, und ſitzt nieder, „doch müender (müßt ihr) ordeli ſtill ſy,
aß i nit verſtumm (irre werde), ehs (ehe es) us iſch, und du dört obe,
pack di vom Ofen abe! Heſch (haſt du) wieder niene (nirgends) ke Platz gwüßt?
Iſch's der z'wohl, und gluſt's (gelüſtet's) di wieder no nem Charfunkel**)?
Numme ken, wie ſell ein gſi iſch, woni im Sinn ha. (Nur nicht ein ſolcher, wie
der geweſen iſt, den ich im Sinn habe). —

Dieſer Anfang eines größeren Gedichts führt uns in den traulichen Kreis einer oberländiſchen Spinnſtube. Vater und Mutter,

*) Speckſchwarte zum Schmieren.

**) Ein Schwärenausſchlag; man glaubt, daß er durch zu große Wärme hervorgerufen wird.

Mädchen und Buben ſind verſammelt um den großen, grünen Kachelofen oder den Backofen, der weit in das mit Holz vertäfelte, geräumige, aber niedrige Wohnzimmer, in dem das große Himmelbett, ein Erbſtück von Eltern oder Voreltern, nicht fehlt, hineinragt. Der Aetti ſchickt ſich an zu ſeinem Lieblingsgenuß. Gar gern „trinkt" der Oberländer „e Pfifli Rauchtubak." Auf dem Ofen liegt nach Schwarzwälder Sitte einer von den Buben; der andre ſorgt für die ſchwache, den Ungewohnten ſo eigen ſtimmende Beleuchtung durch „e Hampfle Liechtſpöhn." 's Chüngi, 's Anne Bäbi und d' Marei ſchicken ſich an zu ſpinnen, und zupfen in der freudigen Erwartung der Erzählung des Aetti einander am Aermel. Sie wiſſen, der Vater wird nicht widerſtehen, wenn d' Marei ihn „fründlig und bittweis" anlugt mit den Worten: „Verzehlis näumis, o Aetti!" Schon ſorgt er für den ununterbrochenen Fortgang der Erzählung, indem er „'s Füür mit de Fingeren abe druckt," die redſeligen Mädchen zum Stillſein mahnt und den vielleicht bald laut ſchnarchenden Hans Jerg warnend von ſeinem warmen Platze vertreibt. „Se willi denn näumis verzehle," ſagt er, und die Erzählung, der die Mutter „mit engbrüſtigem Odem" lauſcht:

„Biſch bal ferig (fertig)? Mach mer die Meidli
„nit ſo z'förche, 's ſin doch nummen (nur) erdichtete Mährli!" —

beginnt. Die Erzählung ſelbſt ſoll uns hier nicht weiter beſchäftigen; auch der Leſer wird einen Schauder bei ihr empfinden; nach Anlage, Haltung und Wirkung iſt ſie echt volksthümlich.

Es bedurfte zunächſt bloß jener wenigen Verſe, um Hebel als einen Dichter aus dem Volke zu erkennen. Dieſe anſchauliche Treue in der Zeichnung der Situation, ohne alle geſuchten ſchildernden Ausmalungen, dieſe charakteriſtiſche Unterhaltung der betheiligten Perſonen, ohne alle Gezwungenheit, dieſe ureigenthümliche Sprechweiſe, mit ihrem Aetti, Bäbi, Deckli ꝛc., kann von niemand erreicht werden, der etwa den Zuſtänden des Volkslebens mit bewußter Abſichtlichkeit ſich nähert. Geboren aus dem Volke, erwachſen in dem Volke, lebend ſodann mit dem Volke, war Hebel, da ihm zu alledem die göttliche Gabe der Poeſie zu Theil geworden war, wie wenig andre befähigt, die Geſtalten, die Verhältniſſe, ja die innerſten Anliegen des heimatlichen Volksſtammes poetiſch zu verklären. Faſt jedes ſeiner alemanniſchen Gedichte liefert dafür einen Beweis. Wie

trefflich wird die Zufriedenheit eines Bauern, einer Bäuerin, und zwar eines ſüddeutſchen Bauern, einer ſüddeutſchen Bäuerin, dargeſtellt in dem „zufriedenen Landmann“ (I, 170) und den „Marktweibern in der Stadt“ (I, 130)! (Vgl. „Ein Lied“ von Claudius, WW. I u. II, 53. und oben S. 46). Wie anſchaulich malt Hebel das Treiben in einem oberländiſchen Schmelzofen in dem gleichnamigen Gedicht (I, 114)!

Doch fangt e Büebli z'rauchen a,
und meint, es chönns, as wie ne Ma,
ſo macht der Schmelzer churze B'richt,
und zieht em 's Pfifli uſem Gſicht.

Er keits (wirft) ins Füür, und balgt (ſchilt) derzu:
„Heſch's au ſcho gelehrt, du Lappi du!
„Sug amme Störzli (Strunk) Habermark!
„Weiſch? Habermark macht d' Buebe ſtark!“

Wie lieblich iſt das Liebesverhältniß gezeichnet zwiſchen „Hans und Verene“ (I, 151), oder „Fridli und Kätterli“ (I, 202); das eheliche Verhältniß in der „glücklichen Frau“ (I, 208); das Kindesverhältniß im „Mann im Mond“ (I, 128), oder der „Mutter am Chriſtabend“ (I, 135)! Wie innig treten des Oberländers kleine Leidenſchaften zu Tage in dem Liedchen „Freude in Ehren“ (I, 111), ſein Gottvertrauen in dem „Gewitter“ (I, 210), ſein Aberglaube in „Riedligers Tochter“ (I, 203), ſeine Gutmüthigkeit im „Sperling am Fenſter“ (I, 218)! Man ſtelle, um ſich recht bewußt zu werden, wie Hebel ſeinen Volksſtamm ſo ganz treu und doch ſo ganz der gemeinen Wirklichkeit enthoben darſtellt, mit einem Worte: wie er idealiſirt, einen Vergleich an zwiſchen ihm und z. B. Salomon Geßner einerſeits, Jeremias Gotthelf anderſeits.

Ueber den letztern möge man §. 40 nachſehen. Ein Berliner Lehrer hat einmal geäußert, als bei ihm eine gewiſſe Stelle von einer unreinlichen Magd aus einem Gotthelfſchen Buche vorgeleſen worden ſei, habe ſeine Stube acht Tage danach geſtunken. Damit iſt auf ſtarke Weiſe dasſelbe angedeutet, was man „photographiſche Naturwirklichkeit“ der Gotthelfſchen Bauern genannt hat. — Salomon Geßner, geb. zu Zürich 1730, † ebendaſelbſt 1787, als Maler und Dichter bekannt, bildete mit Bodmer und Lavater das ſchweizeriſche Kleeblatt der Verehrer und Nachahmer Klopſtocks. „Wie Bodmer die leere Form, Geßner die ſentimale Weichheit und idylliſche Schil-

derei der Klopſtockſchen Poeſie auf die Spitze trieb, ſo that dies Lavater in Bezug auf ihren chriſtlichen Gehalt.“ Ich muß es mir verſagen, ein recht charakteriſtiſches Beiſpiel aus den Geßnerſchen „Idyllen“ zu wählen; doch wird folgendes deutlich erkennen laſſen, wie Geßner ſeine griechiſch benannten Hirten in ganz unberechtigte Situationen ſtellt, wie er ſie in eine ihnen ganz fremde Welt verſetzt, wie er ſie ganz unmögliche Gedanken und Empfindungen ausſprechen läßt, mit einem Wort: wie er unwahr, unnatürlich wird.

Myrtil.

Bei ſtillem Abend hatte Myrtil noch den mondbeglänzten Sumpf beſucht; die ruhige Gegend im Mondſchein und das Lied der Nachtigall hatten in ſtillem Entzücken ihn aufgehalten. Aber jetzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor ſeiner einſamen Hütte und fand da ſeinen alten Vater, ſanftſchlummernd im Mondſchein hingeſunken, ſein graues Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da ſtellt er ſich, die Arme in einander geſchlungen, vor ihm hin. Lange ſtand er da, ſein Blick ruhete unverwandt auf dem Greiſe; nur blickt er zuweilen auf durch das glänzende Reblaub zum Himmel, und Freudenthränen floſſen dem Sohn vom Auge.

O du! ſo ſprach er jetzt, du, den ich nächſt den Göttern am meiſten ehre, Vater! wie ſanft ſchlummerſt du da! Wie lächelnd iſt der Schlaf des Frommen! Gewiß ging dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, in ſtillem Gebete den Abend zu feiern; und betend ſchliefſt du ein. Du haſt auch für mich gebetet, Vater! Ach, wie glücklich bin ich! Die Götter hören dein Gebet. Oder warum ruhet unſre Hütte ſo ſicher in den von Früchten gebogenen Aeſten? Warum ruhet der Segen auf unſrer Heerde und auf den Früchten unſres Feldes? Oft, wenn du bei meiner ſchwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weineſt; wenn du dann gen Himmel blickeſt und freudig mich ſegneſt, ach! was empfind ich dann, Vater! ach, dann ſchwillt mir die Bruſt und häufige Thränen quellen vom Auge! Da du heut an meinem Arm aus der Hütte gingeſt, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her ſaheſt und die Bäume voll Früchte, und die fruchtbare Gegend umher, da ſprachſt du: Meine Haare ſind unter Freuden grau worden. Seid immer geſegnet, Gefilde! nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren; bald werd' ich euch an ſeligere Gefilde vertauſchen. Ach, Vater! beſter Freund! bald ſoll ich dich verlieren! Trauriger Gedanke! Ach! dann — dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen; und dann, ſo oft ein ſeliger Tag kommt, wo ich Roth-

leidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater! Milch und Blumen auf dein Grabmal ſtreuen.

Jetzt ſchwieg er und ſah mit thränendem Aug auf den Greis. Wie er lächelnd da liegt und ſchlummert! ſprach er jetzt ſchluchzend. Es ſind von ſeinen frommen Thaten im Traum Bilder vor ſeine Stirne geſtiegen. Wie der Mondſchein ſein kahles Haupt beſcheint und den glänzend weißen Bart! O, daß die kühlen Abendwinde dir nicht ſchaden, und der feuchte Thau! Jetzt küßt er ihm die Stirne, ſanft ihn zu wecken, und führt ihn in die Hütte, um ſanfter auf weichen Fellen zu ſchlummern.

Es könnte jemand bei der Vergleichung dieſes unnatürlichen Geredes mit einem Gedichte Hebels die Frage aufwerfen: Sprechen denn die alemanniſchen Bauern ſo, wie Hebel ſie ſprechen läßt? Das nicht. Aber „die Wahrheit iſt es, die uns überall aus Hebels Gedichten entgegentritt." Sobald man in das Bereich der Kunſt eintritt, muß man unterſcheiden zwiſchen der wirklichen Wahrheit und der Wahrheit der Kunſt. „Der Maler, der uns Friedrich den Großen in ſeiner Feldherrngröße vorführen will, wird uns nicht mit der Priſe Schnupftaback behelligen, die jener vielleicht zufällig kurz vor dem Momente des Angriffs genommen hat; ſondern er wird die Hand, welche in Wirklichkeit vielleicht in die Doſe griff, eine der Feldherrnidee entſprechende Bewegung machen laſſen" (Köpert, Poetik). So hat denn auch der Dichter nach der poetiſchen Wahrheit zu ſtreben; und eben dieſe poetiſche Wahrheit iſt es, wodurch Hebels alemanniſche Gedichte von den Producten Geßners einerſeits, Gotthelfs anderſeits ſich unterſcheiden. Auerbach ſpricht ſich in ſeinem trefflichen Buche „Schrift und Volk" über dieſen Punkt ſo aus: „Sind dieſe Gebilde und Empfindungen darum minder wahr, weil ihr ſie nicht alsbald findet, wenn ihr hinaustretet unter die Bauern? Vor allem iſt es nicht ſo leicht, unterzutauchen und die Seele eines Volksſtammes heraufzuholen. Dieſe Seele kann oft anders, zarter und großartiger erſcheinen, als die wirklichen Lebensäußerungen vermuthen laſſen. Sind ja auch die gebildeten Stände oft viel beſſer, als ſie erſcheinen. Sodann kann und ſoll der Dichter Leben und Seelenzuſtände zu einer geſetzmäßigen Vollendung führen, zu der ſie in der baren Wirklichkeit vielleicht nicht gelangt waren oder nicht gelangen können."

Bei einiger Beobachtung wird man leicht bemerken, daß Hebel

auch fremden Gebieten Angehöriges in ſeine alemanniſche kleine Welt hineingetragen hat. Der häufig angewandte Hexameter gehört dem griechiſchen und römiſchen Alterthume an, und es ſcheint ihn Hebel nach Voſſens Vorgange lieb gewonnen zu haben; der „Statthalter von Schopfheim" iſt, wie ſchon Göthe bemerkt hat, eine Entlehnung aus dem alten Teſtament (vgl. die Geſchichte von David und Abigail 1 Sam. 25); die weit ausgeführte Perſonification, wie wir ſie ſchon in der „Wieſe" kennen gelernt haben, iſt etwas dem Volk Fremdes. Um durch dergleichen Dinge nicht irre gemacht zu werden, muß man zunächſt nicht vergeſſen, daß Hebel ſeine Gedichte in erſter Linie nicht *für* das Volk beſtimmt hat. „Für Freunde ländlicher Natur und Sitten eignet dieſe Gedichte ihr Inhalt und ihre Manier. Wenn Leſer von höherer Bildung ſie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, und dem Volke das Wahre, Gute und Schöne mit den heimiſchen und vertrauten Bildern lebendiger und wirkſamer in die Seele geht, ſo iſt der Wunſch des Verfaſſers erreicht." So Hebel ſelbſt in der Vorrede zur 1. Auflage. Sodann iſt auch dies nicht unbeachtet zu laſſen, daß mit einer gewiſſen Nothwendigkeit das Fremdartige, das der Dichter auf der Schule und Univerſität ſich zu eigen gemacht hatte, in den alemanniſchen Gedichten, in denen ſich Hebel *ganz* gab, hervortreten mußte. Er bleibt alſo trotz alledem der dichtende alemanniſche Bauer in verklärter Geſtalt, ein wahrer *Dichter aus dem Volke*.

§. 21. Hebels Naturſinnigkeit.

Das Spinnlein.

(WW. I, 179.)

Nei, lueget doch das Spinnli a,
wie's zarti Fäde zwirne (zwirnen, ſpinnen) cha (kann)!
Bas Gvatter, meinſch (meinſt du), chaſch's (kannſt du es) au ne ſo?
De wirſch mers, traui, blibe lo (bleiben laſſen).
Es macht's ſo ſubtil nnd ſo nett,
i wott (wollt) nit, aßi 's z'haſple hätt.

Wo hets di fini Riſti*) gno (genommen),
bi wellem Meiſter hechle lo (laſſen)?
Meinſch, wemme 's wüßt, wohl mengi Frau,

*) Riſte = die Fäden des noch unbearbeiteten Flachſes.

ſie wär ſo gſcheit, und holti (holt ihn, den Meiſter) au!
Jez lueg mer, wie's ſi Füeßli ſetzt,
und d' Ermel ſtreift, und d' Finger netzt.

Es zieht e lange Faden us,
es ſpinnt e Bruck ans Nochbers Hus,
es bant e Landſtroß in der Luſt,
morn (morgen) hangt ſie ſcho voll Morgeduft,
es baut e Fueßweg nebe dra,
's iſch, aß es ehne dure cha (daß es drüben durch kann).

Es ſpinnt und wandlet uf und ab,
Potz tauſig, im Galopp und Trab! —
Jez gohts rings um, was heſch, was giſch (was haſt du, was giebſt du)!
Siehſch, wie ne Ringli worden iſch!
Jez ſchießt es zarti Fäden i,
wirds öbbe (etwa) ſolle gwobe ſy?

Es iſch verſtuunt (irre geworden), es haltet ſtill,
es weiß nit recht, wo's ane will (wohin es will).
's goht weger (wahrlich) z'ruck, i ſieh's em a;
's mueß näumis (etwas) rechts vergeſſe ha.
Zwor denkt es, ſell preſſirt (es eilt) io nit,
i halt mi nummen (nur) uf dermit.

Es ſpinnt und webt und het kei Raſt,
ſo gliichlig (durchgehends gleich), me verluegt ſi faſt.
Und 's Pfarrers Chriſtoph het no gſeit,
's ſeig (es ſei) iede Fade z'ſemme gleit (zuſammengelegt).
Es mueß ein (einer) gueti Auge ha,
wers zehlen nnd erchenne cha.

Jez putzt es ſini Händli ab,
es ſtoht und haut der (den) Faden ab.
Jez ſitzt es in ſi Summerhus,
und luegt die lange Stroßen us.
Es ſeit (ſagt): „Me baut ſi halber z'todt,
„doch frents ein au, wenn 's Hüsli ſtoht."

In freie Lüfte wogts und ſchwankts,
und an der liebe Sunne hangts;
ſi ſchint em frei dur d'Beinli dur,
und 's iſch em wohl. In Feld und Flur
ſieht 's Mückli tanze iung und ſeiß (ſeiſt):
's denkt bi nem (bei ihm, ſich) ſelber: „Hätti eis!"

O Thierli, wie heſch (haſt du) mi verzückt!
Wie biſch ſo chlei und doch ſo geſchickt!
Wer het di au die Sache gelehrt?

Denkwol, der, wonis (welcher uns) alli nährt,
mit milde Händen alle git (allen gibt).
Bis z'frieden! Er vergißt di nit.

Do chunnt (kommt) e Fliege, nei wie dumm!
Sie rennt em ſchier gar 's Hüsli um,
Sie ſchreit und winſlet Weh und Ach!
Du arme Chetzer heſch di Sach (haſt deine Sache)!
Heſch keini Auge bi der g'ha (bei dir gehabt)?
Was göhn di üſi Sachen a?

Lueg, 's Spinnli merkts enanderno,
es zuckt und ſpringt und het ſie ſcho.
Es denkt: „I ha viel Arbet g'ha,"
„iez mueßi au ne Brotis (einen Braten) ha!"
I ſags io, der wo (welche) alle git (giebt),
wenns Zit iſch, er vergißt ein nit.

Das Gedicht beginnt mit der Aufforderung, das Spinnlein „anzulugen." „Lugen", in ſüddeutſchen Mundarten gebräuchlich, iſt gleich „ſcharf ſehen, zuwartend ſehen, ſpähend ſehen"; dieſer Begriff wird durch „an" = „in der unmittelbaren Nähe von etwas" noch verſtärkt. Mit Recht gebraucht der Dichter dieſes Wort; denn es gilt nicht ſowol das Spinnlein zu ſehen, als vielmehr, wie das Folgende angiebt, ſeine Thätigkeit: „wie's zarte (= dünn, vergl. Str. 6., mit dem Nebenbegriff des Leichtverletzlichen) Fäden zwirnen kann. Die Aufforderung iſt allgemein gehalten, beſonders aber an die „Bas Gvatter" (in vertraulicher Anrede gleichbedeutend mit Gevatter) gerichtet.

Der Dichter verſetzt ſich in die Lage jemandes (beſtimmter: eines alemanniſchen Bauern), der eine Spinne beobachtet. In der Nähe befindet ſich die Baſe, die, wie jede Oberländerin, auch ſpinnen kann. An dieſe wendet ſich der Beobachter mit der Frage: kannſt du es etwa auch ſo? Daß die Frage im verneinenden Sinn gethan worden iſt, zeigt der Zuſatz: du wirſt mirs, traui (trau ich, ſteht im Sinne des hochd. Nebenworts „traun", mit welchem es auch etymologiſch verwandt iſt) bleiben laſſen.

Von nun an beginnt der Beobachter das zu beſchreiben, was ſich ihm nach und nach beim Lugen darbietet: Es machts ſo ſubtil und ſo nett. Was macht es ſubtil und nett? Nach dem Vorigen das Zwirnen, Spinnen. Allein dazu paßt das Folgende

nicht. Es muß also aus „zwirnen" der substantivische Begriff „Gezwirn, Gespinnst" als Object gedacht werden.

Súbtil, mit dem Accent auf der ersten Silbe, gewöhnlich und richtig „ſubtīl", ein lateinisches Wort, welches = dünn, fein. „Nett" ist die Steigerung davon: „bis ins kleinste fein und so, daß es auf das Auge einen angenehmen Eindruck macht." Vgl. noch das obige „zart." — Bei so subilen, netten und zarten Fäden ist nun der folgende Wunsch wohl motivirt:

Ich wollt' nicht, daß ich's zu haspeln (vermittelst des Haspels, der Weife, von der Spule ab- und zu „Strähnen" winden) hätte.

Von der 2. Strophe an tritt es deutlich hervor, daß der Dichter die Spinne als menschliches Wesen vorstellt. Er stellt sie sofort in eine Reihe mit spinnenden Frauen:

Jez lueg mer, wie's si Flüeßli ſetzt,
und d' Ermel ſtreift, und d' Finger netzt.

Weiterhin erscheint sie als Baumeister:

es ſpinnt e Bruck ans Nochbers Hus,
es baut e Landſtroß in der Luft,
es baut e Fueßweg nebe dra —

als Weber:

iez ſchießt es zarti Fäden i,
wird's öbbe ſolle gewobe ſi —

als Jäger:

— — In Feld und Flur
ſieht's Mückli tanze jung und feiß:
's denkt binem ſelber: „Hätti eis!" —

immer also in menschlicher Thätigkeit begriffen, mit menschlicher Ueberlegung sie ausübend, mit menschlicher Freude an dem Gelungenen sich ergetzend:

Es iſch verſtuunt, es haltet ſtill,
es weiß nit recht, wo's ane will ꝛc. (Str. 5.) —
Es ſeit: „Me baut ſi halber z'todt,
„doch freut's ein au, wenn's Hüsli ſtoht." (Str. 7.)

Daneben tritt auch eine andre Spinne als menschliches Wesen, als Nachbar, auf (Str. 3), und die Fliege als der arme Ketzer, der verständiger hätte sein sollen:

Heſch keini Auge bi der gha?

Bei alledem iſt beſonders noch dies zu beachten. Der Dichter ſelbſt fühlt ſich wie unter ſeinesgleichen; nicht nur läßt er ſich von dem Spinnlein zur Bewundrung dahinreißen:

„O Thierli, wie heſch mi verzückt!“ —

nein, in der naivſten Weiſe macht er mit ihm gemeinſchaftliche Sache:

„Was gehn dich unſre Sachen an?“

ſpricht er zu der Fliege. — Darin iſt der Grundzug von Hebels Naturſinnigkeit erkennbar: jene echte Kindlichkeit des Dorfkindes, zu welcher der Städter nur nachſinnend und nachfühlend gelangen kann. „Ein Dorfkind erwächſt noch unter urſprünglichen und naturgemäßen Zuſtänden. — Hier iſt noch nach der Naturſeite hin der unmittelbare Zuſammenhang mit Bäumen, Pflanzen und Thieren. Der noch unentwickelte Menſchengeiſt fühlt ſich ihnen nahe und verwandt, er lebt mit ihnen, Baum und Strauch ſind ſeine Genoſſen, er gedeiht ſtill wie ſie. Beſonders hingezogen fühlt er ſich zu den Thieren, die ihm mit ihrem individuellen Leben näher ſtehen; er trägt ſeine eignen Empfindungen auf ſie über und dichtet ihnen wie den ſtummen Umgebungen Menſchennatur an“ (Auerbach a. a. O.).

Wie im vorliegenden Gedicht die Spinne, ſo erſcheinen in andern Gedichten Hebels andre Thiere, ja Geſtirne, Tages- und Jahreszeiten in menſchlicher, näher in der Geſtalt der alemanniſchen Bauern und Bäuerinnen. Wie lieblich erſcheint die „Wieſe“ als das „gattige Markgräfler Meidli“! Man leſe weiter den „Käfer“ (I, 142), in welchem der Dichter die Befruchtung, das „Habermus“ (I, 154), in welchem er die Entwicklung der Pflanzen in lieblichſter Weiſe verſinnbildlicht; den „Morgenſtern“ (I, 119), der als „der Sunn ihr Büebli“ von dieſer „wie ne Hüenli“ eingethan wird; den „Abendſtern“ (I, 216), des Morgenſterns „Brüderli“, welches „mengem wiße Wülkli“ nachſpringt; den „Jenner“ (I, 175), der ſich brüſtet als der „beliebte, friſche, geſchickte, ſtarke Mann“; endlich die „Sonntagsfrühe“ (I, 162), in welcher der Sonntag dem Sonnabend die Arbeit abnimmt. Ueberall tritt uns das Leben, Schaffen, Sorgen, Genießen der alemanniſchen Bauern entgegen. Das meint Göthe, wenn er ſagt: „Wenn antike oder andere, durch plaſtiſchen Kunſtgeſchmack gebildete Dichter das ſogenannte Lebloſe durch idealiſche Figuren beleben, und höhere, Göttern gleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden an die

Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen; so verwandelt Hebel diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert auf die naivste, anmuthigste Weise durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint."

§. 22. Die Entstehung der alemannischen Gedichte.

Wir haben die Darstellung der Lebensgeschichte unseres Dichters (§. 19) abgebrochen mit dem Jahre 1791. In diesem Jahre ward er als Unterdiaconus an das Gymnasium zu Karlsruhe berufen, in welcher Stellung er, zunächst besonders in den untern Klassen, Unterricht in einigen fremden Sprachen und in den Naturwissenschaften*) zu ertheilen, auch mitunter zu predigen hatte. Die Liebe der Schüler, die er in seinen frühern Stellungen sich im höchsten Maße erworben hatte, ward ihm auch hier sehr schnell zu Theil. „Hebel hatte in hohem Grade die Gabe, zugleich auf leichte und angenehme Weise und mit reichem Segen zu unterrichten: und sowohl der Unterricht in den klassischen Sprachen als in der Naturgeschichte hat bei denen, die ihn zu genießen das Glück hatten, eine bleibende Liebe zu diesen Studien erweckt" („Aus Hebels Briefwechsel", Freiburg i. Breisgau 1860). Gleichen Beifall erwarb sich Hebel als Prediger. Seine einfach würdige, herzlich populäre Predigtweise erbaute den gemeinen Mann, wie den Gebildeten; der Markgraf von Baden, Karl Friedrich, war einer der eifrigsten Zuhörer Hebels. Diesem Umstande vornehmlich verdankte Hebel sein Aufrücken in eine höhere Stellung an dem Gymnasium zu Karlsruhe: er wurde 1798 zum Professor und Lehrer der hebräischen Sprache an der ersten Abtheilung des Gymnasiums befördert. Schon längst war er auch in den gesellschaftlichen Kreisen der damals aufblühenden Stadt ein unentbehrliches Mitglied geworden. Sein unübertrefflicher Humor, sein nie verletzender Witz, seine ausgezeichnete Erzählergabe machten ihn allen angenehm.

*) Diesem Unterricht haben wir die ausgezeichneten, an mehreren Stellen unseres Buches (vgl. besonders §. 42) erwähnten naturgeschichtlichen Darstellungen zu verdanken.

So hatten ſich alſo die äußerlichen Verhältniſſe Hebels ſo geſtaltet, daß er, wäre er ein andrer geweſen, die Heimat mit ihren Beſchränkungen und Entbehrungen wohl hätte vergeſſen können. Je mehr aber die ihn an Karlsruhe feſſelnden Fäden feſter wurden, deſto größer ward in ihm die Sehnſucht nach dem Land ſeiner Jugend. Dieſe Sehnſucht ſteigerte ſich in dem Grade, daß er noch 1805 ſchrieb: „Ich muß ins Oberland reiſen, ich muß aus der Wieſe trinken und die Geiſter im Röttler Schloſſe beſuchen, wenn ich nicht in kurzer Zeit zu dem gemeinſten, geiſtloſeſten Hardbewohner ermatten ſoll;“ noch 1808: „Ich habe wie eine Spinne Fangfäden in alle Straßen ausgeſponnen, um einer Chaiſe, die ins Oberland fährt, habhaft zu werden“; und ſelbſt noch in ſeinem 61. Jahre, im Frühlinge 1821: „Bin ich doch jetzt im 9. Jahre nicht mehr im Oberland geweſen, deſſen Sehnſucht, beſonders in dieſer Jahreszeit, mich ſo ſehr angreift und hält.“ Seinem Verlangen, das Oberland zu ſehen, konnte der Dichter wegen ſeiner Karlsruher Stellung begreiflicherweiſe nur ſelten und auf kurze Zeit nachkommen. So gründete er ſich denn, äußerlich angeregt durch Voſſens plattdeutſche Gedichte, dichtend ſeine alte Heimat in ſeiner neuen; eine Art Heimweh war, wie Gervinus ſich ausdrückt, die Stimmung, die Hebels Lieder erzeugte. Die meiſten derſelben entſtanden in dem Zeitraum von 1799 bis 1802.

Hebel, der ſeine Lieder zunächſt nur für ſich ſelbſt gedichtet hatte, um eben auf dieſe Weiſe in der Heimat zu ſein, konnte ſich erſt auf das Zureden einiger Freunde, unter denen die alemanniſchen Gedichte abſchriftlich umgingen, entſchließen, dieſelben drucken zu laſſen. So erſchien denn die erſte, nur 32 Gedichte umfaſſende Ausgabe im Jahre 1803*). Wie beſcheiden der Dichter ſelbſt von ſeinen Kindern dachte, ſieht man deutlich aus den Worten, mit denen er ſie einer befreundeten Familie in Hauſen überſchickte:

„Zwar nur Gamänderlein und Ehrenpreis,
nur Erdbeerblüthen, Dolden, Wohlgemuth,
und zwiſchen durch ein dunkles Rosmarin,
geringe Gabe. Doch, ſo gut ſie kann,
hat lächelnd und mit ungezwungner Hand

*) Unter den neueren Ausgaben iſt die mit Illuſtrationen von Ludw. Richter ausgeſtattete die werthvollſte.

des Feldes Muſe ſie in dieſen Kranz
gewunden, und der reine Freundesſinn,
der ihn dir bietet, ſei allein ſein Werth."

Ganz unerwartet kam daher dem Dichter die beifällige Aufnahme ſeiner Gedichte. Am meiſten that es ihm wohl, daß ſeine geliebten Oberländer an denſelben Gefallen fanden, und daß ſie unter ſeinen Freunden ungetheilten Beifall genoſſen. Eigenthümlich wirkten die beifälligen und ermunternden Recenſionen Jean Pauls und Göthe's auf den Dichter. Während ſie nämlich dazu beitrugen, Hebels Namen durch ganz Deutſchland zu tragen, fühlte er ſich dadurch in ſeiner Productionsfreude geſtört. „Dieſer Beifall, ſchreibt er 1805, hat mich zur Fortſetzung nicht aufgemuntert, ſondern verzagt gemacht; ich mag ihn nicht ſelber wieder wegſingen. Der Geiſt, der damals ſo ſtille über mir ſchwebte, iſt beſchrien und verſchwunden." So ſind denn in der That auch die ſpäter noch entſtandenen Gedichte faſt durchgängig von geringerm Werthe, als die frühern.

§. 23. Die Dialectdichtung vor Hebel und ſeit Hebel.

Es iſt ſchon angeführt worden, daß Hebel zu ſeinen Dichtungen äußerlich angeregt wurde durch den uns bereits bekannten Voß. Voß war im Mecklenburgiſchen, alſo in Niederdeutſchland, von geringen Eltern geboren und hatte auch bis zu Anfange ſeiner funfziger Jahre ſich meiſt in Niederdeutſchland aufgehalten: in Göttingen, um zu ſtudiren, in Wandsbeck, um bei Claudius und andern Freunden zu ſein, in Otterndorf und Eutin als Rektor. Seine Richtung auf das Volksthümliche führte ihn auch auf den Gebrauch des Volksdialectes, den er in einigen Idyllen mit Glück anwandte. Er hatte dabei die Abſicht, „die reiche und wohllautende Saſſenſprache nach den Regeln, wie ſie bis zu den Eltervätern vor Gericht, auf der Kanzel und im gebildeten Umgange gehört und in geiſtlichen und weltlichen Büchern geleſen ward, richtig und mit Auswahl zu behandeln; man dürfe alſo kein verwahrloſetes Plattdeutſch und noch weniger ein Plattdeutſch der beſondern Mundart in Holſtein, in Mecklenburg ꝛc. erwarten." Die künſtleriſche Compoſition und die fremdartige Form der bezeichneten Dichtungen hat ihnen den Eingang in das Volk verſchloſſen; doch muß eine davon hier Platz finden.

De Geldhapers.

Steffen.

Oha! kriegen wi Schatten? Man jappt kumm mehr: ſo gewaldig
Brennt de Sünn' am Häwen! Mi ſwaant, dat to Nacht wol en Wäder
Upſwarkt. Hier in dem Holt, hier weit anmodige Köling.
Dubbelde Köm, wenn he dobber is, köhlt; man de Hoorner is Fuſel.

Frans.

Trurige Hart makt hellig, wenn Laſt un Hitte datokumt.
Wes nich ſo närig, Ohle; du heſt et jo. Löſch in Morellen
Dienen Dörſt. Een Pund, dat ſchält vör Steffen un Frans nix,
De bald Mark' inſacken bi Duſenden! Hüt noch in Wansbeck
Halen wi unſe Quatern', un grawen uns morgen dat Erz ut.

Steffen.

Ah! wat is da to erzen! Wat bäteres glöſt bi dem Alhoorn,
Wo mi de Wünſchelrode den Schatt in der Eerde beteeknet.
Unriep Erz, as de Harzer bi wiesmakt, ſwält, wennt ſik luttert,
Nich ſo blau! Dat is Geld, dat in Ohldingstieden en Wrantpott
Nachts ingroof, un dem Böſen verpandede, bet man dem Urjan
Bringt up en Haar ahn' alle Gebräk de beſprakene Löſing.
Wenn ſik man drad' utſünd' en kantige Düwelsbanner,
Uns den Köter to putjen, de ſwart mit fürigen Ogen
Luurt, un vergrellt bi den Kölen de Tän' uns wieſet, un anglunpt!

Frans.

Dienes Fründs Beerſchillingsquatern' is ſo god as im Büdel!
Häwt ſick de Grapen mit Geld, dann beelen wi dienes un mienes,
Bröderlig; ha! un brocken uns Zuckerklütjen in Sirop.
Denk man ſülfſt: Een Swien, ſo drömde mi, keek in dat Finſter,
Un een Swien ut dem Finſter. Dat ſünd handgrieplige Nummers!
Dörtig Jahr bün ik ohld, twee kiekende Swien' an enander,
Mit veer Ogen im Kopp, un föſtein Ruten im Finſter:
Wiel ik körtens de een' utklingelde, as in der Bosheit
Ik de ledderne Hülle dem wrantigen Wiew' an den Kopp ſmeet.
Meenſt du böſige Joſt, dat ſo büdlige Dröme verſpälen?

Steffen.

Bröderken, top! wi beelen, wat under der Eerd' un im Glücksrad
Vör uns blöit. Di deed' en dügtige Slump ok wol nödig.
Schad' um den goden Frans! Sünſt läwd' he ſo flietig un drieſſam;
Un wat he makde, gerod' un dijede, dat ſik de Nawers
Wunderden. Nu verſpälſt du de Feddern ſogar ut dem Bedtüg'
In de Lottrij', un de Müſ' im Aetelſchappe verſmachten,
Wiel di dat Unglücksrad heel utſlägt bet up den Peddik!
Diene Fru, de den Gören dat leewe Brod ut dem Wocken
Möiſam treckt, de vertröſtet de hungrigen vaken am Spinnrad:

Kinderken, drögt ju de Tranen! Gewiß hüt Awend ut Wansbeck
Bringt he klöternde Ficken to Huuſ', un geſadene Kringel!
Bader kumt; un wat bringt he, as Flök' un leddige Körwe?
Gelt! de Morellen im Korf gahn wedder dahen vör den Inſatt!

Frans.

Weet nich de Keerl as en Pape to prädigen? Fäg man vör diener
Egenen Dör! Van der Hand in den Mund! Een Hemd an dem Tuunpahl,
Bröderken, eens an dem Liewe! De Satan luurt up dem Lotto,
As up dem Schatt! Wo het di de ſpuddige Snieder beſchummelt,
De di ſo väl Hoxpox vörmäkerde, ſüllſt ok den Urjan
Natodüweln verſtund, mit Swans, Klumpföten un Höörnern,
Un ſcharlakener Tunge, bet eens bi dem Galgen vör Hamborg
Meeſter Fix en beluurd', un de nüdlige Spökmondeering
Em de Bödel am Kaak utſtöwede! Süllwerne Spaden
Brukt, wer na Gelde gröft. Fief, ſeggen ſe, grepen vergäwens,
Un twee ſegen bedröwt. Du verſteiſt doch? Finger un Ogen.

Steffen.

Kennſt du dat andere Word? In dem Lotto ſpält mit des Landes
Kinderken Paaſch de Landespapa; man de Wörpel ſünd unklar.
Fief misgriepen ok dar; doch ſeen väl Ogen bedröwt to.

Frans.

Klöne du dweer un dwas, du Miemerer! Holla, in Wansbeck
Ward van dem Lottoaltan al luſtig gepaukt un trumpetet!

Steffen.

Nim doch den Brägen to Rade! De Südwind weit na der andern
Siede den Luud; un wi wanken umtrent noch midden im Luſtholt,
Mank hogſtämmigen Böken, Kaſtannien, Ellern un Ipern;
Wat? un du hörſt de Muſik? De Rodump raart, oder de Poggen
Unken im Pool; vällicht ok bölken de Koi' up der Weide;
Oder di mag links klingen dat Ohr, wiel van klöternden Ficken
Pratjet de Fru. Dullbrägen, wat ſleiſt du den Boom mit dem Prangel?

Frans.

Ah! ſo denk' ik ſe hüt mit langer Elle to mäten,
Rop' ick: Glük to'r Quatern'! un ſe ſegt: Leeg, klatrige Pracher!

Steffen.

Fuj, balſtürige Keerl, de dat Wieſ anſnauet un piſackt!
Eens ſo en ſedige Paar, dat ſöt, as Duffert un Dümken,
Dammelde! Trutelken vör, un Trutelken achter! ſo ging et
Jümmer im Huſ', im Garden, im Feld', as en ewige Bruddans.
Nu ſlet Börger un Buren de Lottoſülle verbullt het,
Kibbeln und kabbeln ſik beed', as Katten un Hund' um den Meelbrie.

Frans.

Weeſt du den luſtigen Swier, den de pucklige Maz mit dem Hackbrett

Leſt up der Hochtiedsköſte krijölede? Wiewer un Jumfern
Huchelden recht un krieſchden vör Wäl', un beſchenkden den Spälmann.
Hör mal; et plegt anmodig im grönen Buſche to klingen.

Steffen.

Stell' in den Schatten de Körw', un verpuuſte di hier up der Grasbank.

Frans.

Jaapt nich ſo ſehr,
Mien leew Kompeer,
Un ſnückert um de Deerens;
Se laten all
So nett un drall,
Aſſunderlich van fehrens.
Deels ſeen ſo fram un ehrbar ut,
Deels ſünd ſo ſlink, as ene Brud,
Mit Oegeln un mit Straken
De Keerls verleewt to maken.

En Deerensding
Hüppt um den Ring,
Un deit ſo leef un aarig;
Man as ſe friet,
Du leewe Tied!
Wo ward ſe kettelhaarig!
Den eerſten Morgen heet et: Fix!
Nim du de Schört, gif mi de Bürx!
Sunſt jag' ik ut den Plümen
Di up den Hönerwiemen!

Doot Dag un Nacht
Ut aller Macht,
Wat ſe befehlt un käkelt;
Doch warter wat,
Bald dit bald dat,
Begnägelt un bemäkelt.
Da murrt un gnurrt dat Murmeldeert;
Se rümpt de Näſ', un dreit den Steert:
Ja vaken kriegt ji Knüffel
Mit ehrem ſpizen Tüffel.

Drum gäwt Gehör,
Mien leew Kompeer:
Bliewt hübſch alleen im Neſte.
Wol oft bedrügt
En rod Geſicht,
Brun Haar, un witte Böſte.

Eerſt ſünd ſe aller Framheit vull;
De Brudnacht makt ſe ſplitterdull,
Den armen Mann to brüden:
Dat mag der Kukuk lieden.

Steffen.

Seegſt du den ſinnigen Minſchen, de mank dem Geſtrüke vöran bald
Slenderde, bald naſleek, un toleſt an dem Boome wat upſchreeſ?
Frans, nu ſmit he int Water mit platten Steenken, un grieſlacht,
Wenn et ſo wiedhen hüppt. De arme Minſch is wol unklok.

Frans.

O, de kumt as geropen to Möt', uns den Düwel to bannen!
Vörigen Dingsdag, Steffen, verköſd' ik em witte Johannsbeern,
Un van Lavendel un Roſen en Rükelken, bi dem Balbeder
Wilm, dem opperſten Kollektör, de ſo ehrlig un koppſaſt
Utſüht, awer nich ſnackt: he ſat dar achter im Luſthuſ',
Under den köligen Wieden, am Fleet der bunten Kattunbleek.
Hagel! wat legen herum vör gefährlige Böker geſtapelt,
Grot as de Karkenpoſtille, worut uns de Köſter des Sünndags
Dör de Brille ſo wat vördrönt, wenn de Preeſter den Snöw' het!
Brober, ik ſchuulde vördwas, un verſeerde mi öwer de Snörkels:
As wenn de Krein up den Snee henhüpperden! Awer de Blixkeerl
Bokſtabeert nich enmal, un weet van allem de Düding.
Ja, de Geſell verſäkert, he makt ſülſſt luſtige Riemels,
Un de giſt he in Druck: as dat ſnakiſche Ding, wo dat Stadvolk
Schäkert un murxt. Uprichtig! ſo drög et em let, he verſteit di
Mehr as Brod to äten, un ſackelt nich mit dem Düwel!

Steffen.

Schal ik em nagahn?

Frans.

Töf bet naher. Wie möten de Trecking
Eerſt anſehn. He duſſelt, ſobald upſleegen de Höner,
Gans deepſinnig alleen, bet to'r Schummering, achter im Krudhof;
Wo he den Geeſt aſpaßt, de up Awendſtralen heranwitſcht.
Gah du em mobig to Liew'. Eerſt wehrt he ſik; awer verſprikſt du
Goden Part an dem Schatt, bald treckt he de Piep' ut dem Sacke.

Steffen.

Frans, dann weeren wi klar; dann lat du den Harzer man afteen.
Säkerlig bruddelt de Wicht as en Bönhaſ' under den Bannern;
Dat he van Erz nich ſcheedet dat Geld, noch de Aare vam Grashalm.

Frans.

Röge di gau vörwas, un höre de Körw' up de Schuldern;
Oder wi kamen to lat.

Steffen.

Doch, Bröderken, nümmer to'r Untied.

Wenn di dat Glück todachde den Slump, ſo kalwt di de Oſſe.
Süh, wo de Swan langhalſig un witt up dem Blauen herumſtürt.
Blix! he ſlabbert dat Brod dem Töwerer gar ut den Fingern!
Nüdlig ſpeegelt ſik rechts dat gröne vergüldete Luſthuns
Im veerkantigen Diek, un de naakt darſittende Roland;
Links in dem Grawen de Toorn, wo as Wäderhahn en Markurjus
Blank mit goldenen Flünken ſik ſwenkt, as up dem Taback ſteit.

Frans.

Hörſt du? et paukt un trumpetet! Juchhei, de Quatern'! O ſo lop doch!

Steffen.

Jemini! welk en Gewöhl! wo et grölt, wo et ſpalkt un ramentet!
Alles im Drei, as de Mieren! Den Weg lang krimmeln un wimmeln
Kutſch' un Karjol', un damank Stöhlwagen mit frätendem Börſpann!
Links ſlampampt et un rechts, as im Jahrmark! Dar ut dem Finſter,
Töf! wenkt ene Mamſell, un röpt na Morellen un Eerbärn!
Wo ſik de ſniggere Deern utſlijede! wo ſe den Kopp dreit!

Frans.

Lat der Mamſell man de Höge vergahn! Dar wenkt de Quatern' uns;
Un hüt wenkt ſe nich falſch! De is ok ſnigger un moje!

Steffen.

Holt doch ewenen Draf! Stopp, ſtopp, langbeenige Staker!
Wat du vör Sprünge mi makſt! wo de Körw' um de Schulder di bummeln!
Jankt di dat Hart ſo ſwiedig? Du hüppſt as de Pogg' in dem Maanſchien!
Droos! bi dem Lottoaltan, dar ſlunkert et! Rund an den Ecken
Däniſche Rüter to Peerde! Wo lüchtet de Sünn' up de Sabels!
Nedden de Lungerer alle, mit ſtief anglarenden Ogen,
Alle mit aapenem Muul, as ſnijede Gold van dem Hemmel!
Bawen ſitten ſo ſtramm rodjackige Herren, as Dokters,
De mit Snören vull Tän' um den Hals Wormkoken verkopen.
Stolt up den türkiſchen Bund un den witt atlaſſenen Mantel,
Steit de Jung' as en Aap mit verbundenen Ogen, un grabbelt
Unſe Quatern' ut dem Rade. De allergnädigſte König
Makt ſik gewaldige Koſten, den armen Mann to beriekern! . . .
Wäder, de Nummers ſünd jo nich recht! Wat plierſt du henup, Frans?
Föhlſt du vör, dat du achter noch läwſt?

Frans.

Dat weet doch de Kukuk! . . .
Eerbärn, grot' Eerbären! Morelleken, ſöte Morellen!

Anmerkungen.

1. Jappen, mühſam athmen. Häwen, Himmel. Swanen, ahnden. Wäder, Gewitter. Upſwarken, aufwölken; Swark, ein großes ſchwarzes Gewölk. Weien, wehen. Dubbelde Köm, zweimal abgezogener Kümmelbrannt-

wein. Dobber, echt, brav, ſtark. Durch das Dorf Horn kommen die Bierländer mit Erdbeeren nach Wandsbeck. Fuſel, gemeiner Branntwein.

5. Hart, Herz. Hellig, kraftlos, lechzend. Närig, ſparſam, geizig. Ohle, Alter: eine ehrende Anrede, auch an Jüngere, wie Vader in Norwegen. Morellen, ſüße Kirſchen. Schälen, einen Unterſchied machen. Nach Marken, deren drei ein Thaler ſind, wird in Hamburg der Reichthum gezählt.

10. Glöſen, glimmen. Alhoorn oder Ellorn, Hollunder. Schatt, Schatz. Beteeknet, bezeichnet. Swälen, ohne Flamme brennen. Luttern, läutern. Ohldingstied, Zeit des Alterthums. Wrantpott, ein Mürriſcher. Drade, ſchnell. Kantig und veerkantig, derb, ſtark, tüchtig. Putjen, forthetzen. Vergrellt, ſtierblickend vor Wuth. Anglupen, heimtückiſch von untenauf anſehen.

20. Grapen, ein dreifüßiger Topf aus gegoſſenem Eiſen. Klütjen, Klößchen: Verkl. von Kluut, Kloß. Keek, kuckte, von kieken. Dörtig, dreißig. Rute, viereckige Scheibe. Körtens, kürzlich, jüngſt. Hülle, Mütze. Wrantig, mürriſch. Smeet, ſchmiß, von ſmieten. Döſig, dümmlich.

30. Blöien, blühen. Slump, unvermutheter Zug. Drieffam, betriebſam. Gerod' un bijede, gerieth und gedieh. Peddik oder Paddik, Mark, beſonders von Gewächſen. Gören, kleine Kinder. Wocken, Spinnrocken. Möiſam, mühſam. Trecken, ziehen. Vaken, oft. Drögt, trocknet. Klötern, raſſeln, klingeln. Ficke, Taſche. Geſadene Kringel, Prezeln von geſottenem Teige. Flook, Fluch. Inſatt, Einſatz.

45. Wo, wie. Spuddig, elend, unanſehnlich. Beſchummeln, betrügen; von ſchummeln, ſcheuern, fegen. Bäl, viel. Hoxpox, Hocuspocus. Börmäkerte, vormeckerte, als ſchwächlicher, und weil man die ehrſamen Schneider mit dem Ziegenbock höhnt. Den Urian nadüweln, des Erzfeinds Teufeleien nachmachen. Meeſter Fix, der Häſcher. Spölmondeering, Anzug zum Spuken. Bödel, Büttel. Kaak, Pranger. Utſtöwen, ausſtäuben. Gröft, gräbt, von grawen. Fief, fünf. Segen, ſagen. Grepen, griffen. Segen, ſahn, von ſeen. Bedröwt, betrübt.

54. Paaſch, Würfelſpiel. Klönen, mit gezogenem Laute reden. Dweer un dwas, kreuz und quer. Miemerer, Phantaſt. Al, ſchon.

58. Brägen, Gehirn. Wanken, gehen. Umtrent, ungefähr, beinah. Mank, zwiſchen. Iper, Ulme. Rodump oder Iprump, Rohrdommel. Raaren, laut rufen; Engl. roar. Pogge, Froſch. Pool, Sumpf. Bölken, brüllen. Köie (von Kou), Kühe. Pratjen, ſchwätzeln; von praten, ſchwatzen. Dullbrägen, Tollkopf. Sleiſt, ſchlägſt; von ſlahn. Prangel, Prügel. Mäten, meſſen. Leeg, klatrige Pracher! lüg, armſeliger Bettler.

67. Balſtürig, auffahrend, gewaltthätig. Anſnauen, anſchnauzen. Piſacken, quälen. Sedig, ſittſam. Söt, ſüß. Dammeln, tändeln. Süke, Seuche. Verdullen, toll machen. Kibbeln un Kabbeln (von kieven), wiederholt keifen, oder eigentlich beißen, mit dem Kiefer nagen; daher das alte Sprichwort: Am Riemen lernen die Hunde das Leder kiefen.

73. Swier, ein feſtliches Gelag und ein Reigen dafür, auch ein Trinklied. Leſt, neulich. Köſte, Schmaus. Krijölen, jauchzen, ſingen. Hucheln, laut lachen. Wäle, Ueppigkeit, Muthwillen. Sik verpuuſten, ſich verſchnaufen.

78. Nach einem Bierländer Swier gemacht. Japen, gaffen. Snückern, ſchnüffeln, löffeln. Drall, raſch, gedrungen. Straken, ſtreicheln. Aarig, artig, ſittig. As ſe friet, ſo wie ſie freit. Wo kettelhaarig (im Bremiſchen auch kibbelohrig), wie leicht aufgebracht. An den Haaren und Ohren litzelig oder empfindlich ſein, ſich nicht zupfen, foppen, anzapfen, zerren, noch weniger ſich ſcheeren, ſchabernaken, hohnecken, ſchnrigeln laſſen, ſind ebenſo deutliche Bezeichnungen der altväteriſchen Grobheit, als das häufige Spiel mit der Naſe; die Ausdrücke ſcherzen und necken verleugneten den Urſprung und gaben ſich für Feinheiten. Heeten, heißen. Schört, Schürze. Büxe, Hoſe. Plümen, Pflaumfedern. Wiemen oder Wiem, zuſammengeſchlagene Latten zum Aufhängen des Rauchfleiſches, oder worauf die Hühner des Nachts ſitzen, der Hühnerboden. Käkeln, plaudern. Warter, aus ward da, wird da. Gnägeln, murren. Steert, Sterze, Schweif. Knüffel (von Knuf), Schläge. Tüffel, Pantoffel. Böſte, Brüſte. Brüden, aufziehen.

119. Toleſt, zuletzt. Grieflachen, heimlich lachen. Wiedhen, weithin. Dies Spiel nennen die Kinder in Holſtein ſcheifern, in Bremen ſchirken, allgemein en Botterbrod ſmeeren. To Möte, zur Begegnung, entgegen. Rükelken, Sträußchen. Balbeder, Barbier. Fleet, Bach. Karke, Kirche. Snöwe, Schnupfen. Schulen, ſich aus Scham in Schlupfwinkel verbergen; henſchulen, verſtohlen hinblicken. Bördwas, ſeitwärts. Sik verfeeren, ſich entſetzen. Krein, die Krähen. Verſäkert, verſichert. Et let em drög, er ſieht trocken, ernſthaft aus. He verſteit mehr as Brod to äten, ein Sprichwort von ſolchen, denen man verbotene Künſte zutraut. He fackelt nich, er macht nicht viele Umſchweife, Umſtände.

138. Töf bet naher, warte bis nachher. Trecking, Ziehung. Duſſeln, wie betäubt, halb ſinnlos ſein. Schummering, Dämmerung. Krudhof, Gemüsgarten. Afpaſſen, ablauern. Part, Antheil. De Piep' ut dem Sacke trecken, ſprichwörtlich, von Herzen reden. Dem Dichter geſchah im Ernſt ein ſolcher Antrag.

144. Klar, aus der Verwirrung fertig. Man, nur. Afteen, abziehen. Brudbeln, pfuſchen. Bön, Bühne, Decke, oberer Boden: Bönhaſen heißen im Spott Handwerker, die ohne Vollmacht der Gilde heimlich in oberen Kammern arbeiten und von den Amtsmeiſtern gejagt werden.

147. Rögen, regen. Gau, ſchnell. Börwas, vorwärts. Bören, heben. To lat, zu ſpät. Stüren, ſteuern. Slabbern, mit klapperndem Schnabel eſſen. Töwerer, Zauberer. Veerkantig, viereckig. Roland, ein rieſenmäßiger Held, deſſen Bild in alten Städten ein Zeichen verliehener Freiheiten war; hier für eine große Statue des Mars. Toorn, Thurm. Flünke, Flügel. Markurius, Merkurius, deſſen kaufmänniſches Zeichen auf ſchlechtem Taback ſteht.

157. Grölen, unordentlich rufen. Spalken, mit Getöſe herumtoben. Ramenten, rumoren. Im Drei, im Umdrehn, Wirbel. Mieren, Ameiſen. Krimmeln, durch einander kriechen: von kleinen Thieren. Röpt, ruft, von ropen. Snigger, hübſch, munter. Utflijen, ausputzen. Höge, Gelüſt. Moje, ſauber, artig.

165. Draf, Trab. Stopp! halt, ſacht! Staker, wer nachjagt, eifrig ſtrebt, aufſpürt. Janken, vor Sehnſucht winſeln. Swiedig, unbändig.

He hüppt, as de Pogge (der Frosch) im Maanschien: ein Sprichwort, wenn einer im Laufen sich seltsam anstellt. Droos, Teufel. Flunkern, schimmern, prunken. Nedden, unten. Lungerer, wer sich lüstern geberdet; Engl. long, verlangen. Glaren, glühen, scheinen, funkeln. Snijen, schneien. Bawen, oben. Stramm, in steifem Staat. Rodjackig, rothgekleidet. Grabbeln, herauswühlen. Berikern, bereichern. Plieren, mit zusammengezogenen Augen scharf blicken. He weet nich vör, dat he achter läwt: ein Sprichwort von einem, der die Besinnung verlor.

• Gleichzeitig mit Voß dichtete **Usteri** in Zürich, ein Oberdeutscher, bekannt durch das allgemein gesungene Lied „Freut euch des Lebens", Idyllen und Lieder in schweizerischer Mundart. In der Wahl der Stoffe und in der Zeichnung der Personen und Zustände ist er glücklicher als Voß. Eins von seinen Gedichten („Es tripplet und schnüüflet im Cheller die Muus") finde ich sogar in ein Lesebuch aufgenommen; als classisch wird bezeichnet „Der Erggel im Steinhuus."

Warnig.

Es tripplet und schnüüflet im Cheller die Muus
Um d' Falle und hätti de Speck so gern druus:
Und schlüüft si denn ihne, und frißt en — o weh!
So isch si verlohre und gümplet nie meh!
Flieh, flieh!
Flieh, flieh!
Wenn de Lockvogel pfyft!

De Fischer setzt Aengel mit Würmlene dra,
Das Fischli umschwänzlet's, und lechzet dernah:
Es schnappet und schnappet, und hät's es — o weh!
So isch es denn gefangen und schwänzlet nie meh!
Flieh, flieh u. s. w.

Der Vogler steckt Rietli mit Beerene dra,
Das Finkli umflattert's, und möcht si gern ha:
Und chunnt es denn nächer, und frißt's es — o weh!
So isch es au gfange, und singt es nie meh!
Flieh, flieh u. s. w.

Du hüpfist dur's Läbe so munter und froh,
Es lockt dir, es pfyft dir, bald hie und bald do:
Laß locke, laß pfyfe, wenn's scho niemert wehrt,
Und denk, was di's Fischli und's Vögeli lehrt:
Flieh, flieh!
Flieh, flieh!
Wenn de Lockvogel pfyft!

Zu den namhafteren Vorgängern Hebels gehört endlich ein Nürnberger Flaſchnermeiſter, **Grübel** (geb. 1736, geſt. 1809), der in der fränkiſchen Mundart dichtete*).

Der Schloſſer und ſein Geſell.

A Schloſſer haut an G'ſell'n g'hat,
Der haut ſu langſam g'feilt,
Und wenn er z' Mittog geſſ'n haut,
Dau ober haut er g'eilt.
Der eiherſt in der Schüſſel drin,
Der letzt' ah wieder draus,
Es iß kah Menſch ſu fleißi g'weſt
Van (beim) Tiſch in ganz'n Haus.

Öiz (jetzt) haut amaul der Maſter g'ſagt:
G'ſell! dös verſteih ih niht,
Es iß doch ſu mei Lebta g'weſt,
Und weil (ſo lange als) ih denk, die Ried (Rede):
Su wöi mer ärbet, ißt mer ah;
Bei dir geiht's niht aſu (alſo),
Su longſam haut noh kahner g'feilt
Und ißt ſu g'ſchwind wöi du.

Ja! ſagt der G'ſell, dös waß ih ſcho,
Haut all's ſein gont'n Grund;
Des Eſſ'n wörd halt goar niht lang,
Die Aerbet verzih Stund.
Wenn ahner möiſt (müßte) an ganz'n Tog
In an Stück eſſ'n fort,
Thät's af die Letzt ſu longſam geih,
Als wöi ban Feil'n dort.

Seit Hebel hat ſich die Zahl der Dialectdichter außerordentlich vermehrt; aber viele ſind kaum des Nennens werth. Der Beifall, den Hebels Dichtungen mit Recht fanden, übertrug ſich mehr aus Intereſſe an der neuen Form als am Inhalte auch auf ſeine Nachfolger und Nachahmer. Faſt jede Landſchaft fand ihren Dichter und jeder Dichter ſeine Leſer, zumal ſich ſelbſt Göthe nicht nur für die Hebelſchen Dichtungen erklärt, ſondern auch ſelbſt das bekannte Liedchen: „Uf'm Bergli bin i geſäſſe" ꝛc. im Schweizerdialect gedichtet hatte.

Schweizerlied.

1. Uf'm Bergli
Bin i geſäſſe,
Ha de Vögle
Zugeſchaut;
Hänt geſunge,
Hänt geſprunge
Hänts Näſtli
Gebaut.

2. In ä Garte
Bin i geſtande
Ha de Imbli
Zugeſchaut;
Hänt gebrummet
Hänt geſummet,
Hänt Zelli
Gebaut.

3. Uf d' Wieſe
Bin i gange,
Lngt' i Summer-
vögle a;
Hänt geſoge
Hänt gefloge
Gar z' ſchön hänt's
Gethan.

*) Mit dieſen drei iſt die Zahl der vorhebelſchen Dialectdichter keineswegs erſchöpft. Es ſei beiſpielsweiſe erinnert an den Berner G. J. Kuhn († 1775), an den Schwaben Seb. Sailer († 1777), an den Mecklenburger D. G. Babſt († 1800) und an das bekannte, urſprünglich im ſamländiſchen Dialect gedichtete, ſpäter durch Herder übertragene Lied von Simon Dach: Anke van Tharaw öß, de my gefällt; ſe iß mihn Lewen, mihn Goet on mihn Gölt.

4. Und da kummt nu
Der Hanſel
Und da zeig i
Em froh,
Wie ſie's machen,
Und mer lachen
Und machen's
Au ſo.

Von den bedeutendern Dialectdichtern, die nach Hebel aufgetreten ſind, ſind die am meiſten genannten:

Bornemann, ein geborner Gardelegener, alſo ein Niederdeutſcher, ſpäter Lotterie-Director zu Berlin. Er gab noch bei Hebels Lebzeiten „Plattdeutſche Gedichte" heraus (1811), die namentlich wegen des in ihnen ſich offenbarenden preußiſch-patriotiſchen Sinnes Anklang fanden. In einige Leſebücher iſt aufgenommen:

Der alte Fritz.
(Altmärkiſche Mundart.)

De olle Fritz, Pots Schlag in't Huus!
Dät was en König as en Duus!
Groot von Geſtalt woar he juſt nich,
Dät Groote ſatt äm innerlich.

Sien Rock un Wams un Stäbelpoar
Was ock dät nie'ſte nich von't Joahr,
Oft keck dät Unnerfudder ruut,
He ſach drüm doch as König uut.

Sien Wünſchelhoot was ook ſo ſo,
Sien Krückſtock paßte ganz derto;
Doch, ſprach he mit dem Krückſtock wat,
Hem ſe verflucht Reſpekt gehat.

Sien Ogenſtroahl was Sunnenlicht,
Un wer von äm en ſcharp Geſicht
Bi dumme Striek (Streiche) in Ungnoad kreg,
Dem was, as wenn de Blitz äm ſchlög.

Leet he ſick up de Stroat moal ſehn,
Was Klein un Groot flink up de Been,
Mit Juchhei! „Hoch leb' Voader Fritz!"
Und in de Luft flog Hoot un Mütz.

Satt he to Peer (zu Pferd), denn hem de Jung'n
An Toom (Zaum) un Bägeln ſick gehung'n.
„De Schimmel ſchleit! Jung's ſeht ju vör!"
Reep Fritz, denn gung't recht bunt erſt her.

Up vornehm ſin kamm äm niſcht an,
He ſprack mit dem geringſten Mann,
Un leet ſick in den Satz nich ſtör'n,
Dät alle ſiene Kinner weer'n.

All Joahr leet he de Böker (Bücher) breng'n,
De Roathsherrn mußten Räcknung leg'n,
Un wenn äm wat verprudelt was,
Doa ſchreef de Düwel glick den Paß.

Un woll de Fiend äm in dät Land,
He was vorweg all bi de Hand,
Drüm hät he in de Kriegsgeſchicht
Den Namen „Noaber Flink" gekriegt.

Dät ſegg' ick hier: ſön' König as
De olle Fritz von Prüßen was,
Is noch nich weſt, un kümmt, forwoahr!
Nich wädder in mänch duſend Joahr.

Holtei, ein Schleſier, längere Zeit Director des Theaters zu Breslau, in den weiteſten Kreiſen bekannt durch ſein Mantellied („Schier dreißig Jahre biſt du alt") und einige andre früher viel

geſungne Lieder („Fordre Niemand mein Schickſal zu hören" „Denkſt du daran"), veröffentlichte 1830 ſeine „Schleſiſchen Gedichte", von denen ich einige in Leſebücher aufgenommen finde, z. B.

An Hebel.

Dich, du ſeltſamer Mann, hatt' ich im Sinne und Härzen,
Weil ich der wullte partu a Brieſel wullt' ich der ſchreiben,
Und do wullt' ich der ſchicken de ganzen ſchlä'ſchen Gedichte;
Wullte ſprechen zu dir: a Häbel biſt de gewäſen
Fur de Liederle hie'! denn nimmermeh hätt' ich geſungen
Ei' (in) där ſchlä'ſchen Weiſe, hätt's nich' alemanniſche Getichte. —
Mit a'm Stäker vo' Guld huſt du mer'ſch Härze bergriffen,
Huſt de mer'ſch ümgerührt im Leibe, huſt mer'ſch gebrochen,
Huſt mer'ſch wieder korirt mit deinem Flaſchel vull Balſem.
Jemerſch, o jemerſch, ne ne, was biſt du doch fur a Tichter!
Ei' dam Büchel vo' dir, do find't ma' alles und jedes,
Wie ei' der ganzen Natur hat's Winter drinnen und Summer,
Härbſt und Frnhjohr und Laub und Blitz, Sturm, Dunner und Rägen,
Urdenär abgemolt ſein Menſchen, Thiere und Wälder,
Und de Beme die blih'n, wie bir ſu räden de Menſchen.
Jemerſch, o jemerſch, ne ne, ma' kan' ſich nich' ſat' an der läſen!
Siech, das wullt ich der ſa'n, ju (ja) ſchreiben und wullte der'ſch ſchicken,
Oder (aber) nu huſt d'mer dan Puſſen geſpielt und biſt mer geſturben! ...
Und wu ſol ich der nu' de ſchlä'ſchen Getichte hinſchicken?
Ei' de Stadt, wu de wohnſt, do giht kene Puſt und ke Fuhrmann!
Nu' ſo ſchick' ich der niſcht, du huſt a ſu viel nich' verloren.
Oder ich kan mei' Maul und kan's nu' emol nich' halten.
Und verkündigen muß ich meine beſcheidene Ehrfurcht,
Biſt de geſturben gleich, ma' kan do' noch mit der räden,
Denn de biſt ju nich' tud, derweil' de unſtärblich biſt, Häbel!
Antwort gibſt de mer och ... ich weß ſchund, wu ich dich finde.
Wenn, daß der Mai irſcht' kimmt, dar blaſſe niedliche Junge
Mit ſe'm grinen Haar und ſeinen Appel-Blit'-Backen,
Wenn de Stürche klappern, de Lirchen ſchrillen und ſteigen,
Do ei's blihende Grin geh' ich mit ſammt deinem Büchel,
Halt's ei' der Hand und niedergekniet uf ärndt (irgend) annen Hübel.
Wul mit Zähren im Oge, wil ich laut rufen dich: Häbel,
Hir'ſcht de mich? hä?? Do müßt's mit rechten Dingen nich' zugihn,
Spräche der Mai nich' zu mir: Du tar'ſcht nich' ſu ſchrei'n, denn a hirt dich.

Kobell, in München geboren und ſpäter daſelbſt Profeſſor der Mineralogie, beſitzt die ſeltene Gabe, zwei Dialecte, den oberbairiſchen und pfälziſchen, zu dichteriſchen Zwecken zu verwenden.

Vertrau'n.

Kimmt juſt a' trübi Zeit,
Verlier' drum nit glei' d' Schneid,
Sie kimmt und muaß aa' wieder geh',
Sunſt thaat d' Welt lang ſcho' nimmer beſteh'.

Schau, wo koa' Sunnaſchei',
Muaß freili' der Schattn ſei',
Gib aber Acht, ſo ſiehſt es guat,
Wie bald er's Platzl wechſeln thuat.

Er bleibt nit auf oan' Fleck
Er ziegt ſchö' kloaweis weg,
Und der der Sunna kumma'dirt,
Derſell 'n Schattn aa' regiert.

Drum luſti' oder trüb
Und wie's kimmt, z'load (zu leid) und z'lieb,
Laß di' nit bringa ausanand'
Und denk', du biſt in Gottes Hand.

Simrock, geboren zu Bonn, bekannt durch ſeine ausgezeichneten Verdienſte um die ältere deutſche Dichtung — er hat z. B. die beſte Ueberſetzung des Nibelungenliedes geliefert, eine ausgezeichnete Sammlung von Volksliedern, desgleichen von Weihnachtsliedern, ein deutſches Räthſelbuch, ein deutſches Kinderbuch, eine Sammlung der geſchichtlichen Sagen und der Volksbücher herausgegeben — hat im niederrheiniſchen Dialect einiges gedichtet.

Die Siebenſchläfer.

1. Et woren drei Sivveſchlöfer
De ſchleefe ſivve Johr.
2. We de ſivve Johr heröm ſenn,
Do waach den Enen op
3. Onn rihv ſich ens de Ogen
Onn ſähd: „Et brüllt en Ohs."
4. Onn als he dat geſaat hatt,
Streck he ſich widder hin
5. Onn ſchleef met dä zwei andre
Obe neues ſivve Johr.
6. We de ſivve Johr heröm ſenn,
Do waach den Andern op
7. Onn rihv ſich ens de Ogen
Onn ſähd: „Et wor en Koh."
8. Onn as he dat geſaat hatt,
Streck he ſich widder hin
9. Onn ſchlef met dä zwei andre
All widder ſivve Johr.
10. We de ſivve Johr herom ſenn
Do waach den Dretten op
11. Onn rihv ſich ens de Ogen
Onn ſähd: „Wat Ohs, wat Koh?
12. Lot Enen eckerſch ſchloſe,
Mer kütt jo nett derzo."
13. Dat woren de Sivveſchlöfer!
Ich glöv, ſe ſchlofe noch.

Fritz Reuter, ein geborner Mecklenburger, iſt ein Dichter von ausgezeichneter Begabung, der zugleich ſeine Mundart (die mecklenburgiſch-vorpommerſche) mit einer Meiſterſchaft handhabt, wie ſonſt keiner. Seit 1853 hat er die deutſche Litteratur mit immer neuen Producten ſeiner Muſe beſchenkt, von denen das bedeutendſte den Titel „Hanne Nüte", ein anderes den Titel „Olle Kamellen" führt. Aus den „Läuſchen und Riemels" theile ich eine Probe mit.

Dat kümmt endlich doch an den Rechten.

De oll Poſtmeiſter Möller fröggt
Den Jungen, de de Breiw' (Briefe) utdröggt:
„Heſt Du de Breiw' beſorgt, Jehann?“ —
„„Ja, Herr!““ — Ok den, de an
Den Jehann Kriſchan Engel wir,
De bi den Snider Block is in de Lihr?
Heſt Du ſin Wahnung endlich ſunnen?“
„„Ja, Herr,““ antwurt't de Burs, nachdem hei ſik beſunnen,
„„Ja, Herr. Doch mit den ollen Breiw
Dor gung mi dat tauirſt ganz eklich ſcheiw;
De Sak, de was ſihr biſterig,
Denn in de Laagerſtrat, dor wahnt hei nich,
Un wahnt en En'n lang wider an den Strand;
Un wahnt nich rechtſch, — ne, linker Hand;
Un wahnt ok nich in't drübde Stock, —
Ne! hei wahnt unnen in en Keller;
Sin Meiſter is nich Snider Block, —
Sin Meiſter, de heit Snider Teller;
Hei ſülwſt, hei heit nich Kriſchan Engel, —
Ne, hei heit Ann'meriken Dürten Riſt,
Un't is ook keinen Snider-Bengel, —
Ne, Herr, 'ne olle Waſchfru is't.““

Dieſe wenigen Proben einiger Dialecte mögen genügen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Volkslehrer für den Dialect, den er in ſeiner Jugend vielleicht ſelbſt geſprochen hat, und für den, welchen die von ihm zu unterrichtenden Kinder etwa ſprechen, dasjenige Intereſſe hat, welches ihn betreffende Leiſtungen, auch wenn dieſe auf allgemeinere Anerkennung nicht Anſpruch machen können, ſelbſt aufſinden und benutzen lehrt. So wird der Holſteiner die Gedichte von M. Asmuß, K. Runge, F. Dörr u. a., der Oſtfrieſe die von F. H. Müller, der Mecklenburger die von Joh. Brinckmann, D. G. Babſt, Gieſebrecht u. a., der Bremer die von F. H. Müller, C. Tannen, Maria Mindermann u. a., der Märker die von Schwerin, Dräger u. a., der Oberſachſe die von Döring, der Mansfelder die Sagen von Gibelhauſen, der Altenburger die Volksklänge von Ullrich, der Niederöſtreicher die Dichtungen von Caſtelli, der Wiener die von Klesheim, der Schweizer die Gedichte von Stutz, der Schwabe die von Seb. Sailer, der Elſäſſer die von Arnold, der Pfälzer die Lenningſchen Erzählungen nicht unbeachtet laſſen.

Als niederdeutſches Gegenſtück zu Hebels alemanniſchen Gedichten empfehle ich den „Quickborn“ von **Klaus Groth** (Hamburg, Perthes-Beſſer u. Mauke, 1 Thlr.).

Quickborn, ein niederdeutſches Wort, bedeutet „lebendiger Quell.“ Die Niederdeutſchen nannten Orte an perennirenden Quellen ſo. Das ahd. quëk bedeutet ſo viel als lebendig; davon iſt abgeleitet das ahd. quickjan und das niederd. quicken d. i. unſer „erquicken.“ Der ahd. Stamm quëk hat ſich erhalten in Queckſilber, Quecke, Queckenwurzel.

Als der Quickborn 1852 zum erſten Mal erſchien, machte er ungemeines Aufſehen; denn aus ſeiner Heimat, dem Lande der Ditmarſchen, hatte man dergleichen am allerwenigſten erwartet. War man ja gewohnt, das Plattdeutſche als Gemeindeutſches anzuſehen, das allenfalls für den Bauer und ſeinen Knecht gut genug ſei. Das Land der Ditmarſchen aber hatte man, trotz ſeiner reichen hiſtoriſchen Vergangenheit und ſeiner niederdeutſch ausgeprägten Eigenthümlichkeiten faſt ganz vergeſſen. Allenfalls wußte man, daß es die Heimat Klaus Harms' war, jenes gewaltigen Predigers, der auch in Lehrerkreiſen bekannt iſt durch ſeinen Gnomon.

Das Land Ditmarſchen liegt im nordweſtlichen Winkel von Deutſchland zwiſchen den Mündungen der Elbe und Eider. Ueber ſeine Geſchichte ſiehe die dem Quickborn beigegebene „Nachricht an den Leſer.“

Es mag ſein, daß Klaus Groth durch den vorhin genannten, außerordentlich begabten Fritz Reuter weit übertroffen iſt: ich empfehle meinen Leſern aus allem Plattdeutſchen dennoch vornehmlich den Quickborn, und zwar, wenn es die Geldmittel erlauben, die von Speckter illuſtrirte Ausgabe (Hamburg, Perthes-Beſſer u. Mauke; daſelbſt ſind auch die wohlfeileren Ausgaben erſchienen).

O. Speckter, durch ſeine Illuſtrationen zu Hey's Fabeln ein Liebling der Kinderwelt, iſt ſelbſt Niederdeutſcher und hat mit ausgezeichnetem Geſchick die niederdeutſchen Geſtalten Groths uns zur vollen Anſchauung gebracht. Der Leſer und Beſchauer gewinnt ſo ein treues Bild niederdeutſchen Lebens; und ſelbſt wenn er dieſes mit eignen Augen ſchon kennen gelernt hat, wird er an den Speckterſchen Bildern ſich erfreuen und ihren veredelnden Einfluß erfahren. Außerdem veranlaſſen ſie ihn, und das iſt ein nicht minder großer Gewinn, mit derſelben Stärke zum nachdenklichen Leſen, wie die

ſchon erwähnten Holzſchnitte L. Richters zu Hebels alemanniſchen Gedichten. Der Leſer hat endlich, wenn er im Beſitz beider Werke iſt, in Text und Bild mannigfache Veranlaſſung und Gelegenheit, nord- und ſüddeutſches Leben mit einander zu vergleichen.

Probe aus dem Quickborn.

Min Moderſprak*).

Min Moderſprak, wa (wie) klingſt du ſchön!
Wa büſt du mi vertrut!
Weer ok min Hart (Herz) as Stahl un Steen,
Du drevſt (triebſt) den Stolt herut.

Du bögſt (biegſt) min ſtiwe (ſteifen) Nack ſo licht (leicht)
As Moder mit ern Arm,
Du ſichelſt (koſeſt) mi umt Angeſicht
Un ſtill is alle Larm (Lärm, Aufregung).

Ik föhl mi as en lüttjet (kleines) Kind,
De ganze Welt is weg.
Du puſt (hauchſt) mi as en Voerjahrswind (Frühjahrswind)
De kranke Boß (Bruſt) torecht.

Min Obbe (Großvater) ſolt mi noch de Hann'
Un ſeggt do mi: Nu be (bete)!
Un „Vaderunſer" fang ik an,
As ik wul fröher de (that).

Un föhl ſo deep (tief): dat ward (wird) verſtan
So ſprickt dat Hart ſik ut,
Un Rau (Ruhe) vunn Himmel weiht mi an
Un allns is webder gut!

Min Moderſprak, ſo ſlicht und recht,
Du ole frame Red (alte milde Rede)!
Wenn blot (bloß) en Mund „min Vader" ſeggt,
So klingt mi't (mir es) as en Bed (Gebet).

So herrli klingt mi keen Muſik
Un ſingt keen Nachtigal;
Mi lopt je glik in Ogenblick
De hellen Thran hendal (hinab).

Klaus Groth iſt 1819 zu Heide, dem Hauptort der Landſchaft Norderditmarſchen, geboren. Nachdem er die Seminarbildung zu Tondern erhalten hatte, wurde er Mädchenſchullehrer in Heide. Ein ſtarker Wiſſensdrang ließ ihn ſeine körperliche Geſundheit miß-

*) Vgl. damit: „Die Mutterſprache" von Schenkendorf.

achten, und die Erfolge deſſelben veranlaßten ihn, ſeine Entlaſſung zu nehmen (1847). Seitdem lebte er, um ſeine Geſundheit herzuſtellen, auf der Inſel Fehmarn, wo die meiſten ſeiner Gedichte entſtanden. Eine Anzahl derſelben ſind von ſeinem Freunde Leonhard Selle, bei dem er auf Fehmarn wohnte, componirt. Die freundliche Aufnahme, die dem Dichter dieſe bis dahin noch nie gehörten Klänge bei Klaus Harms in Kiel bereiteten, veranlaßte ihn, von 1853 bis 1855 daſelbſt ſeinen Aufenthalt zu nehmen. Seit 1855 hat er in Hamburg, Süd- und Weſtdeutſchland gelebt, befindet ſich aber gegenwärtig wieder in Kiel und hat in neueſter Zeit in Angelegenheiten des Vaterlandes ſeine Muſe zu wiederholten Malen reden laſſen.

§. 24. Der Dialect in der Volksſchule.

Die Frage, welche Verwendung und Pflege der Dialect in der Volksſchule erfahren ſolle, iſt ſeit ungefähr 25 Jahren namentlich von niederdeutſchen Lehrern beſprochen worden. Der niederdeutſche Lehrer nämlich mußte, je näher er dem Herzen ſeiner Schüler zu treten ſuchte, umſomehr die Kluft gewahr werden, welche durch die Verſchiedenheit der hochdeutſchen Sprache, die er redete oder reden ſollte, von dem niederdeutſchen Volksdialect, den allein ſeine Schüler verſtanden und ſprachen, zwiſchen ihm und dieſen befeſtigt war. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatten ſich die Lehrer wenigſtens der Landſchulen ungehindert der Mundart ihrer Schüler bedient, hatten zum großen Theil ſelbſt eine nur mangelhafte Kenntniß des Hochdeutſchen beſeſſen. Mit den größeren Anforderungen, welche die ſpätere Zeit an ſie und die Schulen ſtellte, ſchien der Gebrauch der niederdeutſchen Mundart unmöglich zu werden. Die Lehrer fingen wohl gar an, ſich der Mundart, die ſie in jüngern Jahren ſelbſt geſprochen hatten, zu ſchämen, und dehnten ihren Vertilgungskrieg gegen dieſelbe bis auf die Gaſſen und in die Häuſer aus. Die Einſichtsvolleren gebrauchten ſie wenigſtens noch als Mittel zur Verſtändigung.

Der große Umſchwung, welcher in dem Urtheil über die Mundarten durch die berühmten Sprachforſcher Jacob und Wilhelm Grimm u. a. herbeigeführt wurde, ließ wieder eine andre Anſicht der Sache

gewinnen, und der frühere unverständige Eifer gegen die Mundart verkehrte sich in einen noch unverständigeren Eifer für dieselbe. Einzelne fingen an, dem Niederdeutschen völlig gleichen Werth mit der hochdeutschen Sprache beizumessen, und hoben gar hervor, daß das Niederdeutsche nicht eine Mundart, sondern eine neben der hochdeutschen völlig gleichberechtigte Sprache sei. Groths eigne übertriebne Hochstellung seiner „herrlichen, edlen Sprache der alten Sassen", unterstützt durch die mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Gedichte des Quickborn und das lebendige, doch meist nur sprachliche Interesse am Dialect, das einige Sprachgelehrte denselben übermäßig preisen ließ, machten gar das Gelüst rege, die Niederdeutschen als eigne Nation von der sprachlichen Oberherrschaft der Hochdeutschen zu emancipiren. Es wurde unmäßig der Satz betont, daß das Leben einer Nation in seiner Sprache pulsire, und daß, wer einem Volke seine Sprache nehme, es auch seines Lebens beraube. Man übersah ganz die seit Jahrhunderten fest gewordene providentielle Stellung des Hochdeutschen über jedem nieder- oder oberdeutschen Dialect, und daß die Dialecte einer fortgehenden Verschlechterung*) und Gebietsminderung**) entgegengehen, ja, bei dem fort und fort sich steigernden, in alle Lebensverhältnisse und Volksschichten eindringenden Verkehr entgegengehen müssen. Man übersah, daß kein der Vergangenheit angehöriges Ding: keine Sprache, keine Sitte, keine Tracht, keine Weltanschauung ꝛc. sich wieder heraufbeschwören läßt, sondern daß die neue Zeit sich neue Anschauungs-, Sprach- und Lebensformen schafft***).

Indessen bleibt die oben voraufgestellte Frage natürlich noch lange Zeit in Geltung; sie wird aber sofort eine etwas veränderte Antwort erhalten, wenn z. B. nur der Bahnhof einer Eisenbahn an das Dörfchen gelegt wird, oder wenn das Städtchen eine Garnison erhält, oder wenn in der Gegend Fabriken angelegt werden u. dgl. In einem großen Theil Mitteldeutschlands, nämlich zu beiden Seiten der oben angegebenen Grenzlinie zwischen dem Ober- und Nieder-

*) Cl. Harms: „Wi könnt gar nicht mehr rein plattdütsch spreke."

**) „De gude Sprak!" klagt Cl. Harms, „alleen wat hölpt't eenmal, wi holn se nicht, un wie möhtn de hochdütsche nicht op!"

***) Diese Bemerkung sei zugleich gegen das selbst nach der Mitte Deutschlands zu sich ungebührlich breit machende Slaventhum gerichtet.

deutſchen, hat jene Frage ſchon längſt nur noch den Sinn, ob man vielleicht aus irgend welchem Grunde dialectiſche Stücke in die Leſebücher aufnehmen und einer Beſprechung unterwerfen ſoll. In dieſem Sinn iſt die Frage zu bejahen; doch wäre es eine Mißkennung der Bedürfniſſe der Volksſchule, wenn man in ein Leſebuch für die Provinz Schleſien z. B. alemanniſche Gedichte aufnehmen wollte. Denn um ſprachliche Vergleichungen zwiſchen den verſchiedenen Dialecten unter ſich und mit der hochdeutſchen Sprache anzuſtellen, dazu hat die Volksſchule keinen Raum; und um den Schülern etwa zu veranſchaulichen, daß man in andern Gegenden Deutſchlands anders ſpricht, dazu iſt unbeſtreitbar der Vortrag eines mundartiſchen Stückes von Seiten des Lehrers um vieles wirkſamer, als das mit ſo vielen Schwierigkeiten verknüpfte Leſen von Seiten der Schüler. Etwas anderes iſt es, wenn der heimatliche, wenn auch im Verderben oder Erſterben begriffene Dialect eine angemeſſene Berückſichtigung im Leſebuche erfahren kann. Dadurch wird die Verbindung zwiſchen Schule und Elternhaus enger, und mit der daraus ſich ergebenden Liebe zur Heimat wird die Liebe zum ganzen Vaterlande gepflegt.

Weiter nach Süden, namentlich aber weiter nach Norden wird die Frage brennender, und es iſt das Verdienſt Burgwardts, ſie für Norddeutſchland von allen Seiten beleuchtet und die ſelbſt unter Lehrern und Vereinen derſelben Gegend weit auseinandergehenden Antworten ſorgfältig geſammelt zu haben.

Burgwardt (Rector zu Wismar), Morgenſtimmen eines naturgemäßen und volksthümlichen Sprach- und Schulunterrichts in niederdeutſchen Volksſchulen. Leipzig 1857 u. ö. 1 Thlr. 1 Sgr. 6 Pf.

Burgwardt gruppirt die Antworten in Bezug auf die Forderungen hinſichtlich der Berückſichtigung der Volksmundart folgendermaßen (S. 245, 246):

1. Nach dem Grundſatze: „Vom Bekannten zum Unbekannten" iſt die Mundart der Schüler beim Elementarunterricht und beſonders beim erſten Leſe- und Anſchauungsunterricht — ja auch beim erſten Religionsunterricht — nach Bedürfniß gelegentlich zu berückſichtigen, um das Verſtändniß des hochdeutſchen Schulunterrichts anzubahnen. (Der Altonaer pädagogiſche Verein, Dieſterweg u. a.*)

*) Ich nenne von den bei Burgwardt angeführten Männern jedesmal nur die bekannteren.

2. Der Dialect der Schüler ist

a) bei dem vorbereitenden Sprachunterricht (7. allgemeine deutsche Lehrerversammlung in Hamburg) und

b) auch noch weiterhin im Sprachunterricht gelegentlich zu berücksichtigen.

3. Der Volksschüler ist von seiner Mundart aus in die Schriftsprache einzuführen:

a) in die Schriftsprache der für ihn bestimmten hochdeutschen Bücher, indem man im Unterricht einmal von der Mundart aus- und dann in der Behandlung dieser schriftdeutschen Bücher nach Bedürfniß wieder auf die Mundart zurückgeht, damit der Schüler diese Bücher lesen und durch daran geknüpfte Schreibübungen auch lerne, die Dinge, welche das Leben von ihm verlangt, einigermaßen hochdeutsch zu Papier zu bringen (v. Raumer),

b) in die abstractere Schriftsprache selbst classischer Litteraturstücke:

aa) durch Vergleichung der Mundart mit der Schriftsprache auf Grundlage plattdeutscher Erzählungen, Sagen ꝛc., welche die Schüler dem Unterrichte mündlich überliefern, sowie auch durch besondere methodische Uebungen in denjenigen Formen der Schriftsprache, welche von der Mundart abweichen (Honcamp u. a.),

bb) durch Vergleichung der Mundart mit der Schriftsprache auf Grundlage von Schriftstücken in der Mundart (Oldenburger Lehrerversammlung) und besonders zur Anbahnung eines vergleichenden Sprachunterrichts überhaupt (Gutbier).

4. Die Hauptmundarten sind für die Volksschule zur Schul- und Bücherſprache zu erheben (Wackernagel u. a.).

Bei der Darstellung seiner eignen Ansicht, die mit keiner der hier dargestellten ganz übereinstimmt, geht Burgwardt von der Voraussetzung zweier gänzlich geschiedener Geistes- und Culturgebiete aus. „Ich gewahrte, heißt es S. 102, endlich mehr und mehr nicht nur zwei ganz verschiedene **Sprach**-, sondern auch zwei gänzlich geschiedene **Geistes**- oder **Cultur**gebiete, nämlich das der hochdeutschen Litteratur und das der plattdeutschen Volkscultur; und auf dem erstern, dem kleinern, in höhere Regionen sich erhebenden, begegnete ich dem

litterarischen, abstracten und höhern Bewußtsein der Gelehrten und Gebildeten; auf dem letztern, dem größern, weithin durch die Niederung sich erstreckenden, dem erfahrungsmäßigen, traditionellen und volksthümlichen Bewußtsein der plattdeutschen Volkscultur — der großen Masse." Seine Ansicht fixirt Burgwardt schließlich so:

„In niederdeutschen Volksschulen ist die allgemeine Volkssprache — d. i. die wirkliche Muttersprache der Schüler — als die von der Natur gegebene Grundlage des gesammten Schulunterrichts zu behandeln:

1. als Grundlage der hochdeutschen Sprachbildung, der praktischen und besonders der schriftlichen, in der Weise, daß
   a) nicht allein die ersten Sprech- und Sprachübungen an die Muttersprache der Kinder anknüpfen, sondern
   b) die Schüler auch, sobald sie dazu fähig sind, während ihrer ganzen Schulzeit die für die Jugend geeigneten gehaltvollsten Schriftstücke niederdeutscher Sprache unter richtiger Anwendung der hochdeutschen Rechtschreibung, Casus- und Rectionslehre vergleichend ins Hochdeutsche übertragen und dadurch
   c) befähigt werden, auch ursprünglich Eigenes, als Erzählungen, Berichte, Beschreibungen, Briefe u. s. w. in ihrer kindlichen und volksthümlichen Anschauungs- und Denkweise und in dem einfachen, kurz gehaltenen Satzbau der plattdeutschen Sprache richtig hochdeutsch aufzuschreiben, so daß also bei diesem Sprachunterricht
   d) auf die doch stets nur stümperhaft bleibende Nachahmung der mehr zusammengesetzten und kunstvoll gebauten — und eben dadurch den Niederdeutschen nur verwirrenden — Satzgefüge der abstracten Schriftsprache von vornherein ausdrücklich verzichtet werde;

2. als Grundlage des gesammten Schulunterrichts, indem durch einen solchen Sprachunterricht die volksthümliche Anschauungs-, Denk- und Ausdrucksweise in freiem Hochdeutsch auch in den Religions- und andern Unterrichtsstunden an die Stelle der litterarischen Schul- oder Büchersprache trete."

In Bezug auf die practische Ausführung dieser Ansicht im Einzelnen muß ich meine Leser auf Burgwardts oben genanntes Buch und seine sonstigen Schriften verweisen; welche Erfolge er ihr bei-

mißt, sieht man aus der Behauptung, „daß mit der rechten Verwendung der Volkssprache im Schulunterricht sich eine Reform in unsern Volksschulen geltend machen wird: tiefer greifend, fruchtbarer und segensreicher, als selbst die von Pestalozzi angebahnte“ (S. 121).

Herr Burgwardt ist ein Fanatiker seiner Ansicht; daher die maßlose Kritik des bisher üblichen Sprachunterrichts in der 1. Abtheilung seines Buches; daher die grenzenlosen Prätensionen eines sichern Reformatorenthums; daher die ermüdende Ausführlichkeit in der Anführung andrer Stimmabgeber. Aber kein Lehrer wird das Buch ohne Belehrung und Anregung aus der Hand legen.

Möchten sich doch immer mehr Lehrer finden, die aus dem dialectischen Reichthum der deutschen Sprache sich bereichern lernten! In ihm bricht sich die herrliche Eigenthümlichkeit deutschen Wesens in vielen Farben. Daher sollte der Lehrer eine Vergleichung der Dialecte unter sich und mit der hochdeutschen Sprache anstellen; er sollte, mag er in Ober- oder Niederdeutschland sein Werk treiben, nicht nur etwa mit den sogenannten Provinzialismen bekannt sein, sondern eine genaue Kenntniß der von der hochdeutschen Grammatik abweichenden etymologischen, Casus-, Rections-, Conjugations- und syntactischen Verhältnisse haben; er sollte insbesondere den Dialect seiner Umgebung fort und fort studiren, um durch dieses Studium immer tiefer in das Anschauungs-, Denk- und Gemüthsleben der Sprachgenossen seiner Schüler einzudringen und sich dadurch den Weg zum Herzen seiner Schüler und deren Eltern zu bahnen; er sollte, um zu der so oft gepriesenen, nimmer genug zu preisenden Popularität zu gelangen, die Sprachweise des Volkes fortgehend mit Hingabe beobachten.

Hebels und Groths Dichtungen nebst den dazu gegebenen Glossaren und Anmerkungen mögen die Grundlagen des dialectischen Studiums des Lehrers bilden. An weitern Hilfsmitteln für einfachere Bedürfnisse fehlt es zur Zeit immer noch. Während wissenschaftliche Bedürfnisse befriedigt sind und befriedigt werden durch Grimms vortreffliche Leistungen in der Grammatik, durch Weinholds „Grammatik der deutschen Mundarten“, durch Firmenichs „Germaniens Völkerstimmen“, durch eine eigne von Frommann redigirte, nunmehr eingegangene Zeitschrift: „Die Mundarten“, und durch eine große Zahl von dialectischen Wörterbüchern (Schmeller,

für die bairiſchen Dialecte, Danneil für den altmärkiſchen u. a.): fehlt es den deutſchen Seminarien noch immer an einer Grammatik, welche, von dem Beckerſchen Formalismus ſich losmachend, und, was noch ſchwerer wiegt, von den erbärmlichen Abklatſchen desſelben erlöſend, in angemeſſenen Grenzen das ältere Hochdeutſch und die noch lebenden Mundarten berückſichtigte; und an einer kleinen Sammlung, in welcher die Hauptmundarten in ihren vorzüglichſten Erzeugniſſen vertreten wären.

§. 25. Hebel der Erzähler. Auerbach. Stöber. Joſephſon.

Der kluge Richter.

(WW. II, 12.)

Daß nicht alles ſo uneben ſei, was im Morgenlande geſchieht, das haben wir ſchon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit ſoll ſich daſelbſt zugetragen haben. Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldſumme, welche in ein Tuch eingenäht war, aus Unvorſichtigkeit verloren. Er machte daher ſeinen Verluſt bekannt und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl ſein! So nimm dein Eigenthum zurück!“ So ſprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewiſſens, und das war ſchön. Der Andere machte auch ein fröhliches Geſicht, aber nur, weil er ſein verloren geſchätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um ſeine Ehrlichkeit ausſah, das wird ſich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdeſſen geſchwinde nach, wie er den treuen Finder um ſeine verſprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund,“ ſprach er hierauf, „es waren eigentlich achthundert Thaler in dem Tuch eingenäht, ich finde aber nur ſiebenhundert Thaler. Ihr werdet alſo wohl eine Naht aufgetrennt und eure hundert Thaler Belohnung ſchon herausgenommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch.“ Das war nicht ſchön, aber wir ſind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längſten, und Undank ſchlägt ſeinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die hundert Thaler als um ſeine unbeſcholtene Rechtſchaffenheit zu thun war, verſicherte, daß er das Päcklein ſo gefunden habe, wie er es bringe, und es ſo bringe, wie er es gefunden habe. Am Ende kamen ſie vor den Richter. Beide beſtanden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der Eine, daß achthundert Thaler eingenäht geweſen ſeien, der Andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht verſehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des Einen und die ſchlechte Geſinnung des Andern zum Voraus zu kennen ſchien, griff die Sache ſo an. Er ließ ſich von beiden über das, was ſie ausſagten, eine feſte und feierliche Verſicherung geben und that hierauf folgenden Ausſpruch: „Demnach, wenn der Eine von Euch achthundert Thaler verloren, der Andere aber nur ein

Päcklein mit ſiebenhundert Thalern gefunden hat, ſo kann auch das Geld des Letztern nicht das nämliche ſein, auf welches der Erſtere ein Recht hat. Du, ehrlicher Freund, nimmſt alſo das Geld, welches du gefunden haſt, wieder zurück, und behältſt es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur ſiebenhundert Thaler verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rath, als du geduldeſt dich, bis derjenige ſich meldet, der deine achthundert Thaler findet." So ſprach der Richter, und dabei blieb es.

Dieſe Erzählung beginnt mit einigen einleitenden Worten, die Beziehung nehmen auf früher mitgetheilte „Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande" (II, 7 ff.). Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten Hebels, ſeinen Erzählungen dergleichen Einleitungen öfter vorauszuſchicken. Gewöhnlich ſind dieſelben bei weitem charakteriſtiſcher, als es bei der vorliegenden Erzählung der Fall iſt. So, wenn Hebel, um den allgemeinen Erfahrungsſatz gleich voranzuſtellen, die Erzählung „Kindesdank und Undank" mit den Worten beginnt: „Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerkſam iſt, daß Menſchen im Alter von ihren Kindern wieder ebenſo behandelt werden, wie ſie einſt ihre alten und kraftloſen Eltern behandelt haben" (II, 8); oder wenn er, um die Neugier zu erregen, „Glück und Unglück" einleitet: „Auf eine ſo ſonderbare Weiſe iſt Glück im Unglück und Unglück im Glück noch ſelten beiſammen geweſen, wie in dem Schickſal zweier Matroſen in dem letzten Seekrieg zwiſchen den Ruſſen und Türken"; oder wenn er, um aufmerkſam zu machen, dem „Kannitverſtan" die Worte vorausſchickt: „der Menſch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen oder Gundelfingen ſo gut als in Amſterdam Betrachtungen über den Unbeſtand aller irdiſchen Dinge anzuſtellen ꝛc." (II, 90); oder wenn er, um der Geneigtheit des Leſers im voraus ſich zu verſichern, den „Prozeß ohne Ende" mit der Bemerkung anfängt: „nur weil es unter allen Ständen einfältige Leute giebt, giebt es ſolche auch unter dem achtungswerthen Bauernſtand, ſonſt wäre es nicht nöthig" (II, 242); oder endlich, wenn er, um ſeine Aufgabe als Kalendermacher zu bezeichnen, der Krone ſeiner Erzählungen, dem „Schneider in Penſa" dieſe köſtliche Einleitung giebt: „ein rechtſchaffener Kalendermacher, zum Beiſpiel der Hausfreund, hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, nämlich, daß er die Wege aufdecke, auf welchen die ewige Vorſehung für die Hilfe ſorgt, noch ehe die Noth da iſt, und daß er kund mache das Lob vortrefflicher Menſchen, ſie

mögen doch auch ſtecken, faſt wo ſie wollen“ (III, 89). Man wolle daran denken, wie im gewöhnlichen Leben, namentlich vom gemeinen Mann, Erzählungen begonnen werden; faſt nie fehlen ihnen einleitende Worte, und wäre es nur das faſt nichtsſagende: ich will euch einmal etwas erzählen! Der Erzähler fällt nicht gern mit der Thür ins Haus. So iſt alſo jene Eigenthümlichkeit Hebels echt volksthümlicher Natur, in ihrer Erſcheinung aber, wie die angeführten Beiſpiele zeigen, mannichfaltig, maßvoll und edel.

Wir kommen zur Erzählung ſelbſt. Ihr Schauplatz iſt das Morgenland, ihr Gegenſtand einer der gewöhnlichſten Vorgänge, der ebenſo gut in Emmendingen oder Gundelfingen oder Segringen oder Braſſenheim hätte ſtatthaben können. So verſetzt Hebel ſeinen oberländiſchen Bauer — denn das ſei gleich hier bemerkt, daß Hebel im Grunde genommen für niemand anders ſchreibt, als für ſeinen Landsmann — mit ſeinen heimatlichen Anſchauungen und Begriffen in ein fernes Land. Höchſt charakteriſch. Denn kein Bauer, ſo ſehr er ſich für die kleinſten Vorgänge in ſeinem Dorfe, wenn ſie ihm mündlich mitgetheilt werden, intereſſirt, kann auf die Dauer gefeſſelt werden durch ſchriftlich aufgezeichnete Erzählungen, die aus ſeiner Feldmark nicht heraustreten. Das Ferne, das Ungewöhnliche, ſelbſt das Abenteuerliche zieht ihn bei weitem mehr an. Hätte Hebel ſeiner Erzählung das Oberland zum Schauplatz gegeben, ſie hätte ſeinen Leſer nicht halb ſo ſehr ergetzt. Auch wenn der Schauplatz der Erzählung nur eine der nächſtliegenden Städte iſt, ſo iſt die Aufmerkſamkeit des Landbewohners ſchon angeregt. Dahin hat er ſich ja ſchon als Kind geſehnt, da hat er als Knabe Wunderdinge geſehen, da hat er ſpäter den Bruder oder Vetter beſucht, im Marktgewühl ſich vergnügt oder ein Schöpplein getrunken. Da trifft er alte Bekannte oder ſonſt namhafte Leute: den Lindenwirth, den Barbier von Segringen, den Zundelfrieder. Da findet er nach Jahren den Kirchthurm noch ebenſo ſtehen und die Pferdekrippe wieder an derſelben Stelle und in der nämlichen Nachtmütze den Wirth. Dies iſt der Grund, weshalb nur wenige von Hebels Erzählungen, obgleich ſie für den Landmann geſchrieben ſind, auf dem Lande ſpielen; wenigſtens verlegt ſie Hebel in einer Weiſe, daß man den Schalk hindurchblicken ſieht, auf „ein gewiſſes Dorf, das er wohl nennen könnte“, oder auf das „benachbarte Dorf.“

Behaglich ſchreitet nun unſre Erzählung vorwärts, ehrlich und anſchaulich auch die kleinen Nebenumſtände berichtend („welche in ein Tuch eingenäht war") und überall die innere Betheiligung des Erzählers verrathend („das war ſchön", „das war nicht ſchön"). Hie und da nähert ſich die Erzählung, aber immer nur im einzelnen Ausdruck, alſo nie bis zur Langweiligkeit, der volksthümlichen Breite („daß er das Päcklein ſo gefunden habe, wie er es bringe, und es ſo bringe, wie er es gefunden habe"); an verſchiedenen Stellen geht ſie in ungezwungenſter Weiſe über in das Geſpräch; ein Umſtand, der nicht wenig dazu beiträgt, ihr einen lebendigen Fortgang zu verſchaffen. Die Zeichnung der einzelnen Perſönlichkeiten, obgleich nur in wenigen Zügen gegeben, iſt durchaus charakteriſtiſch (vgl. z. B. „ihr werdet alſo wohl ꝛc."). Die Ausdrucksweiſe iſt überall correct, nirgends gedrechſelt, nirgends verſchroben. Der ſittliche Geiſt, der ſich hier als Freude an der Ehrlichkeit offenbart, iſt deutlich erkennbar über die ganze Erzählung ausgegoſſen; an einer Stelle tritt er in der Anführung zweier allbekannter Sprichwörter hervor. Der Schluß des Ganzen iſt, wenn nicht überraſchend, ſo doch durch die Rede des Richters feſſelnd und befriedigend.

Die beregten Vorzüge der Erzählungsweiſe Hebels finden wir mehr oder minder deutlich in allen ſeinen Erzählungen wieder. Auf einiges möchte noch aufmerkſam gemacht werden müſſen.

Hebel weiß auch einen Einfall, „der nicht weit her iſt", beſtens einzukleiden (II, 10. 11. 197. III, 8. 26); der Humor, mit dem er ſolche Einfälle zu erzählen verſteht, iſt geradezu unübertrefflich. Eine nicht minder wohlthuende Wirkung hat die nicht zu verkennende deutſche Gemüthstiefe, wie ſie in gar manchen Erzählungen, am ſchönſten in dem „Schneider in Penſa" hervortritt. Den nachhaltigſten Segen aber haben Hebels Erzählungen dadurch, daß der Leſer in ihnen immer „etwas wie ein kleines Goldkörnlein" findet, das er nicht zu verſchmähen braucht, ſei es ein Körnlein der Belehrung oder der Ermahnung. Wie viel Hebeln an der ſittlichen Einwirkung auf das Landvolk gelegen war, ſieht man beſonders daraus, daß er häufig am Anfang, häufiger noch am Ende eine oder einige Lehren, die der geneigte Leſer „merken" ſoll, ausdrücklich ausſpricht; daß er „nützliche Lehren", unter die er auch ſeine Sprichwörterbearbeitungen ſtellt, in einfacher, aber um ſo eindringlicherer Weiſe ſeinen Leſern

darbietet; daß er ſelbſt manche ſeiner Gedichte, vielleicht zum Nachtheil derſelben, ſchließlich auf eine „Lehre“ auslaufen läßt.

Wenn wir uns nun etwa die Frage vorlegen, wie Hebel der Erzähler wurde, ſo werden wir daran denken müſſen, daß neben ſeiner Herkunft und natürlichen Begabung der lange Verkehr mit dem Landvolk und die ſinnige Beobachtung von deſſen Weſen, die wir ſchon bei den Gedichten zu bemerken Gelegenheit hatten, die Grundbedingungen ſeines Erzählens geweſen ſind. Die geſellſchaftlichen Verhältniſſe der Reſidenz trugen ſodann weſentlich dazu bei, daß das Talent zur Ausgeſtaltung kam.

Zur Heiterkeit, ja zur Luſtigkeit in einem hohen Maße geneigt, hatte ſich Hebel, auch noch nachdem er 1805 zum Kirchenrath und 1808 zum Director des Gymnaſiums befördert worden war, der Fröhlichkeit eines geſellſchaftlichen Kreiſes in Karlsruhe ungezwungen hingegeben. Das Drechsleriſche Kaffeehaus, wo Hebel zu Mittag ſpeiſte, ſah ihn auch des Abends in jenem Kreiſe, in dem beſonders durch ſeinen Einfluß Witz und Laune der allbeherrſchende Geiſt wurde. Bei Taback und Wein vergnügte man ſich an der Löſung von Räthſeln und an der Erzählung von Schnurren. Keiner that es Hebeln zuvor. Vieles von dem, woran wir uns jetzt noch ergetzen, iſt zuerſt durch dieſe „Räthſel- und Schnurrenakademie“ hindurchgegangen. Die Veranlaſſung zur Veröffentlichung war eine äußerliche.

Das Gymnaſium zu Karlsruhe gab ſeit langer Zeit einen für die badenſchen Lande privilegirten Kalender heraus. Hebel, mit den Bedürfniſſen des Volkes wohl bekannt und die Bedeutung eines Kalenders für dasſelbe richtig erfaſſend, hatte in mehreren Gutachten über eine vortheilhaftere Einrichtung des Kalenders ſich ausgeſprochen, und dies hatte zur Folge, daß ihm die Redaction jenes badenſchen Landkalenders 1806 übertragen wurde. Der Jahrgang für 1807 erſchien unter dem bisherigen Titel, der Jahrgang für 1808 unter dem Titel „Rheinländiſcher Hausfreund.“ Blieb dieſer Kalender der Natur eines Landkalenders gemäß mit ſeinen allerſeits gern geleſenen Erzählungen und Belehrungen vorzugsweiſe auf Baden beſchränkt, ſo trug das „Schatzkäſtlein des rheinländiſchen Hausfreundes“, eine zuerſt 1811 erſchienene Geſammtausgabe der in den Jahrgängen von 1808—1811 bereits gedruckten Erzählungen, Hebels Namen in weitere Kreiſe.

Das „Schatzkästlein," eines der beſten Volksbücher, welche wir in der deutſchen Litteratur überhaupt beſitzen, iſt ſeit 1811 in vielen Auflagen, jüngſt auch in einer illuſtrirten Ausgabe erſchienen. Eine Auswahl für die reifere Jugend „Hebels ausgewählte Erzählungen des Rh. Hausfreundes" iſt von Karl Stöber beſorgt worden (1847 u. ö.).

Wir wollen an dieſer Stelle dreier Männer gedenken, in deren Erzählungsweiſe der Einfluß Hebels unverkennbar hervortritt: Auerbachs, Stöbers und Joſephſons.

Berthold Auerbach, ein Landsmann Hebels und, obgleich Jude, dieſem mannigfach verwandt, iſt mit großem, aber nicht eben ſegensreichem Erfolg als Erzähler für das Volk aufgetreten in ſeinem „Gevattersmann", der, eine Nachahmung des Rheinländiſchen Hausfreundes, als Volkskalender in mehreren Jahrgängen (1844 ff.) und nach ſeinen beſten und volksthümlichſten Beſtandtheilen als „Schatzkäſtlein des Gevattersmannes" (Stuttg. Cotta 1856) noch einmal erſchienen iſt. Nicht wenige von den hier dargebotenen, zum Theil vortrefflichen Erzählungen ſind zunächſt in die ſüddeutſchen, dann auch in norddeutſche Leſebücher übergegangen. Unberechtigtes Lob wie unberechtigter Tadel hat der Gevattersmann im reichſten Maße erfahren; ſeinen Herausgeber lernen wir ſpäter noch näher kennen.

Karl Stöber iſt derjenige Meiſter unter den neuern chriſtlichen Volksſchriftſtellern, der mehr als jeder andre es verſteht, eine kürzere Erzählung niederzuſchreiben mit jener Anſchaulichkeit in der Darſtellung der Situationen, mit jener Ueberſichtlichkeit in der Gruppirung der einzelnen Partien, mit jener Beſtimmtheit in der Zeichnung der Perſonen, mit jenem Humor in der Faſſung des einzelnen Gedankens und in der Verknüpfung der Umſtände, wie wir alles dies bei Hebel gefunden haben. Er unterſcheidet ſich von dieſem durch ein tieferes Gründen in dem Boden des Evangeliums. Wie ernſt er es, mit Hebel verglichen, nimmt, ſieht man z. B. daraus, daß er in der oben angeführten Auswahl aus Hebels Erzählungen im Andenken „an die Haſenſchlingen im Zaun und an den Frieder über dem blühenden Fliederbuſch" die Geſchichten von dem Zundelfrieder und dem Zirkelſchmied weggelaſſen hat. In unſern neuern Volksſchulleſebüchern fängt er faſt an, Hebel den erſten Rang ſtreitig zu machen. „Der Solenhofer Knabe", „Weſſen Licht brennt länger", „Der Schneider

von Gaſtein", „Der Bredil", „Friede ernährt, Unfriede verzehrt" und einige andre Erzählungen haben bereits ihren geſicherten Platz.

Stöber iſt 1796 zu Pappenheim bei Nürnberg geboren und daſelbſt ſeit 1842 Pfarrdecan und Schulinſpector. Damit hängt der Umſtand zuſammen, daß ſeine Erzählungen meiſt Baiern zum Schauplatz haben und daher in Süddeutſchland bekannter ſind als in Norddeutſchland. Sie ſind in einer Geſammtausgabe von 4 Bänden à 1 Thlr. erſchienen. Eine Auswahl daraus „Ausgewählte Erzählungen" umfaßt 2 Bände à ⅞ Thlr. Von dem Einzelnen iſt am meiſten empfehlenswerth das vortreffliche Textbüchlein zu jedem Kalender: „Kalendergeſchichten für alles Volk und für alle Zeit." 1847 u. ö. 10 Sgr. Stöbers Bekanntſchaft mit der Pflanzenwelt rührt daher, daß er, der Sohn eines Apothekers, in der Jugend fleißig „Kräuter" geſammelt hat.

Neben Stöber müſſen wir **Joſephſon** erwähnen, einen weniger bekannten aber ſehr begabten Erzähler, der auch als geiſtlicher Dichter ſich ausgezeichnet hat. Seine meiſt ſehr kurzen Erzählungen „Broſamen für theure und wohlfeile Zeit" erſchienen zuerſt in ſeines Freundes Barth Jugendblättern, dann beſonders gedruckt in zwei Sammlungen (à 18 Sgr.).

Joſephſon iſt 1809 zu Unna geboren, war ſeit 1832 Pfarrer in Iſerlohn, ſeit 1851 Diviſionsprediger in Münſter, dann Seminardirector in Cöslin und iſt ſeit 1863 Superintendent zu Barth in Pommern.

§. 26. Hebels Räthſel. Das Räthſel überhaupt. Das Räthſel in der Volksſchule.

Das Spinngewebe.

(WW. I, 278.)

In eine lichte Rotunde ſchaut
Hinauf mein ſtaunender Blick,
Von Adams Erzeugten hat's keiner gebaut,
Dies künſtliche Meiſterſtück.
Seine Säulen ſind nicht von Marmor, von Holz,
Von keinem Metall, doch ſchwebt es ſtolz
In freier Weite, trotz furchtbar'n Gewalten,
Sich ſelber vermögend im Sturme zu halten.
Wer mißt ſeine Balken, wer zählet die Menge
Der luſtigen Hallen, der ſchwebenden Gänge?

In der Mitte die waltende Herrſcherin wohnt,
In ſtrahlender Mitte die Herrſcherin thront.
Nun melde mir Kunde,
Wie heißt die Rotunde?
Sie iſt nicht des Himmels laſurener Bogen,
Der ſich ſpiegelt und bricht in den Meereswogen,
Eine Mördergrube meine Rotunde iſt,
Den Pilgrim zu ihr die Herrſcherin frißt.

Wie zwiſchen Volkslied und Kunſtlied, Volksſpruch und Kunſtſpruch, ſo kann man auch zwiſchen Volksräthſel und Kunſträthſel unterſcheiden. Der Unterſchied iſt dem zwiſchen Volks- und Kunſtlied, Volks- und Kunſtſpruch ganz analog. Das obige Räthſel Hebels iſt ein Kunſträthſel. Es zeichnet ſich aus durch den Adel ſeiner Sprache, durch die ſorgfältige Wahl der Ausdrücke, durch den würdigen Gang des Rhythmus. Als Spiel des Witzes kann es gar nicht angeſehen werden; vielmehr iſt es ein poetiſches Erzeugniß, würdig, jenen Räthſeln Schillers an die Seite geſtellt zu werden, von denen Hoffmeiſter („Schillers Leben") ſagt, ihre Gegenſtände ſeien immer allgemein bedeutend, beziehungsreich, groß und allbekannt; der Verſtand werde durch ſie zwar ebenfalls gereizt, aber auch ohne die Auflöſung ſeien ſie liebliche Bilder, welche, auch noch unenthüllt, Ohr, Einbildung und Gefühl anmuthig unterhalten; ihr Zweck liege gar nicht darin, den Verſtand möglichſt zu verwirren und zu quälen, ſondern uns den Gegenſtand ſelbſt, wenn wir ihn errathen haben, durch ſeine geiſt- und phantaſiereiche Darſtellung intereſſanter, lieber, achtbarer, bewundernswürdiger zu machen. Wenn ſich dies von allen Räthſeln Hebels ſagen ließe, ſo wäre er unſer erſter Kunſträthſeldichter. Allein, was er hier, ohne es zu wollen, geleiſtet hat, davon entfernt er ſich in ſeinen meiſten Räthſeln auf eine auffallende Weiſe. Meiſt ſind ſie Zwitterdinge zwiſchen dem Volks- und Kunſträthſel. Ihre Entſtehung macht das begreiflich. Die Geſellſchaft im Drechsler'ſchen Kaffeehauſe und ſpäter im Muſeum, für welche dieſe Räthſel zunächſt beſtimmt ſind, wollte nicht einen äſthetiſchen Genuß haben, ſie wollte — lachen; und ſo könnten ihr denn Räthſel gegeben werden, die kaum einer Auflöſung fähig ſind, oder ſolche, die auf eine irreführende Auflöſung berechnet ſind, die ſogenannten Doppelräthſel (Nr. 14, 17, 18, 56, 64, 105), oder ſolche, die gar zu trocken ſind (Nr. 85), oder endlich ſolche,

die geradezu ſchnurrig genannt werden müſſen (Nr. 69). Als eine bedeutende Leiſtung können wir hiernach die Räthſel Hebels nicht anſehen. Daß ihm die Bedeutung, welche das Räthſel im Volksleben hat, bekannt war, zeigt z. B. ſein „Räthſelhandel" (II, 136).

Die Entſtehung von Räthſeln geht in die urälteſte Zeit aller Völker zurück. Der dem Geheimnißvollen ſtets zugewandte, aber unverkünſtelte Geiſt des Volkes liebte es, einfachen Naturanſchauungen durch die Form der Frage einen räthſelhaften Ausdruck zu geben. So entſtand die einfachſte Art des Räthſels, die ſogenannte Räthſelfrage, noch jetzt in ungebundener und gebundener Rede bei den Kindern und bei dem Volk am meiſten beliebt: Welcher Vogel ſieht dem Storch am ähnlichſten? (die Störchin). Ihr lieben Leut, Was dies bedeut: Hat ſieben Häut, Beißt alle Leut? (die Zwiebel). Erſt bei weiter vorgeſchrittener Entwickelung entſtanden die übrigen Arten des Räthſels: das Worträthſel nebſt allen ſeinen Variationen, dem Homonym, Logogryph, Anagramm, Palindrom ꝛc., das Silbenräthſel oder die Charade, das Buchſtaben-, Schreibzeichen-, Bilderräthſel, das complicirte Räthſel, das Zifferräthſel*). Von allen dieſen Arten des Räthſels ſind nur die Räthſelfragen und die einfachern Wort- und Silbenräthſel echt volksthümliche Formen, und dieſe letztern ſind, wie wir ſchon geſehen haben, auch in den Bereich der Kunſtpoeſie gezogen worden. Nächſt Schiller hat Schleiermacher, der bedeutendſte Theologe der erſten Jahrzehnte dieſes Jahrhunderts (ein Zeitgenoſſe Hebels), eine größere Zahl guter Räthſel (meiſt Charaden) geliefert.

Sammlungen von Räthſeln ſind ſchon ſehr früh entſtanden und jetzt in bedeutender Anzahl vorhanden. Die reichhaltigſte Sammlung von wirklichen Volksräthſeln iſt Simrocks „deutſches Räthſelbuch", Frankfurt a. M., ein echtes Volksbuch. „Es enthält keine zwei- und mehrſilbigen Charaden, ſondern Witzſpiele, in denen die Weisheit von der Gaſſe ſich übt und oft die tollſten Sprünge macht" (O. Glaubrecht). — Die beſten Sammlungen für Kinder ſind das „Räthſelbüchlein" von G. Scherer, Stuttg. 1862, 10 Sgr., und der „Räthſelſchatz" von Brüllow und Schäffer, Berl., Sprin-

*) So gruppirt Friedrich („Geſchichte des Räthſels." Dresden 1860. 1 ⅓ Thlr.) die verſchiedenen Arten des Räthſels.

ger 1863. 168 S. Jede dieſer Sammlungen bietet dem Lehrer im Ueberfluß, was er für ſein Haus und ſeine Schule etwa braucht.

Der Gebrauch des Räthſels in der Volksſchule muß ſtets ein ſehr beſchränkter bleiben. Die Schüler ſind um den Lehrer verſammelt nicht zum Spiel, ſondern zu ernſter Thätigkeit, nicht zu einſeitiger Erweckung der Verſtandeskräfte oder gar bloß des Witzes, ſondern zur Herausbildung des Menſchen Gottes aus dem natürlichen Menſchen. Der verwerflichen Sitte, in den letzten Stunden oder Tagen vor dem Schluß die Schulordnung zu ſuspendiren, hat neben dem Erzählen oder Vorleſen auch das Aufgeben von Räthſeln dienen müſſen. Davor hüte ſich der Lehrer! Eine Schulordnung muß eine heilige Ordnung ſein. Dagegen hat das Räthſel, auch ſchon auf den untern Stufen, überall da ſeine Stätte, wo, was früher Denk- oder Verſtandesübung genannt wurde, hervorzutreten eine Berechtigung hat. Allgemeine Regeln über Auflöſung und Beſprechung laſſen ſich bei der Verſchiedenheit der Räthſel nicht geben. Die Anfertigung von Räthſeln durch die Schüler hat manches Anregende, doch hat die Volksſchule dazu im allgemeinen keinen Raum.

Wie das Räthſel als Grundlage zu ſchriftlichen Ausarbeitungen in der Schule dienen kann, möge folgende Bearbeitung von Ritſert zeigen.

Räthſel. Wie heißt das Ding, das wen'ge ſchätzen? Doch ziert's des größten Kaiſers Hand. Es iſt gemacht, um zu verletzen; am nächſten iſt's dem Schwert verwandt. Kein Blut vergießt's, und macht doch tauſend Wunden; niemand beraubt's und macht doch reich. Es hat den Erdkreis überwunden; es macht das Leben ſanft und gleich. Die größten Reiche hat's gegründet; die älteſten Städte hat's erbaut; doch niemals hat es Krieg entzündet; und Heil dem Volk, das ihm vertraut! (Schiller).

Erklärung. Dies iſt der Pflug, den viele als ein ganz gewöhnliches Werkzeug wenig beachten, der aber von dem Kaiſer von China — dem bevölkertſten und nächſt Rußland auch ſeinem Umfange nach größten Reiche des Erdbodens — jährlich an einem beſtimmten Tage zur Hand genommen und geführt wird. Um nämlich den Feldbau in hohen Ehren zu halten, wird in China jedes Jahr ein großes Feſt gefeiert, bei welchem der Kaiſer mit eignen Händen

ein Stück Feld umpflügt; dasselbe thun auch die Prinzen und höchsten Beamten des Reichs. — Offenbar ist der Pflug gemacht, um zu verletzen, um nämlich den Boden aufzureißen und zu durchwühlen, und die Pflugschaar hat ihrer scharfen, metallenen Schneide wegen nicht geringe Aehnlichkeit mit einem Schwerte. Der Pflug vergießt übrigens, trotz dem, daß er so viele tausend Wunden reißt, kein Blut, und, ohne irgend jemand seines Eigenthums zu berauben, bereichert er den fleißigen und verständigen Landmann, der seine Felder mit demselben bearbeitet.

Der Ackerbau, welcher außer vielen andern Erfindungen insbesondere auch die Erfindung des Pflugs veranlaßte, gewöhnte die Menschen, die früher von der Jagd, vom Fischfange oder von ihren Heerden lebten und deshalb unstät und wild von einem Orte zum andern zogen, an feste Wohnsitze und an eine ruhige, friedliche Beschäftigung; er zähmte und milderte die Wildheit und Roheit und wurde die Grundlage eines geordneten und geregelten Lebens, besserer und sanfterer (milderer) Sitten und der Bildung des Menschen überhaupt. In dieser Beziehung heißt es in dem Räthsel, der Pflug habe den Erdkreis überwunden und das Leben sanft und gleich gemacht. Eben darum, weil der Pflug (Ackerbau) festere Wohnungen nöthig machte und die leichten, beweglichen Zelte der Nomaden verdrängte, ist er auch der Gründer von Dörfern, Städten und Reichen; er gesellte den Menschen zum Menschen und stiftete zunächst kleinere Menschenvereine, aus welchen nach und nach größere Verbindungen und Staaten erwuchsen, in welchen sich viele zur Förderung gemeinsamer Zwecke vereinten. So lange die Menschen ein umherschweifendes Leben führten, war die Gründung von Städten und Staaten unmöglich. So viele Staaten und Reiche der Pflug aber auch gestiftet hat, so ist dieses doch nie durch grausame, blutige Kriege geschehen; der Pflug ist keine Waffe zum verheerenden, menschenmordenden Kampfe, sondern ein Werkzeug des beglückenden Friedens, und fördert die Wohlfahrt des Volkes, welches den Ackerbau fleißig betreibt. Wie wichtig und segensreich ist also die Erfindung des Pflugs! Mit Recht sagt darum der Dichter: „Heil dem Volke, das ihm vertraut!“

§. 27. Hebels Sprichwörterbearbeitungen. Benutzung und Behandlung des Sprichworts in der Schule. Werth, Weſen und Begriff desſelben.

Wenn man den Teufel an die Wand malt, ſo kommt er.
(WW. II, 5.)

Ein Sprichwort heißt ſo: „Wenn man den Teufel an die Wand malt, ſo kommt er. Das ſagt mancher, und verſteht's nicht. Den böſen Geiſt kann man eigentlich nicht an die Wand malen, ſonſt wäre es kein Geiſt. Auch kann er nicht kommen, denn er iſt mit Ketten der Finſterniß an die Hölle gebunden. Was will denn das Sprichwort ſagen? Wenn man viel an das Böſe denkt und ſich dasſelbe in Gedanken vorſtellt oder lange davon ſpricht, ſo kommt zuletzt die Begierde zu dem Böſen in das Herz, und man thut's. Soll der böſe Feind nicht kommen, ſo mal' ihn nicht an die Wand! Willſt du das Böſe nicht thun, ſo denke nicht daran, wo du gehſt und ſtehſt, und ſprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Luſtiges wäre.

Hebel beginnt dieſe Sprichwortbearbeitung mit der Angabe des Sprichwortes. Der folgende Satz läßt merken, worauf es ihm ſodann ankommt: auf das Verſtändniß des Sprichworts. Er räumt zu dem Ende zunächſt die falſchen Vorſtellungen hinweg, die ſich an den bildlichen Ausdruck des Sprichworts etwa anſchließen könnten, und giebt dann auf die Frage: Was will denn das Sprichwort ſagen? den richtigen Sinn desſelben in Sätzen, die dem Sprichwort congruent ſind, an. Zuletzt wendet er es kurz an in derſelben Richtung, welche die Erklärung genommen hat.

Es iſt bemerkenswerth, daß Hebel dieſes ſo vieldeutige und daher viel gebrauchte Sprichwort nur in einem Sinn erklärt und anwendet. Wie das Sprichwort an ſich ſchon den Nagel auf den Kopf trifft, ſo liebt es Hebel, in ſeinen Bearbeitungen ſtatt vielen Hin- und Herfackels den Nagel des Sprichwortes wieder auf den Kopf zu treffen. Damit iſt natürlich nicht ausgeſchloſſen, daß man bei einer etwaigen Beſprechung einer ſo in den engſten Grenzen gehaltenen Bearbeitung noch das und jenes hinzuthun könnte. So ließen ſich, ohne daß man dabei ins Breite und Flache zu gerathen braucht, auf die Frage: Was will das Sprichwort ſagen? noch andre Antworten geben und demgemäß auch die Anwendungen erweitern.

Die Anwendung iſt dem praktiſchen, ſtets auf des Volkes Wohl ſinnenden Hebel ſo ſehr die Hauptſache, daß er mitunter gleich auf

sie losgeht („Frisch gewagt ist halb gewonnen"), ja, wo man meint, er werde mit der Erklärung kommen, dem Leser sofort mit dem auredenden „Du" auf den Leib rückt („Ende gut, alles gut", „Man muß mit den Wölfen heulen"). Mitunter bringt er auch die Erklärung des Sprichworts („Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden") oder das veranschaulichende Beispiel hinten nach („Es ist nicht alles Gold, was glänzt"). Muster für die Behandlung von Sprichwörtern in der Volksschule können demnach die Hebelschen Bearbeitungen nicht ohne weiteres genannt werden. Wohl aber sind sie zum Lesestoff vorzüglich geeignet, und es ist ein Zeichen einer bessern Zeit, daß unsere neuern Lesebücher eine verhältnißmäßig bedeutende Anzahl Hebelscher Sprichwörter aufgenommen haben. Auch giebt es für den Lehrer kein besseres Mittel, jene Kunst des Kopftreffens zu lernen, als eben die Hebelschen Sprichwörterbearbeitungen. Ihnen an Art und Gewand ähnlich sind die von Härlin („Sprichwort und Gottes Wort" 1851, 7½ Sgr.), von Horn („Spinnstube" und „Nothpfennig für jedermann"), von Enslin („Pract. Schulmann" X. B.), von Klaus Harms („Gnomon") u. a. — Von den Alten gehören hierher zwei Zeitgenossen Luthers, Agricola und Seb. Franck.

In der Erkenntniß des hohen Werthes des Sprichwortes haben fast alle neuern Volksschullesebücher mehr oder weniger Sprichwörter ohne Erklärung aufgenommen, die gewöhnlich in Gruppen zusammengestellt sind, bald nach diesem, bald nach jenem Princip. Das bloße Lesen derartiger Gruppen genügt nun in keiner Weise; vielmehr muß jedes einzelne Sprichwort, wenn es sich nicht als Ergebniß der Besprechung einer Fabel, Parabel, Erzählung u. dgl. oder im Katechismus-, im biblischen Geschichts-, im Geschichtsunterricht als dem Gedächtniß leicht behaltbarer Kernsatz hinstellen läßt, wenigstens in Kürze erklärt und angewandt werden. Denn Sprichwort ist nicht Lesewort; und wie das Volkslied gesungen sein will, so will das Sprichwort gesprochen werden. Damit es aber in der rechten Weise im Munde geführt werde, muß es erst im Verstand und Herzen Leben gewonnen haben.

Wenn es Zeit und Umstände gestatten, aber in jeder Schule, muß mitunter ein Sprichwort ausführlicher besprochen werden. Die ausführliche Besprechung darf nicht ungebührlich ausgedehnt werden;

auch darf ſie nicht werden zu einer „Katechiſation über die in dem Sprichwort empfohlenen Tugenden oder getadelten Fehler“ (Dinter), oder gar zu einer „Unterredung über die Sonn- und Feſttagsevangelien“ (Wander); ſondern es muß dabei vorzugsweiſe die Denk- und Sprachbildung des Schülers ins Auge gefaßt werden. Zu einer ausführlichen Beſprechung eines Sprichwortes in der Volksſchule giebt es drei Wege:

a) Der naturgemäßeſte Weg iſt der, daß man auf Grund einer Mehrheit von Vorfällen, Begebenheiten, Erſcheinungen und Thatſachen die Kinder das Sprichwort gewiſſermaßen noch einmal ſelbſt finden läßt. Dieſer Weg iſt der ſchwerſte, weil er leicht zu allerlei fadem Gerede führen kann. Der Lehrer wird wohlthun, wenn er auf Grund von Beobachtungen, die er im Leben und in Büchern macht, eine Anzahl von Sprichwörtern auf dieſe Weiſe für ſich ſchriftlich in Form einer Präparation bearbeitet. Auf ſein Ingenium oder ſeine Geiſtesgegenwart kann man ſich hier ſchlechterdings nicht verlaſſen. Auch in Bezug auf dieſen Weg kann man von Hebel manches lernen; in der Bearbeitung des Sprichwortes: „Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt“ iſt er ihn gegangen; nur daß er, wie gewöhnlich, das Sprichwort gleich voranſchickt.

b) Dem naturgemäßeſten Wege zunächſt ſteht dieſer, daß man von einer einzelnen Erzählung ausgeht und an dieſer mit Hinweglaſſung der unweſentlichen Momente das Sprichwort entwickelt. Die Erzählung kann wahr oder erdichtet ſein; die erdichtete Erzählung muß anſchaulich ſein.

Dieſer Weg iſt der leichteſte; doch führt er ſicher zum Ziele und iſt vorzüglich deswegen zu empfehlen, weil er das trefflichſte Mittel iſt, die Fabel mit dem Sprichwort in Beziehung zu ſetzen. Um Stoff kann man bei unſerm Fabelreichthum faſt nicht in Verlegenheit kommen. Ich erinnere nur an die Franck'ſche Fabel vom Fuchs und an das Sprichwort: Trau, ſchau, wem? an die Luther'ſche Fabel vom Froſch und an das Sprichwort: Untreue ſchlägt ihren eignen Herrn; an die Matheſius'ſche Fabel von der Schlange und an das Sprichwort: Undank iſt der Welt Lohn. Zum Ueberfluß bietet ſich ein Hilfsmittel dar in einer Gabe für die Jugend „Fabeln und Sprichwörter zu gegenſeitiger Erklärung“ (Elberfeld 1839). Jeder Lehrer muß ſich aber eine ſolche Sammlung ſelbſt anzulegen im Stande ſein.

Wie Hebel dieſen Weg geht, das ſieht man am deutlichſten an der Erzählung, welche die Ueberſchrift trägt: „Untreue ſchlägt ihren eignen Herrn", und an der Bearbeitung des Sprichwortes: „Was nicht iſt, kann werden."

Die unter a) und b) bezeichneten Wege muß man namentlich dann einſchlagen, wenn das Sprichwort, wie z. B. das zuletzt angeführte, mehr oder weniger abſtract ausgedrückt iſt.

Vgl. die Sprichwörter: Wie du mir, ſo ich dir. Erſt wieg's, dann wag's. Wie man's treibt, ſo geht's. Wie gewonnen, ſo zerronnen. Jung gewohnt, alt gethan*). Der Schein trügt u. a.

Hat das Sprichwort aber bildliche Ausdrucksweiſe, ſo iſt unbedingt der folgende Weg zu empfehlen.

c) Man geht unmittelbar von den Ausdrücken des Sprichworts aus. Ein Beiſpiel ſoll dieſes Verfahren veranſchaulichen.

Ein Sperling in der Hand iſt beſſer, als zehn auf dem Dache.

1. (Ein Sperling.) Von einem Sperlinge wird in unſerm Sprichworte etwas ausgeſagt. Kurze Beſchreibung des Sperlings, in welcher mit Rückſicht auf das Sprichwort beſonders ſeine Schnelligkeit, Schlauheit, Schalkheit und ſein Aufenthalt hervorgehoben werden muß. — Von dem Sperlinge ſagt der Herr: „Kauft man nicht ꝛc." Alſo hat ein Sperling nur einen geringen Werth — dennoch wird ihm nachgeſtellt.

2. (in der Hand.) Man will ihn vielleicht einmal als Stubenvogel halten — man ißt ihn — früher mußten in einigen deutſchen Ländern Sperlingsköpfe an die Behörden abgeliefert werden. Was man aber ſo oder anders verwenden will, das muß man erſt in ſeiner Gewalt, in ſeinem Beſitz haben; den Sperling muß man in ſeiner Hand haben.

3. (iſt beſſer.) Von dem „Sperling in der Hand" ſagt unſer Sprichwort: er iſt beſſer ꝛc. Ein Sperling hat denſelben graubraunen Rock an, wie der andre: alſo kann ſich „beſſer" nicht auf die äußere Geſtalt beziehen; ein Sperling fällt ſo wenig vom Dache ohne den Willen des Vaters, als der andre ꝛc.: alſo bezieht ſich „beſſer" auch nicht auf den innern Werth. Aber ein Sperling in dem hungrigen Magen iſt immer noch ſättigender, als eine Kirſche,

*) „Gedont" heißt es bei Agricola.

eine Nuß: „besser“ bezieht sich auf den Nutzen des Sperlings. Ein Sperling in der Hand ist für uns von größerem Nutzen, als

4. (zehn auf dem Dache.) Das Dach ist der oberste Haupttheil des Hauses. Wenn wir auf dasselbe gelangen wollen, dann brauchen wir ꝛc. Anders der Sperling — —. Nun kann man allerdings nach dem Sperling schießen, werfen ꝛc., allein —. Also

5. (das Ganze:) ist ein Sperling, den wir bereits in unsrer Gewalt haben, für uns von größerm Nutzen, als zehn, die wir erst mit Mühe, Aufmerksamkeit, Anstrengung erjagen müßten. Oder wie unser Sprichwort es ausdrückt: — —.

6. (Anwendung.) Was in unserm Sprichwort vom Sperling gesagt ist, gilt von vielen Dingen — — —. Zusammenfassung: Also (Sinn des Ganzen) ein kleines Gut, das wir haben, ist besser als ein großes, das wir erst mit Mühe ꝛc. erringen müssen.

7. (Aehnliche Sprichwörter.) Denselben oder einen ähnlichen Sinn haben folgende Sprichwörter: Ein Sperling in der Hand ist besser, als ein Storch in der Luft. Kleiner Fisch auf dem Tisch besser, denn im Bach ein großer Fisch. Habich ist besser als Hättich. Ein Gewiß ist besser denn zehn Ungewiß.

8. (Ermahnung.) Darum freue dich deines kleinen Gutes und genieße es, anstatt ewig zu wünschen und zu streben nach hohem Gut, dessen Erreichung dir vielleicht versagt ist! Setze nicht deinen Thaler in die Lotterie, um vielleicht Tausende zu gewinnen! Genieße, was dir Gott beschieden, entbehre gern, was du nicht hast. Ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last!

Diese Weise, Sprichwörter zu behandeln, halte ich nach meinen Erfahrungen in niedern wie in höhern Schulen für die ersprießlichste; nur darf man über der Erklärung, die sich übrigens überall practisch ausführen läßt, die besondre Anwendung nicht vergessen. Bei der Anwendung werden Fragen gethan, wie diese: Wer handelt, handelte nach dem Sprichwort? Wer nicht? Wer pflegt es im Munde zu führen? Wer hat ein Recht dazu? Wer nicht? Wer könnte etwa so denken, sprechen? Wie würde der und der gehandelt haben, wenn er des Sprichworts eingedenk gewesen wäre? In welchen Lagen des Lebens muß man an das Sprichwort denken? Wann wirst du selbst an das Sprichwort zu denken haben? Wann ein Vater, eine Mutter, ein Herr, ein Knecht ꝛc. In welchen Verhältnissen verliert das Sprichwort seine Gültigkeit? Wie sieht es in einer Familie, einer

Schule, einer Dorfgemeinde aus, wo dieſes Sprichwort beachtet wird? In welche Familie ꝛc. muß es hineingebracht werden u. dgl. — Man hüte ſich wohl, bei der Anwendung in Allgemeinheiten mit „man, jemand, Ding, Verhältniß, Perſon“ ꝛc. ſich zu verlieren. Das Leſebuch, die bibliſche und gemeine Geſchichte, die Erfahrungen des Lehrers, ſelbſt der Anſchauungs- und Erfahrungskreis der Schüler bieten reiche Mittel, um concrete Fälle vor Augen zu ſtellen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſolche Entwicklungen auch aufgeſchrieben werden können, ja daß ſie, aufgeſchrieben, von noch größerer Bildungskraft ſind. Selbſt in höhern Schulen wird namentlich die dritte Behandlungsweiſe deswegen mit großem Nutzen gehandhabt, weil ſie zur Stätigkeit des Denkens und zur exacteſten Verbindung des Gedachten gewiſſermaßen herausfordert.

Höheren Schulen bieten ſich aber zur ſchriftlichen Behandlung von Sprichwörtern noch andre Wege dar.

A. In Bezug auf das einzelne Sprichwort.

a) Die Abhandlung. Alle Hilfsbücher für Aufſatzübungen bieten hierzu reichen Stoff; doch will ich eine Dispoſition aus Herzogs „Stoff zu ſtiliſtiſchen Uebungen“ als Beiſpiel hierherſetzen.

Morgenſtunde hat Gold im Munde.

I. Einleitung.

1. Viele Menſchen wünſchen ſich, lange zu leben; ſie können dazu gelangen, wenn ſie weniger ſchlafen: denn der nur lebt, der da wirkt; wer aber ſchläft, der wirkt nicht.

2. Schlaf iſt freilich nöthig zur Sammlung neuer Kräfte: aber zu viel Schlaf iſt theils ſchädlich für die Geſundheit, theils raubt er uns Zeit zum Wirken: man muß ihn alſo beſchränken.

3. Es fragt ſich: ſoll man das thun dadurch, daß man bis tief in die Nacht arbeitet, oder lieber dadurch, daß man früher aufſteht? — Die Nacht iſt zum Schlafen, der Tag zum Wachen beſtimmt — man ſieht das an faſt allen lebenden Weſen, und das Sprichwort hat Recht: Morgenſtunde hat Gold im Munde, d. h. die Frühſtunden des Tages eignen ſich zu ernſten und nützlichen Geſchäften am beſten.

II. Vortheile des Frühaufſtehens.

1. Es iſt nützlich.

a) Im allgemeinen.

aa) Für die Gesundheit des Körpers. Das Gegentheil macht träge — weichlich — schwach — folglich ist es ungesund.

bb) Für den Geist. Er ist am Morgen

α) munterer — —.

β) Man ist noch nicht durch die Angelegenheiten des Tages zerstreut.

γ) Man gewinnt an Zeit zum Lernen.

δ) Man gewinnt an innerer Zufriedenheit.

cc) Für die Berufsgeschäfte. Man kann viel beschicken, ausführen; der Tag ist vor uns. Einfluß auf die Beförderung des Wohlstandes.

b) Im besondern. Für einzelne Stände und Beschäftigungen ist das Frühaufstehen durchaus nöthig — für den Krieger, den Jäger, den Landmann, die Frachtfuhrleute ꝛc.

2. Das Frühaufstehen hat auch manches Angenehme.

a) Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen. Es ruht sich des Abends so schön bei dem Gefühle, nun seine Geschäfte beendigt zu haben; und das geschieht um so früher, je früher man sie zu betreiben anfing.

b) Der Genuß der Natur ist des Morgens schöner, als am Abend — der Aufgang der Sonne; die erfrischende Luft ꝛc.

III. Schluß. Darum

Früh mit den Hühnern zu Bette,
Früh auf, mit den Hahnen zur Wette!

Als recht brauchbares Hilfsmittel bei der Behandlung von Sprichwörtern in der abhandelnden Form bietet sich höhern Schulen dar das Buch von Günther: Entwürfe zu Vorträgen und Aufsätzen über 100 Sprichwörter und 100 Schillersche Sprüche. Eisleben 1861. 1 Thlr. 10 Sgr.

Eine besondre Art von Abhandlungen, die kritische Abhandlung, ergiebt sich auf Grund des Anspruches, den das Sprichwort selbst macht: „Sprichwort, wahr Wort." Das Thema gestaltet sich hier so: Hat das Sprichwort Recht? — Meistentheils wird, da der ganz falschen Sprichwörter nur wenig sind, die eigentliche Abhandlung zwei Hauptgedanken haben: 1. als Lebensregel betrachtet, hat das Sprichwort Unrecht; 2. als Erfahrungssatz betrachtet, ist das Sprichwort wahr.

b) Die Chrie. Die Chrie (der Ausdruck iſt uns ſchon aus Claudius bekannt) iſt eine im Alterthum, ſodann im Mittelalter, im Reformationszeitalter, im 17. und noch im 18. Jahrhundert in den Schulen fleißig geübte Stilgattung. Sie hat acht ganz beſtimmte Theile, die aus dem folgenden Beiſpiel zu erſehen ſind. In neuerer Zeit iſt ihr von einigen Gymnaſiallehrern ſehr das Wort geredet worden. Sie kann für die Abhandlung über faſt jeden beliebigen Satz eintreten, eignet ſich jedoch vorzugsweiſe zur Behandlung von Sprichwörtern und Sprüchen. Die nachfolgende Chrie möge als erläuterndes Beiſpiel hierhergeſtellt werden.

Morgenſtunde hat Gold im Munde.

I. Einleitung und Thema.

Wie unwirkſam lange Ermahnungen ſind, iſt hinlänglich bekannt. Ein kurzer, kräftiger Spruch wirkt, wenn man ihn ſich zum Wahlſpruch nimmt oder jemand zum Wahlſpruch giebt, ungleich mehr. Selbſt das der Weisheit von der Gaſſe entſtammte Sprichwort hat alle die Eigenſchaften an ſich, welche einen Spruch zum Wahlſpruch machen können; nicht zwar zum Wahlſpruch für unſer ſittlich-religiöſes Leben, wohl aber zum Wahlſpruch für beſtimmte Richtungen gott- und menſchengefälligen Strebens und Thuns. Ein ſolches Sprichwort iſt der bekannte Satz: Morgenſtunde hat Gold im Munde.

II. Entwickelung des Hauptgedankens durch Auflöſung in ſeine Theilgedanken.

Von der Morgenſtunde iſt in unſerm Sprichworte etwas ausgeſagt. Die Morgenſtunde iſt für unſre Gegenden im Sommer die Zeit von 3, 4 Uhr bis 7, 8 Uhr des Morgens, im Winter derſelbe, ungefähr um eine Stunde ſpäter beginnende Zeitraum. Das Wort „Stunde“ ſteht alſo nicht in dem gewöhnlichen Sinne von einem 60 Minuten umfaſſenden Zeittheil, ſondern, der Ableitung vom ahd. stantan d. i. ſtehen entſprechend, von dem „einſtehenden Zeittheil“ überhaupt. Die Ausſage unſres Sprichworts lautet nun dahin, daß die Morgenſtunde Gold im Munde habe. Gold iſt ein allbekanntes edles Metall, das durch ſeinen Glanz und Werth vor den meiſten übrigen Metallen ſich auszeichnet. Bei dem Ausdruck Mund haben wir nicht an den ſo bezeichneten Theil des menſchlichen oder thieriſchen Körpers zu denken, ſondern an das Wort, welches uns in „Vormund, Mündel, mündig“ erhalten iſt. Dieſes Wort, welches ahd. und mhd. diu mund, mit lateiniſcher Endung mundium lautet, bedeutet ſ. v. a. „Sorge, die für eine Perſon oder Sache getragen wird, Schutz, Schirm,

Gewahrſam, Beſitz ꝛc." Der Sinn des Sprichworts iſt alſo dieſer: Die Morgenſtunde hat koſtbare Dinge in ihrem Beſitz oder Gewahrſam und — dieſer Gedanke ſteckt dahinter — theilt dieſelben demjenigen mit, der es mit ihr hält.

III. Beweis der Wahrheit des Sprichworts.

a) Aus ſich ſelbſt. Daß unſer Sprichwort Wahrheit enthalte, läßt ſich aus ihm ſelbſt leicht beweiſen. Denn wer hätte es nicht ſchon erfahren, wie wohlthuend die Morgenſtunde auf die Geſundheit des Leibes und Geiſtes und auf die Erfriſchung des Gemüthes wirkt? wie leicht eine Arbeit, die man unternimmt in den Frühſtunden des Tages, von ſtatten geht, und welch ein reicher Segen ſie begleitet? Unzerſtreut durch die mannigfaltigen Gedanken, Anſchauungen und Wandlungen des Tages iſt der Geiſt nur in der Morgenſtunde; darum iſt das Urtheilsvermögen in dieſer Zeit am kräftigſten und am ſicherſten, das Gedächtniß faßt ſchneller und feſter, der Wille fühlt ſich energiſcher, ſelbſt das Herz ſteht den Eindrücken der äußern und innern Welt offener. Kaum braucht bemerkt zu werden, daß auch der Körper in den erſten Stunden nach der nächtlichen Ruhe ungleich kräftiger angreift und nicht ſo leicht der Ermüdung erliegt, als in den ſpäten Stunden des Nachmittags oder Abends. Manche Arbeiten laſſen ſich ſogar nur in der Morgenſtunde mit Erfolg ausführen.

b) Aus der Widerlegung des Gegentheils. Ganz anders ergeht es demjenigen, der die Morgenſtunde im Bett verbringt. Die gewöhnlich zu große Wärme unſrer Betten erſchlafft den Körper und Geiſt umſomehr, je mehr dieſe bei Anbruch des Tages ohne des Menſchen Willen und Zuthun zur Arbeit ſich wiederum gekräftigt fühlen. So abgemattet erhebt ſich endlich der träge Landmann; aber ehe er ſein Tagewerk beginnt, ſteht ſchon die Sonne bereit, ihre Wärmepfeile auf ihn zu entſenden. So abgemattet erhebt ſich endlich der träge Gelehrte, der träge Schüler; aber es währt geraume Zeit, ehe die Verdüſterung und Verwirrung des Geiſtes nur einigermaßen ſchwindet. Darum mag niemand einen des Morgens verſchlafenen Knecht, Geſellen oder Lehrling lange behalten; kein Lehrer mag gern mit einem Schüler zu thun haben, der die erſten Stunden des Unterrichts noch dazu gebraucht, um ſich die Augen munter zu reiben.

c) Durch ein Gleichniß. Den, der in der Morgenſtunde ſeine Arbeiten verrichtet, möchte ich einer Biene vergleichen, die zur rechten Zeit, nämlich im Sommer, reichliche Nahrung für ſich und ihre Brut einträgt, damit ſie zur Unzeit, nämlich im Winter, nicht vergeblich zu ſuchen oder gar zu darben hat.

d) Durch Beiſpiele. Man braucht aber nach ſolchen Gleichniſſen aus dem Naturleben nicht zu ſuchen; denn das menſchliche Leben bietet Beiſpiele genug, welche den Segen des Frühaufſtehens beweiſen. Man denke doch nur an Friedrich II. von Preußen, den ſchon ſeine Zeit mit den unantaſtbaren Beinamen des „Einzigen", des „Großen" vor andern Fürſten ausgezeichnet hat. Hat er nicht einen Theil ſeines Ruhmes dem Umſtand zu danken, daß er ſchon um vier Uhr des Morgens aufſtand und, nachdem er ſich ſelbſt friſirt und angekleidet hatte, alsbald ſich an ſeinen Schreibtiſch ſetzte? Oder man ſchaue ſich in ſeiner nächſten Umgebung um: überall wird man ſehen, daß günſtige irdiſche Lage, Geſundheit des Körpers und Fröhlichkeit des Herzens durch das Frühaufſtehen befördert werden.

e) Durch Autoritäten. Die Wahrheit unſres Sprichworts wird endlich erwieſen durch manche andre Sprichwörter, Ausſprüche berühmter Männer und ſelbſt Stellen der heil. Schrift. Die Weisheit von der Gaſſe ſpricht z. B. im Deutſchen: Früh auf und ſpät nieder bringt verlornes Gut wieder; Früh nieder und früh auf verlängert den Lebenslauf; und mit Ironie: Wer früh aufſteht, ſein Gut verzehrt, wer lange ſchläft, den Gott ernährt. Im Lateiniſchen: Aurora musis amica. Im Engliſchen: Early to go to bed, and early to rise, makes a man healthy, wealthy and wise. Der griechiſche Dichter Heſiod ſingt:

Morgenſtund hat wahrlich der Tagesarbeiten ein Drittheil;
Morgenſtunde gewinnt dir am Weg und gewinnt dir an Arbeit.

In den Sprüchen Salomos heißt es: Wie lange liegſt du, Fauler? Wann willſt du aufſtehen von deinem Schlaf? ꝛc. (Spr. Sal. 6, 9—11).

IV. Schluß.

Sind dies nicht Antriebe genug, es mit der Morgenſtunde zu halten, wie ſchwer es einem im Anfange vielleicht auch fällt? Darum, lieber Leſer, laß unſer Sprichwort nach deinem Morgengebete dein erſtes Wort ſein!

Die Theile einer Chrie werden auch anders gruppirt, als es hier geſchehen iſt, nämlich ſo:

Einleitnng und Thema — — —.

I. Logiſcher Theil:
   a) Entwicklung ꝛc.,
   b) Beweis ſeiner Wahrheit,
      1. aus ſich ſelber,
      2. aus der Widerlegung ꝛc.

II. Rhetoriſcher Theil. Erläuterung des Hauptgedankens
a) durch Gleichniſſe (für die Phantaſie),
b) durch Beiſpiele (für die Anſchauung),
c) durch Autoritäten (für den Glauben).
Schluß — — —.

B. In Bezug auf eine Mehrheit von Sprichwörtern.

a) Die Vergleichung. Es bietet ſich bei der Erklärung oder Anwendung eines Sprichwortes, wie wir bereits geſehen haben, immer die nicht zu verpaſſende Gelegenheit dar, andre Sprichwörter heranzuziehen. (Von Hebels hierher gehörigen Bearbeitungen vgl.: „Wo nichts iſt, kommt nichts hin." „Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiſer antwortet." „Einmal iſt Keinmal.") Dabei wird die Volksſchule in der Regel ſtehen zu bleiben haben. In höherſtehenden Unterrichtsanſtalten kann man die Vergleichung von Sprichwörtern für ſich zum Gegenſtand mündlicher und ſchriftlicher Darſtellung machen. Die Sache iſt namentlich bei ſinnverwandten Sprichwörtern nicht zu leicht. Denn häufig ſcheinen nur der oberflächlichen Betrachtung zwei oder mehrere Sprichwörter denſelben Sinn zu haben; und je näher ſie rückſichtlich ihres Sinnes einander verwandt ſind, deſto ſchwieriger iſt ja die Vergleichung. Auch fordert der Ausdruck hier zur genaueſten Achtſamkeit auf. (Einige Hilfe leiſtet das Buch von Straub, „Vergleichung ſinnverwandter Sprichwörter" Leipzig 1859.) Leichter ſchon geſtaltet ſich die Vergleichung, wenn man ſolche Sprichwörter neben einander ſtellt, die ſich einander widerſprechen oder doch zu widerſprechen ſcheinen. Es giebt deren bekanntlich eine nicht geringe Zahl.

b) Die Zuſammenfügung. Ich verſtehe darunter die durch hinzugethane verbindende Gedanken bewirkte freiere Vereinigung einer größern Zahl von Sprichwörtern, die entweder in ihrem Wortlaut ſchon auf ein und denſelben Gegenſtand ſich beziehen, oder bei abweichendem Wortlaut auf ein und denſelben Gegenſtand bezogen werden. So ſind in neuerer Zeit die Sprichwörter aller Völker (ſoweit ſie erreichbar waren) zuſammengeſtellt worden, die in ihrem Wortlaut auf die Frau, das Wetter ꝛc. ſich beziehen. Es ließen ſich aber auch Sprichwörter, bei denen dies nicht der Fall iſt, zuſammenſtellen zu einer Darſtellung über die Pflichten, die Bedeu-

tung, die Stellung ꝛc. der Frau. Endlich läßt ſich die eine Weiſe mit der andern verbinden.

Daß ſolche Darſtellungen von Einem Gedanken getragen werden müſſen, iſt unerläßlich; ihnen einen ununterbrochenen Fluß zu geben, macht deswegen Schwierigkeit, weil das Sprichwort eine Umformung zum Behuf der Einfügung in die Rede nicht verträgt.

Wenn ſchon die Zuſammenfügung eine Kenntniß der Sprichwörter und eine Benutzung ihrer Quellen vorausſetzt, die bei weitem nicht überall zu ermöglichen iſt, ſo noch mehr

c) die hiſtoriſche Zuſammenſtellung, die aus eben dieſem Grunde dem Bereich der Schulen eigentlich ganz fremd bleiben muß. Die hiſtoriſche Zuſammenſtellung kann in verſchiedner Weiſe bewirkt werden. Nur um den Fleiß und die Hingabe zu zeigen, die dem Sprichwort in neuerer Zeit gewidmet werden, ſetze ich ein Beiſpiel her aus Schulze, „die bibliſchen Sprichwörter der deutſchen Sprache" Göttingen 1860. 1 Thlr. Das Buch giebt in der Weiſe, die aus dem Beiſpiele erſichtlich iſt, 296 bibliſche Sprichwörter. Der Verfaſſer bietet alle diejenigen Sprichwörter dar, „welche, aus der Münzſtätte der h. Schrift hervorgegangen, vor Jahrhunderten in unſrer Sprache in Umlauf geſetzt wurden und meiſt noch bis heute ihre volle Währung behalten haben."

No. 37. Ps. 94, 15.

Quoadusque justitia convertatur in judicium.

Luther: *Recht muſs doch recht bleiben,*

nach der Windberger Psalmenübersetzung: *dare zuo unze daz reht becheret werde in daz gerihte,*

nach der Trierer: *unze daz reth becheret werde in daz urteil.*

Agricola (500 spr. nr. 118) hat es in etwas anderer Fassung: *Recht ist recht und bleibet recht.*

Simrock no. 8222: *recht muſs doch recht bleiben.*

Von ſonſt noch möglichen, nach andern Principien vorgenommenen Zuſammenſtellungen erwähne ich nur noch

d) die landſchaftliche Zuſammenſtellung, d. i. die Zuſammenſtellung derjenigen Sprichwörter, die in einer kleinern oder größern Landſchaft geſprochen werden*). In ſeiner Landſchaft ſollte

*) Zu nennen iſt hier z. B. Schambach, Niederdeutſche Sprichwörter der Fürſtenthümer Göttingen und Grubenhagen. Zwei Sammlungen. 12½ u. 24 Sgr.

jeder Lehrer mit Liebe und Aufmerkſamkeit hören und ſammeln. Gedruckt braucht ja die Sammlung nicht gleich zu werden. Aber es wird ſich ſchon eine Gelegenheit darbieten, die geſammelten Schätze an den Mann zu bringen. Der Lehrer Wander in Schleſien hat ſchon vor Jahren einen Aufruf an die Lehrer erlaſſen, daß ſie ihn, zum Behuf einer Vervollſtändigung ſeines ſeit länger als dreißig Jahren vorbereiteten Sprichwörterlexikons unterſtützen möchten.

Es bleibt mir nun noch ein Wort zu ſagen übrig über die Benutzung des Sprichwortes für grammatiſche Zwecke.

Seitdem die „Gaſſenſätze" Wurſts (man verſteht darunter die zum Behuf der Veranſchaulichung einer grammatiſchen Regel oder Belehrung gemachten Sätze) in Mißcredit gekommen ſind; ſeitdem man es als einen Mißgriff erkannt hat, für den grammatiſchen Unterricht in der Schule aus dem Zuſammenhange geriſſene Sätze deutſcher Schriftſteller zuſammenzuſtellen; ſeitdem man auch mehr und mehr eingeſehen hat, daß die ſogenannten Muſterſtücke, wenn ſie nicht, wie jene Sätze, um gewiſſer grammatiſcher Zwecke willen gemacht, alſo, ſo zu ſagen, zu Gaſſenſtücken werden, eine genügende Anzahl gleichartiger Spracherſcheinungen nicht darbieten: hat man, wo man aufrichtig und einſichtsvoll an der Nothwendigkeit beſondrer grammatiſcher Belehrungen feſthielt, angefangen, aus Sprichwörtern „Beiſpiel-Grammatiken" aufzuſtellen. Solche Beiſpielgrammatik ermöglicht nun, was bei der Anknüpfung der Grammatik an die „Muſterſtücke" ohne Künſtelei oder nur nominellen Anſchluß nie geleiſtet werden kann, einen beſtimmten Gang; auch iſt ihr innerer Werth unendlich höher anzuſchlagen, als der einer Wurſt'ſchen Beiſpielſammlung. Allein, was dieſe auszeichnet, die Ungetrübtheit des veranſchaulichenden Mittels, kann die aus Sprichwörtern zuſammengeſtellte Beiſpiel-Grammatik nicht darbieten; gerade die Sprichwörter entziehen ſich den grammatiſchen Regeln in der freieſten Weiſe, und ſelbſt der ungeheure Reichthum unſrer Sprichwörter läßt auch in einfachen grammatiſchen Dingen im Stich. Uebrigens kann Ausreichendes, auch ohne daß man zu nichtsſagenden Sätzen ſeine Zuflucht nimmt, aufgeſtellt werden, wenn man nicht bloß aus einer Quelle ſchöpfen will. Jeder wird ja das Beſſere, wenn er es findet, an die Stelle des Schlechtern ſetzen; und das iſt unzweifelhaft, daß

jedes Sprichwort einen größern Werth hat, als ein ſelbſtgemachter Satz, zumal wenn dieſen, wie das ſo häufig geſchieht, der Augenblick eingeben muß.

Aus dem bis jetzt über Benutzung und Behandlung des Sprichworts Geſagten ergiebt ſich ohne weiteres der **Werth**, den das Sprichwort für unterrichtliche Zwecke hat.

Nicht minder wichtige Dienſte würde es dem Lehrer leiſten, wenn er es, natürlich zunächſt den Sätzen des Evangelii, mit ſeiner Erfahrung und Philoſophie aufnehmen wollte in ſeine ganze Erziehungskunſt. Wie trefflich eignen ſich z. B. folgende Sprichwörter zu pädagogiſchen Sätzen! Keine Schule taugt ohne Schulmeiſter. Lehren und Thun ſtehn wohl beiſammen. Lerne was, ſo kannſt du was. Zum Lernen iſt niemand zu alt. Lernſt du wohl, haſt du gebratne Hühner wohl; lernſt du übel, friß mit den Schweinen aus einem Kübel. Die Gelehrten, die Verkehrten. Wer gelehrt, der werth. Gelehrte wiſſen's, Tapfere thun's. Man lernt mehr mit Ohren, als mit Augen. Wohl vorgehen macht wohl nachgehen. Zuſprechen iſt halb Werk; Vormachen und Strafen wetzt den Verſtand. Uebung der beſte Schulmeiſter. Die Kinder muß man in ſaubern Waſſern baden, nicht in Miſtlachen. Man lernt eher eine Sprache in der Küche, als in der Schule. Erziehſt du dir einen Raben, ſo wird er dir zum Dank die Augen aushacken. An Gottes Segen iſt alles gelegen. Laß Gott in allen Dingen dein den Anfang und das Ende ſein. Hält der Buchſtab dich gefangen, kannſt du nicht zum Geiſt gelangen. Ehrenpreis iſt beſſer, denn Tauſendgüldenkraut. Wächſt die Ehre ſpannenlang, wächſt die Thorheit ellenlang. Alte ſoll man ehren, Junge ſoll man lehren, Weiſe ſoll man fragen, Narren vertragen u. v. a.

Einen nicht gering anzuſchlagenden Werth hat das Sprichwort ferner für den Lehrer beim Hinaustritt aus der Schulſtube unter das Volk, deſſen Kinder er unterrichtet: Es lehrt ihn das Volk kennen, es läßt ihn auf das Volk wirken. — Wie iſt doch das Sprichwort entſtanden? Nicht durch die ſinnende Thätigkeit eines oder vieler Gelehrten, nicht durch den verfeinerten Verſtand der ſogenannten höhern Stände, nicht durch die Beobachtungsgabe des aufmerkſamen Volksfreundes: ſondern wie das Volkslied gebiert es

das Volk aus ſich ſelbſt, und hat es namentlich zu jenen Zeiten geboren, da noch nicht die tiefen Kluften zwiſchen den Ständen, Berufsarten und geiſtigen Richtungen waren, wie jetzt. „Einer ſah, fühlte, ſprach — und das Sprichwort war geboren. Er ſah das Ereigniß, fühlte die Wahrheit, ſprach aus, was er fühlte. Sein Nachbar hörte das Wort, fühlte mit — das Wahre, bewährte den Fund und ſprach dasſelbe Wort bei ähnlichen Anläſſen nach. So ward das Wort — ein Sprichwort." (Sailer.) — Die Eltern erkennt man an den Kindern. So prägen die Sprichwörter eines Volks, ja eines Volksſtammes und -zweiges das Weſen desſelben aus, und zwar die deutſchen Sprichwörter mehr, als die irgend eines andern Volks. Denn kein Volk der Erde hat eine ſo große Zahl von Sprichwörtern, als das deutſche, und keines iſt ſo mit ſeiner Sprache Eins, als das deutſche. „Nur am deutſchen Wort hängt noch der Blutstropfen, mit dem es ſich vom Herzen losgerungen hat." Wer alſo des deutſchen Volkes höchſtes Gut und größtes Uebel, ſeine Liebe und ſeinen Haß, ſeine Treue und ſeine Wandelbarkeit, ſeine Mäßigkeit und ſeine Genußſucht, ſeine Liebe zur Scholle und ſein Hinausſtreben ins Weite, ſeinen Familienſinn und ſein Weltbürgerthum, ſeine Arbeitſamkeit und ſeine Bärenhäuterei, ſeinen Humor und ſeine Einfalt, ſeine Zartheit und ſeine Derbheit, ſeinen Witz und ſeine „Dörperheit", ſeine Freiheit und ſeine Gebundenheit, ſein Chriſtenthum und ſein Heidenthum, ſeinen Glauben und Aberglauben, ſeine Ehrlichkeit, ſeine Geradheit und ſeinen Muth, ſeine Sitte, ſein Recht und ſeinen Rechtsſinn, ſein eheliches, geſelliges und bürgerliches Leben ꝛc. kennen lernen will: der findet in unſern Sprichwörtern einen reichlichen und ungetrübten Quell. Und wer aus dieſem Quell andern zu geben weiß mit Maß und zur rechten Zeit: der wird immer Erquickung bringen und mit Erquickung feſthaltende Belehrung und Zurechtweiſung.

Auch fromme Männer haben Sprichwörter zu Wahlſprüchen gehabt. Luthers Wahlſpruch war: „Des Chriſten Herz auf Roſen geht, wenn's mitten unterm Kreuze ſteht"; Johanns von Sachſen: „Geradezu macht gute Renner"; an manchen Rathhäuſern ſtand ehedem das Wort: „Eins Manns Rede, keins Manns Rede, man ſoll ſie billig hören beede."

Die letzten Ausführungen haben uns auf das Weſen des

Sprichworts ſchon geführt. Es hat einen alle Tugenden und Fehler, alle Stände, alle Berufsarten, alle Altersklaſſen umfaſſenden Inhalt. Dieſer ſtellt ſich dar in zwei Hauptrichtungen: „wie es iſt", und „wie es ſein ſollte." In jener Richtung bietet das Sprichwort die Formen und Farben zu einem untrüglichen Sittengemälde des deutſchen Volkes; in dieſer zeigt es uns „das durch das Chriſtenthum geſchärfte Gewiſſen" desſelben. — Bei all ſeiner Weisheit iſt und bleibt das Sprichwort „die Weisheit auf der Gaſſe." Es ſteigt nicht unmittelbar hinein in die Tiefen des Gemüths- und Seelenlebens; ſondern worin dieſe Tiefen auf der Gaſſe, im öffentlichen und häuslichen Verkehr, im täglichen Schaffen und Sorgen, mit Einem Worte: im vollen, reichen Menſchenleben ſich offenbaren: das beobachtet es, das faßt es zuſammen, das ſpricht es aus. Auch wird es von den Gebildeten und Gelehrten häufig nicht nur nicht geachtet, ſondern ſogar verachtet; deſto mehr wird es auf der Gaſſe als vollwähriges Verkehrsmittel verausgabt und vereinnahmt. Es enthält Lehren, „deren Wahrheit plötzlich trifft, deren Gewißheit ſchnell einleuchtet, deren inwohnende Klarheit alle weitere Erklärung überflüſſig macht, deren Anwendbarkeit ſo kunſtlos als ausgebreitet iſt" (Sailer).

Bei jenem ſteten Umſatz verliert das Sprichwort häufig einige Buchſtaben oder Wörter ſeines urſprünglich vollen Gepräges. Dabei büßt es jedoch keineswegs an ſeinem Werthe ein; gewinnt vielmehr jene Kraft, die dem Sprichwort andrer Völker fehlt. Manches Sprichwort mag auch wohl gleich „mit dem bequemen Hausrock" geboren ſein. Hat es doch ſeine Geburtsſtätte mehr im Herzen, das den Sinn giebt, als im Kopfe, der ihn nach der Regel der Sprachlehre herauskleidet.

Daher die Maſſe ſolcher Kürzen, die als ſprichwörtliche Kürzen dem Regelwerk der Grammatik ſich meiſt nicht unterthänig erweiſen: Trau, ſchau, wem? Ein Mann, ein Wort. Wurſt, wieder Wurſt. Herz, wo Geld. Krank Fleiſch, krank Geiſt. Selbſt iſt der Mann. Viel Rühmens und nichts dahinter. Jung gewohnt, alt gethan. Beſſer unbegonnen, als unvollendet. Wahr, Fahr (Wahrheit bringt Gefahr). Eine Feder auf einmal macht zuletzt die Henne kahl. Ländlich, ſittlich.

Sonſt zeichnet ſich das Sprichwort rückſichtlich ſeiner äußern (d. i. in Ohr und Auge fallenden) Form aus durch rhythmiſche Bewe-

gung, Endreim, Binnenreim, Aſſonanz, Allitteration, Schallnachahmung, Wortſpiel, eigenthümliche Wortſchöpfungen, Symmetrie, eigne Wortſtellung.

Viel Geſchrei und wenig Wolle. Wenn der Koch vom Heerde geht, läuft das Fett ins Feuer. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Je ſpäter der Abend, je ſchöner die Leute. — Mir genügt, wie Gott es fügt. Geld macht nicht reich, es ſei denn reich das Herz zugleich. Schweig, leid und vertrag, bis dein Sach beſſer werden mag. — Der Socher (Siechende) überlebt den Pocher. Noth kennt kein Gebot. Wer nicht wirbt, verdirbt. Hochmuth thut kein gut. Fleiß bricht Eis. Borgen macht Sorgen. — Ehrlich währt am längſten. Wenn du kannſt fliehen, ſollſt du nicht kriegen. — Gleich und gleich geſellt ſich gern. Sprichwort, wahr Wort. — Eichenlaub (Eigenlob) ſtinkt. Es gehen viele Wege nach Darbſtädt und Mangelburg. Der Vormund nimmt ſo viel, daß dem Nachmund nichts übrig bleibt. — Ohnerath frißt Sack und Saat. Ehrkauf, Reukauf. Hans-Schenk hat Gnade bei Hof. Beſſern iſt oft böſern. Faulert (der Müßiggänger) muß zerriſſen gehen. — Der Katzen Scherz, der Mäuſe Tod. Gott giebt, Gott nimmt. Alter Fuchs, alte Liſt. Gut verloren, nichts verloren; Muth verloren, halb verloren; Ehre verloren, alles verloren. — Armuth alle Thür zuthut. Eigen was, wie gut iſt das! —

Im Reim iſt das Sprichwort nicht ängſtlich; ſagt es doch ſelber: Reim dich, oder ich freſſe dich. Daher: Es flog ein Gänschen über den Rhein und kam als Gickgack wieder heim. Kindes Hand iſt bald gefüllt, Kindes Zorn iſt bald geſtillt. Wer baut auf Gott, fürcht't keinen Tod.

In Bezug auf ſeine innere (nur dem Sprachſinn erkennbare) Form zeigt das Sprichwort Erſcheinungen, welche bezeugen, wie tief in den Sinn des Volkes die Poeſie hineingelegt iſt. Alles nämlich, was in der Poetik als Trope oder Figur Erwähnung findet: das Gleichniß, die Metapher, die Perſonification, die Allegorie, die Metonymie, die Hyperbel; der Ausruf, die Frage, die Anrede, die Steigerung, der Gegenſatz, das Paradoxon, die Ironie ꝛc. hat in unſerm Sprichwörterreichthum ſeine Beiſpiele.

Willſt du lange leben geſund, iß wie die Katze, trink wie der Hund. Wer einen Fuchs fangen will, muß keinen Schöps hinters Garn ſtellen. Müh' und Fleiß bricht alles Eis. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Des Herren Auge macht die Pferde fett. Freund' in der Noth gehn zehne auf ein Loth; und ſo ſie ſollen behilflich ſein, gehn

zehne auf ein Quentelein. Eigen was, wie gut ist das! Trau, schau, wem? Will's Gott, wer wendet's? Willst du nicht lernen mit der Feder schreiben, so schreib mit der Mistgabel. Gut verloren, wenig verloren; Muth verloren, viel verloren. Eile im Rath nie gut that; aber im Laufen gilt schnaufen. Müßiggang ist eine schwere Arbeit. Alles verzehren vor seinem End' macht ein richtig Testament.

Nach diesen Darlegungen, die uns eine nicht geringe Zahl von Sprichwörtern anzuführen Veranlassung gegeben haben, kommt es nun darauf an, durch Feststellung des **Begriffes** ihr Gebiet abzugrenzen einestheils gegen das des Spruches, anderseits gegen das der sprichwörtlichen Redensart.

Man schreibt richtiger Sprichwort als Sprüchwort. Denn das Wort ist nicht eine Zusammensetzung mit Spruch — es könnte dann kaum anders heißen als Spruchwort — sondern mit dem mhd. spriche d. i. Wort.

„Sprichwort" ist demnach eine ähnliche Zusammensetzung wie Lindwurm; denn sowohl „Lind", ahd. lint, als auch „Wurm" bedeutet im ältern Deutsch s. v. a. Schlange. Die Zusammensetzung zweier sinnverwandter Wörter dient dazu, den Begriff zu verstärken. Also Lindwurm = gefährliche, Verderben bringende, große Schlange*).

Da nun „Wort" etwas „Gesprochenes" bedeutet, so wäre Sprichwort ein solches Wort, welches immer, von allen, unter allerlei Verhältnissen u. dgl. gesprochen wird.

„Wort" steht in dem Sinne, in welchem die Mehrzahl „Worte" lautet. Auffallend ist es daher, zumal im ältern Deutsch die Mehrzahl „Wörter" gar nicht vorkommt, daß man „Sprichwörter", nicht „Sprichworte" sagt.

Dadurch unterscheidet sich nun in der That das Sprichwort von dem Spruche. Dieser kann auf dieselbe Weise entstehen, kann in seiner Form sich dem Sprichwort nähern, kann auch von diesem und

*) Dagegen scheint in „Ehebund, Eheband" ein bloßer Pleonasmus vorzuliegen. Denn Ehe (mittelniederd. echt, wovon das Adjectiv „echt" — falsch „ächt" — d. i. eig. „ehelich", sodann „von rechtmäßiger Herkunft" ꝛc.), durch Lautwechsel (s. oben S. 142) verwandt mit dem noch im 15. und 16. Jahrhundert gebräuchlichen ewe (wofür wir jetzt schleppend Ewigkeit sagen), ist eigentlich „ein auf die ganze Dauer des Lebens geschlossenes Verhältniß zwischen Mann und Weib." — Im ältern Deutsch hat das Wort einen weitern Umfang: die Gotz Ee = das Gesetz Gottes; die alt E, die neuw E = das alte, das neue Testament.

jenem gesprochen werden, aber er ist nicht in aller Leute Munde. Außerdem sind dem Umfang des Spruches nicht so enge Schranken zu stecken, als dem des Sprichworts; und rücksichtlich seines Inhalts kann er (als Kunstspruch — aber ein Kunstsprichwort giebt es nicht) in alle Tiefen menschlicher Weisheit und Erkenntniß hinabsteigen, während das Sprichwort als die „Weisheit auf der Gasse" jene Tiefen in ihren Abbildern nur ahnen läßt. Die Grenze zwischen Spruch und Sprichwort ist übrigens in allen diesen Beziehungen sehr fließend; nicht minder die zwischen Sprichwort und sprichwörtlicher Redensart. Diese beiden sind „Blüthen Eines Stammes, Kinder Eines Hauses."

Sprichwörtliche Redensarten sind: Etwas über das Knie brechen. Aus der Art schlagen. Sich die Flügel verbrennen. Ins Gras beißen. Ueber den Bart hauen. Geputzt wie ein Pfingstochse. Die Wurst nach der Speckseite werfen. Er hat sein Schäfchen im Trocknen.

Redensarten, aber nicht sprichwörtliche Redensarten sind: Sich einer Sache entschlagen; ein Beispiel nehmen; Abbruch thun; Netze stellen u. a.

Die sprichwörtliche Redensart ist, wie diese Beispiele zeigen, im allgemeinen noch kürzer als das Sprichwort; auch bedient sie sich im ganzen derselben Ausdrucksweise, daher sie eben sprichwörtliche Redensart ist. Allein als Redensart hat sie einerseits nicht einen vollständigen Gedanken, sondern nur einen Begriff auszudrücken, der durch andre Theile der Rede erst in einen vollständigen Gedanken aufgenommen wird; anderseits ist ihre Form nicht so fest, als die des Sprichworts, daher sie sich in die grammatische Construction des Satzes einfügen läßt, ohne ihren Charakter zu verlieren; während man das Sprichwort, wo, wie und wann man es gebraucht, „stahn lassen" muß.

Unter einem Sprichwort verstehen wir also einen kurzen, im Munde des Volks lebenden, in fester Form überall wiederkehrenden Satz, der, vom Volk ausgegangen, sich zum Lebensbilde (sofern er darstellt, wie es ist) oder zur Lebensregel (sofern er darstellt, wie es sein soll) gemacht hat*).

*) Eiselein definirt: Das Sprichwort ist ein mit öffentlichem Gepräge ausgemünzter Satz, der seinen Curs und anerkannten Werth unter dem Volke hat."

Zum Schluß mögen nun noch die für uns wichtigſten, zum Theil ſchon genannten, hierher gehörigen Werke zuſammengeſtellt werden.

Freidanks Beſcheidenheit, neu aufgelegt und überſetzt von Bacmeiſter. Reutlingen 1861.

Johann Agricola, verſchiedne Sammlungen in niederdeutſcher und hochdeutſcher Sprache; die erſte dieſer Sammlungen, von 1529, iſt nach neuern Unterſuchungen zuerſt in hochd. Sprache geſchrieben.

Sebaſtian Franck, Schöne, weiſe, herrliche Klugreden. Neu herausgegeben und erklärt von Guttenſtein. Frankfurt 1831.

Luthers Sprichwörter, aus ſeinen Schriften geſammelt von Henſeler. Leipzig 1824. (Eine Sammlung von Luthers eigner Hand, welche auf 33 Seiten in Octavformat mehr als 500 Sprichwörter umfaßt, iſt erſt 1862 aufgefunden worden und harrt noch ihrer Herausgabe.)

J. M. Sailer, Die Weisheit auf der Gaſſe. Augsburg 1810.

W. Körte, Die Sprichwörter und ſprichwörtlichen Redensarten der Deutſchen. Leipzig, 2. Auflage 1861.

J. Eiſelein, Die Sprichwörter und Sinnreden des deutſchen Volks. Freiburg 1840.

Simrock, Die deutſchen Sprichwörter. Frankfurt 1860 u. ö. 1½ Thlr. Die bis jetzt vollſtändigſte Sammlung mit 12396 Nummern. (Ein noch umfaſſenderes Werk iſt ſchon ſeit Jahren von Wander angekündigt worden und erſcheint endlich ſeit 1863 bei Brockhaus in Leipzig in Lieferungen zu 20 Sgr. Es ſoll 80—100,000 deutſche Sprichwörter und ſprichwörtliche Redensarten enthalten*).

Eins der zuletzt genannten vier Werke ſollte jeder Lehrer in ſeiner Bibliothek haben, aber nicht etwa den Bauern vorleſen.

Sonſt erwähne ich noch einen ſehr leſenswerthen Aufſatz von Honcamp „Das Sprichwort, ſein Werth und ſeine Bedeutung“ (Rhein. Bl. 1861. S. 114), und eine nicht minder beachtenswerthe, weil ſehr anregende Rede von Eiſenlohr, „Deutſche Volksſchule und Deutſches Sprichwort.“ Stuttgart 1862. 3 Sgr.

---

*) „Man ſollte meinen, die deutſche Vernunft hätte von den früheſten Zeiten bis zu uns herab nichts gethan, als Sprüche gemacht: ſo reich iſt unſer Vaterland daran“ (Sailer).

§. 28. Hebels Bedeutung für die heutige Volksschule.

König Friedrich und sein Nachbar.

(WW. III, 125.)

Der König Friedrich von Preußen hatte 8 Stunden von Berlin freilich ein schönes Lustschloß und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe daneben die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehn ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut nebeneinander, obgleich das Weißbrot schmeckt auch in dem Schloß nicht übel, wenn's die Mühle sein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller das Wasser in die Räder schießen und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs stellten das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: „Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen?" Der König wußte, warum. Denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift," sagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht neben einander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt ihr mir für mein Schlößlein?" — Der Müller sagte: „Wie hoch haltet ihr es, königlicher Herr Nachbar?" Der König erwiederte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt ihr nicht, daß ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet ihr euere Mühle?" Der Müller erwiederte: „Gnädigster Herr, so habt auch Ihr nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil." Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei seiner Rede. „Sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin," sagte er, „so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinen Vätern erhalten worden ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben." Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an: „Wißt ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nöthig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse euere Mühle taxiren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!" Da lächelte der unerschrockene Mann, der Müller, und erwiederte dem König: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Hofgericht in Berlin nicht wäre." Nämlich, daß er es wolle auf einen richterlichen Ausspruch ankommen lassen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimüthigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohl gefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser aber darf schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbar, und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar.

Es soll an dieser Erzählung zunächst gezeigt werden, wie eine Erzählung in der Oberklasse einer Volksschule sprachlich zu behandeln ist. Die Erzählung werde für die betreffende Unterrichtsstunde zum häuslichen Durchlesen aufgegeben; einige Fragen zu Anfange

der Stunde reichen hin, um ſich zu überzeugen, ob durchgeleſen worden iſt. Nun lieſt der Lehrer die Erzählung zuerſt ſelbſt vor: laut, langſam, lautrichtig und mit der entſprechenden Betonung. Ich wage nicht zu ſagen: ſchön. Denn ſchönes Leſen iſt eine künſtleriſche Leiſtung, die man bei weitem nicht von allen Lehrern, noch viel weniger von den Schülern einer Volksſchule erwarten darf. Höchſtens kommt es, wo man es erzwingen will, zu einer widerlichen affectirten Schönthuerei. Wie der Lehrer vorgeleſen hat, ſo leſen nun die Schüler nach. Eine bedeutende Leiſtung! Denn wie viele Schulen giebt es, in denen laut und langſam geleſen wird? Und doch iſt allein dies von außerordentlichem Werthe nicht blos für die Gewöhnung des Auges an die durch die Wörter dargeſtellten Bilder, für die Gewöhnung des Ohres an die immer wiederkehrenden Wortfügungen, für die Gewöhnung des Sprachſinnes an die verhältnißmäßig nicht zahlreichen, aber in unendlichen Modificationen erſcheinenden Grundformen, die unſerm Satzbau zu Grunde liegen; ſondern auch für die eigne, wie für die Auffaſſung durch andere, denen wir vorleſen. Wenn das laute und langſame Leſen zugleich ein lautrichtiges und ſinngemäß betontes iſt, ſo wird alles eben Angeführte in dem für die Volksſchule wünſchenswerthen Grade erreicht; denn Orthographie, Grammatik, Stil und Sprachverſtändniß haben davon ihren reichſten Segen.

Die Behandlung einer Erzählung (wie jedes Sprachſtücks) hat Aehnlichkeit mit der Betrachtung eines Kunſtwerkes, einer Landſchaft, oder auch des einzelnen Naturerzeugniſſes: Zuerſt verſchafft man ſich den Totaleindruck, ſodann betrachtet man die einzelnen Theile, um endlich das Ganze mit dem Verſtändniß des Einzelnen anzuſchauen. Deshalb folgt dem Leſen der ganzen Erzählung, welches den Geſammteindruck vermittelt, zunächſt das Leſen des Abſchnittes und die daran ſich ſchließende, dem Einzelnen nachgehende Beſprechung.

Die Beſprechung muß ſich in den engſten Grenzen halten und darf durchaus nicht dazu benutzt werden, nebenbei eine Menge nützlicher Kenntniſſe mitzutheilen. Wer wollte das noch gutheißen, wenn bei obiger Erzählung ausführliche Mittheilungen gemacht würden über Friedrich II., oder über die Einrichtung einer Mühle, oder über Kauf und Verkauf? Wohin führt das, wenn man zu einer Erzählung, wie die vorliegende, 20 bis 30 Unterrichtsſtunden ver-

wendet? Man wolle doch den Nutzen einer bei der Sache bleibenden Beſprechung, die Nebenzwecke gar nicht kennt, ſondern nur den einen Zweck: das betreffende Stück, vor Augen hat, nicht gering anſchlagen! Aber es iſt hier nicht der Ort, über den Mißbrauch zu reden, der bei der Behandlung von Leſeſtücken in vielen Schulen ſich feſtgeſetzt hat. Es ſoll vielmehr an dem erſten Abſchnitt unſrer Erzählung eine Grenze und Ziel kennende Beſprechung veranſchaulicht werden. Alſo zur Sache.

Lies bis zu den Worten: „aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs"! — Von wem iſt in dem erſten Satze dieſes Abſchnittes etwas ausgeſagt? — An welchen König Friedrich von Preußen denkſt du? — Was iſt von dieſem zunächſt mitgetheilt? — Es iſt das Schloß Sansſouci bei Potsdam gemeint, das der große König nach Beendigung des 2. ſchleſiſchen Krieges ſelbſt hatte bauen laſſen. Der franzöſiſche Name Sansſouci bedeutet „Ohneſorge." Wiederhole, was ich über das ſchöne Luſtſchloß geſagt habe! — Friedrich II. hatte mehrere Schlöſſer. Was erfahren wir in dem folgenden Sätzchen von dem Luſtſchloß Sansſouci? — Darüber will ich euch etwas erzählen: — —. Wiederhole das! — Der König war alſo gern in dieſem Schloſſe. In welchem Falle wäre er noch lieber darin geweſen? — Wie iſt die Mühle in dieſem Satze genannt? — Weshalb verdient jede Mühle dieſe Bezeichnung? — Im Folgenden wird uns angegeben, aus welchen Gründen die Mühle dem Könige den Aufenthalt in ſeinem Schloſſe verleidete. Welches iſt der erſte Grund? — Sag dasſelbe von einer Kirche und einem Gaſthaus aus! — Sag dasſelbe von noch zwei andern Gebäuden aus! — Wie können wir in allen dieſen Sätzen ſagen anſtatt: „ſtehen nicht gut neben einander?" — Inwiefern ſchickt es ſich nicht, daß eine Windmühle neben einem ſchönen Schloſſe ſteht? — Was muß freilich nach den Ausdrücken unſrer Erzählung zugeſtanden werden? — Unter welchen Bedingungen iſt das eben Geſagte der Fall?*) — Welches iſt der zweite Grund, weshalb die Mühle dem Könige den Aufenthalt in ſeinem Schloſſe

*) Ich bemerke hier, daß man, wo das Sprachſtück dazu Veranlaſſung giebt, nach dem Grunde, der Urſache, Folge, dem Mittel, Zwecke, der Bedingung u. dgl. recht wohl fragen kann. Aber Definitionen dieſer Begriffe zu entwickeln, wie es z. B. Fr. Otto thut, iſt eine der Volksſchule nicht zukommende Aufgabe.

verleidete? — Antworte blos mit dem letzten Satze! — „Stellen" hängt zusammen mit „stehen." Wie können wir also den Satz ausdrücken: Das Klapperwerk der Räder stellte die Gedanken des Königs? — Mehrmals habe ich nach den Gründen gefragt, welche dem Könige den Aufenthalt in seinem Lustschlosse verleideten. Gieb darnach den Hauptinhalt dieses ersten Abschnittes unserer Erzählung an! —

Nachdem in derselben einfachen, dem Texte nachgehenden und an diesen sich haltenden Weise der zweite und dritte Abschnitt der Erzählung durchgesprochen sind, werden die Schüler veranlaßt, sich im Zusammenhange auszusprechen über Zahl, Umfang und Inhalt der einzelnen Abschnitte und über den Hauptinhalt des Ganzen. Dieses wird endlich noch einmal gelesen und mündlich wie schriftlich wiedererzählt, von den schwächern Schülern abgeschrieben. Damit ist die Behandlung beendigt. Wenn bei derselben mit aller Consequenz und Energie auf grammatisch richtige, gut gesprochene und an die Frage genau sich anschließende Antworten gehalten worden ist, so ist für die Denk- und Sprachbildung der Schüler eine zwar nur kleine, aber sichere und gewinnbringende Eroberung gemacht und damit der Zweck einer sprachlichen Lection erreicht. Doch steht der weiteren Benutzung der Erzählung zu stilistischen Zwecken nichts entgegen. Themata wie diese: Der König und der Müller verglichen mit Abram und Lot; desgleichen mit Ahab und Naboth; gedrängte Darstellung der Erzählung vom König Friedrich und seinem Nachbar; ein Brief, in welchem der Müller einem andern den Vorfall mittheilt; allenfalls auch eine Charakterzeichnung des Müllers — liegen sehr nahe und können, natürlich nur nach vorangegangener mündlicher Darstellung, von den Schülern der Volksschulen bearbeitet werden. Dagegen ist die Benutzung der Erzählung für besondere orthographische und grammatische Zwecke nicht anzurathen.

In dieser Weise läßt sich eine große Zahl Hebelscher Erzählungen in der Volksschule behandeln. Aber auch wenn die ausführliche Behandlung unthunlich ist: als bloßes Lesestück behauptet die Hebelsche Erzählung vor den Erzählungen vieler andern den Vorrang durch ihre Uebersichtlichkeit, ihre Faßbarkeit und ihre unverwüstliche Anziehungskraft. Selbst die Sprache, obwohl sie in Stil und Einzelausdruck manche nicht nachahmungswerthe, ja fehler-

hafte Eigenheiten hat, ist ein Grund, weshalb Hebels Erzählungen in der Volksschule die weiteste Verbreitung und ausgedehnteste Benutzung verdienen; unverkennbar ist ihr der Stempel der Lutherschen Bibelsprache aufgedrückt, an welche man an vielen Stellen auch durch den einzelnen Ausdruck erinnert wird.

Allein die Erzählungen würden Hebel zu dem eigentlichen Classiker der obern Classen unserer Volksschulen machen. Es tragen dazu in erster Linie noch bei seine Sprichwörterbearbeitungen und unübertrefflichen naturwissenschaftlichen Darstellungen. Ueber jene wie diese ist an andern Stellen unseres Buches gehandelt worden. In zweiter Linie stehen die Gedichte und einige Räthsel. In ihrer Mundart können die Gedichte freilich nur in die Lesebücher einiger süddeutschen Gegenden Eingang finden; aber auch übersetzt haben wenigstens einige von den Gedichten überall unantastbares Bürgerrecht erlangt. Es sei beispielsweise erinnert an den Wächterruf, den Wegweiser, den Knaben im Erdbeerschlag. Dasselbe gilt von den bessern Räthseln, die der Volksschule immer noch näher liegen, als selbst die Schillerschen. Es bleibt nun noch übrig, daß wir der „Biblischen Geschichten" und des „Christlichen Catechismus" gedenken.

Im Jahre 1814 war Hebel von dem Directorat des Gymnasiums entbunden worden und hatte fortan nur noch einige Unterrichtsstunden behalten. Einen neuen, ihm wenig zusagenden Wirkungskreis fand er seit dem genannten Jahre als Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde Badens und als Director des Schulwitwen-Fiscus. 1819 ward er erster Geistlicher (Prälat) der badenschen Landeskirche; auch in dieser Stellung blieb er noch eng mit der Schulwelt, zunächst zwar der höhern, verbunden. Aber auch den niedern Schulen sollte noch eine besondere Handreichung von ihm zu Theil werden. Schon im Jahre 1818 hatte er eine Arbeit begonnen, die er selbst für etwas Besseres, als das Gewöhnliche hielt, seine „biblischen Geschichten für die Jugend bearbeitet." Das Gewöhnliche waren in Baden, wo damals die 1714 zuerst erschienenen „zweimal zweiundfünfzig biblischen Historien" von Hübner schon in Abgang gekommen waren, einige unbedeutende neuere Historienbücher. Von Freunden veranlaßt, machte sich Hebel mit großer Liebe und frommer Geistesstimmung an die neue

Arbeit. Um den rechten Ton zu treffen, dachte er ſich dabei immer ſeinen alten Schulmeiſter Andreas Grether in Hauſen und ſeine Mitſchüler und ſich ſelbſt unter dem Schatten des Stabes Grethers, oder eine Repräſentation aller Mütter unter ihren Kindern. Trotz alledem müſſen wir die bibliſchen Geſchichten als ein mißlungenes Werk Hebels betrachten. Ihr Hauptfehler iſt dieſer, daß ſie das Alte bis zur Unkenntlichkeit in ein modernes Gewand und zwar in den bequemen Hausrock des humoriſtiſchen Hausfreundes hüllen. Sie wurden zwar in den Schulen Badens eingeführt; aber ſchon die Zeitgenoſſen fühlten, daß der Schule mit dieſem Buche wenig gedient ſei. Für die heutige Volksſchule hat es gar keine Bedeutung mehr. Dasſelbe gilt von dem „Chriſtlichen Catechismus", der erſt nach des Verfaſſers Tode aus den hinterlaſſenen Papieren herausgegeben worden, aber ſchon längſt vergeſſen iſt.

Eine Probe aus Hebels Bibl. Geſchichten möchte meine Leſer ſehr intereſſiren. Ich wähle

Eli und Samuel.

Nach den Kriegshelden richtete der Prieſter Eli in Iſrael vierzig Jahre lang. Er wohnte in Silo, denn daſelbſt ſtand dazumal die Stiftshütte. Jährlich an den hohen Feſttagen verſammelten ſich die Iſraeliten vor der Stiftshütte, daß ſie Gott daſelbſt anbeteten und vor ihrem Gott fröhlich wären. Aber wie kann ein angefochtenes Herz fröhlich ſein? Eine angefochtene Frau ſtand von der Mahlzeit auf und betete in ihrem Herzen, daß ſie Gott mit einem Sohn erfreuen wollte. Wenn Gott ihre Bitte erfüllte, ſo wollte ſie ihn Gott wiedergeben, daß er ſein Lebenlang in der Stiftshütte dienen ſollte. Eli ſah ihr lange zu, wie ſie doch nur ihre Lippen bewegte und weinte; und weil es nach der Mahlzeit war, ſo meinte er, ſie ſei betrunken. Es ſprach endlich zu ihr der harte Mann, den Gott zum Segnen und zum Tröſten berufen hatte: „Wie lange willſt du betrunken ſein, gieb deinen Wein von dir, den du getrunken haſt." Das war kein prieſterliches Wort. Das Weib ſprach: „Ach nein, mein Herr, ich bin nicht betrunken, ſondern ich habe in meinem großen Kummer geredet bisher, und mein Herz vor Gott ausgeſchüttet." Eli ſprach: „Gehe hin in Frieden. Gott wird dir deine Bitte erfüllen," und das war prieſterlich geſprochen. Auch hat ihr Gott ihre Bitte erfüllt und ihr einen Sohn gegeben, den hieß ſie Samuel.

Nach Jahr und Tagen, als das Feſt ſich jährte, kam wieder die nämliche Frau zu Eli und hatte ein friſches Söhnlein an der Hand,

und Eli kannte ſie nicht mehr. Die Frau ſprach: „Glaube mir, mein Herr, ich bin das Weib, das hier bei dir ſtand, da ich um dieſen Knaben bat. Gott hat meine Bitte erhört“, ſagte ſie, und ſchaute ihr Kind mit mütterlichem Wohlgefallen an. „Darum gebe ich ihn dem Herrn wieder ſein Lebenlang, weil er von dem Herrn erbeten iſt.“ Alſo ließ ſie ihren Sohn zurück in dem Schutze Gottes und in der Pflege der Prieſter, daß er den Gottesdienſt lernte und gleichſam geiſtlich ſtudirte. Aber alle Jahre, wenn ſie wieder kam und ihrem Kind zum Gruß ein neues Röcklein brachte, war Samuel wieder größer und kräftiger, und was noch mehr ſagen will, ſie hörte, daß er auch immer gottesfürchtiger und geſchickter werde, und bei allen Leuten beliebt ſei; das iſt die größte Freude auf der Welt, womit Gott die fromme Mutterliebe belohnen kann ꝛc.

§. 29. Hebels letzte Lebensjahre und Tod.

Hebels Lebensabend war nicht heiter. Schon aus dem Jahr 1809, das in der den Werken vorausgeſchickten Biographie als „das luſtigſte Jahr“ geſchildert worden iſt, finden ſich herbe Klagen über die ſich immermehr anhäufenden unangenehmen Geſchäfte. Dieſe Klagen ſteigerten ſich fort und fort. „Auf der Kanzleiſtube ſitzen, Berichte ſchreiben, Buch und Rechnung führen, Akten durchgehen, examiniren, caſtigiren, Zeugniſſe fertigen, wegen der Lyceiſten (Schüler des Gymnaſiums) correſpondiren; das heißt ſo viel, als: ich ſterbe täglich.“ So klagt er im Jahre 1814. Der Zurücktritt von dem Directorat brachte dem nun in der Mitte des 6. Jahrzehnts Stehenden keine Erleichterung, vielmehr immer wieder die mühſeligſten Schreibereien und das intereſſeloſe Aktenleſen. Zu dem ihn nie verlaſſenden Wunſche, an einem friedlichen Landorte unter redlichen Menſchen als Pfarrer zu leben und zu ſterben, trat nun auch noch die Sehnſucht nach der frühern Stellung als Lehrer. 1817 ſchrieb er: „Ich bin durch meine Geſchäftsverhältniſſe und durch meine unſelige Bekanntſchaft mit der halben Welt mir ſelbſt geſtorben. O! wie glücklich war einſt der Mann, der täglich unbeſchrieen und unbeachtet ſeine 5 Stunden informiren und alsdann thun konnte, was er wollte; z. B. an ſeinen Miniſter in Straßburg*) ſchreiben,

*) So nennt Hebel ſcherzweiſe die Frau Hauſe in Straßburg, weil ſie für ihn mancherlei Beſorgungen ſich unterzog.

ja zu ihm reiſen, wenn Gott ein Kerzenſtümpflein von Ferien ſchenkte, und Kindlein taufen helfen, auch ſonſt beſchauen und lieb haben." Dieſe Worte werden meine Leſer gewiß anmuthen, und zugleich dem alternden Dichter ihre Theilnahme zuwenden. Körperliche Leiden, nämlich eine zu Zeiten ſehr ſchwere Hypochondrie, kamen zu der Geſchäftslaſt hinzu. Hebel, der Mann der Geſelligkeit und des Frohſinns, fängt an, die Beſuche des Muſeums auf einige Tage in der Woche zu beſchränken, ſonſt ißt und ſitzt er zu Hauſe; er ſieht ſich genöthigt, von den ihm ſo lieben wenigen Unterrichtsſtunden, die er bis 1824 hielt, ſich entbinden zu laſſen; er findet keine Luſt und Muße mehr, ein luſtiges Geſchichtlein zu erzählen; auch die meiſten Briefe an ſeine Freunde enthalten das alte Klagelied. Der ſo innig an Freunde ſich hingab, findet jetzt kaum noch ein paar Augenblicke Zeit, einen freundſchaftlichen Brief zu ſchreiben, und dann muß er ihn mit Klagen verbittern, anſtatt ihn durch fröhliche Laune zu verſüßen. Nur dann und wann und in einzelnen Aeußerungen bricht der alte Humor hindurch. Eine ſeiner letzten briefflichen Aeußerungen (1825) lautet dahin: „Mein Leben ſtiehlt ſich mir unter unangenehmen Geſchäften, unwillkommenen Zerſtreuungen, Sorgen ſeltſamer Art und ſchweren Launen weg, die keinen andern Gegenſtand als ſich ſelber haben, wie alle böſe Hypochondrie, vor der Sie Gott bewahren, und mich, wenn es noch der Mühe werth iſt, befreien wolle."

Es gefiel Gott nicht, Hebeln noch fröhliche Tage zu ſenden. Das immermehr ſich ſteigernde Uebel des Unterleibes, das in einer Verbildung der Eingeweide ſeinen Grund hatte, nahm er mit ſich auf einer Reiſe nach Mannheim, die er im September 1826 als Vorſitzender der Prüfungscommiſſion am dortigen Gymnaſium zu machen hatte. Noch wohnte er den Prüfungen in gewohnter Weiſe bei, noch wurde ihm ein fröhlicher Abend durch die Zöglinge des Gymnaſiums bereitet. Es war ſein letzter fröhlicher Abend. Am andern Tage nahm die Krankheit einen heftigern Charakter an. Dennoch wollte er noch nach Heidelberg reiſen, um auch dort bei der Prüfung zu ſein. Auf der Reiſe dorthin ſtarb er im Hauſe eines Freundes zu Schwetzingen den 22. Sept. 1826, ruhig und freundlich, wie er gelebt. Wenige Schritte von der öſtlichen Mauer des Schwetzinger Friedhofes iſt ſein Grab, das ein einfacher Stein

mit der einfachen Inschrift: Hebel leicht finden läßt. Ein Denkmal wurde ihm 1855 im Schloßgarten zu Karlsruhe errichtet.

§. 30. Claudius und Hebel mit einander verglichen.

Die Leser scheiden mit mir gewiß gern von dieser letzten kurzen Darstellung; denn es macht einen fast peinigenden Eindruck, die letzten Lebensjahre des Dichters so fast ohne alle erhebende Momente zu sehen. Wie ganz anders ist das bei Claudius! Die Erklärung davon liegt nahe: Claudius, der „Laienbruder", hatte das Geheimniß von Christo in einer ganz andern Weise, in einem ganz andern Grade erfaßt als Hebel, der Prälat und Kirchenrath. Für Claudius war Christus die stets im vollen Lichtglanz in das Leben hineinleuchtende, dieses verklärende Sonne. Doch es sei fern von uns, Hebel richten zu wollen. Sein Christenthum war ein lebendiger, fröhlicher Gottesglaube, wie er nur durch einen lebendigen Christusglauben erzeugt werden kann, ein Glaube, wie er zu Hebels Zeit und in Hebels Umgebung nicht eben häufig war. Den heitern Humor, der sich erlaubt zu sagen: „Wenn der Heilige, den unser Herz verehrt, einst Kirchenrath gewesen wäre, wiewohl er es sehr war, aber auch noch etwas mehr, so hätte er zu den Gesegneten seines Vaters auch das gesagt: Ich habe Akten geschrieben und ihr mir Briefe" — dürfen wir nicht mißverstehen. Von seinem aufrichtigen Verhältniß zu Christo geben seine in den spätern Jahren sich zeigende Liebe zu den herrnhutischen Liedern, sowie einige Stellen in seinen Briefen, Predigten und Gedichten und einige gelegentliche Aeußerungen sprechendes Zeugniß. In der einigemal schon angeführten Antrittspredigt sagt er z. B.: „Ich bemühe mich täglich, völliger zu werden, sonst wäre ich Christi Jünger nicht." In einem Briefe heißt es: „Vergelten möge es euch der Herr mit allen Freuden und mit allem Frieden, den freundliche und gute Herzen verdienen." In einem Gespräch mit Freunden äußerte Hebel einmal: „Ihr Herren, ich will euch was sagen: wenn es aufs letzte kommt, so halte ich es doch mit dem Blute Christi." In einem Briefe, in welchem er seinen Freund Hitzig, den neuen Vicar, dem Pfarrer Güntert zu Lörrach empfiehlt, lesen wir folgende Verse:

Der neu Vicari vo Löhrech

Bringt ich (euch) mi Briſli, e brave Herr, und g'mei mit de Lüte.
Suſt (ſonſt) ſind die junge Burſt (Burſche) mengmol e wenig phanteſtig,
Meine, ſi heige ellei (hätten allein) mit Löffln d' Glerſamkeit gfreſſe.
Dreck hen ſi gfreſſe, io woll! (vor enen Ehre z'vermelde),
Schwetze uf der Chanzle vo weltliche Sachen us Büch're
('S fräs es ke Hund und ke Chatz) und ziehn ich (euch) ke gotſig (gotteinzig = einzig) Sprüchli
Us der Bibel a, — ſi wüße bi Gott nit, was drin ſtot!
B'haupte, Chriſtis der Herr ſeig's (ſei des) Joſephs libliche Suhn gſi,
Heig (habe) nit füris (für uns) glitte, ſeig nit vo de Todten erſtande.
Hol ich (euch) der Tenfel denn au! die dunderſpließige*) Läri (Lehre)!
Bringenis (bringen uns) no um Glauben und Liebi, um Hoffnig und Himmel.
Und wenn ein vor Chummer und Trübſal ſchier gar verſchmochtet,
Oder wenn ein's Gwiſſe an ſine Sünden erinnret,
Oder wemme von hinnen im letzte Stündli ſoll ſcheide,
Stöhn ſi wie Mulaffe do mit ihrer weltliche Wisheit,
Wüſſe nit gix no gar und chönnen ein ebn nit tröſte.

Mit dem Rationalismus, wie er ſich gerade auf der badenſchen Landesuniverſität Heidelberg als die Kunſt, die neuteſtamentlichen Wunder natürlich zu erklären, ſo breit gemacht hat, hat Hebel nichts gemein. Aber ebenſo fern iſt er auch von dem kräftigen, immer ſtärker andringenden Kämpfen gegen denſelben, das wir an Claudius bewundern. — Mit gutmüthigem Spott verfolgt Hebel die Juden, und eine Erzählung, „der fromme Rath" (III, 68), hat ihm ſogar Verdruß von Seiten der Katholiken zugezogen; ſonſt aber iſt er ein Mann der ausgedehnteſten Toleranz. Dem „Moſes Mendelſon" hat er ein bleibendes Denkmal geſetzt (II, 107), und Katholiken gehören zu ſeinen nächſtſtehenden Freunden. So begegnet er ſich, freilich von einer ganz andern Seite kommend, mit Claudius auf demſelben Gebiete. Denn den Wandsbecker trieb nicht ſowohl ſeine Toleranz, ſondern das Feſthalten an den gemeinſamen heiligen Gütern zu Annäherungen an Bekenner des Katholicismus. Hebels Toleranz hatte die geſundeſte Wurzel: die reine, Chriſti Gebot entſprechende Nächſtenliebe. Es ließe ſich manches davon erzählen. Wir begnügen uns mit der Anführung einer charakteriſtiſchen Stelle aus einem

*) „Dunder" (Donner) in adj. Zuſammenſetzungen verſtärkend. „Spließig" ſcheint mit „ſpleißen" = „auseinander faſern" (vergl. Splitter und Splint) zuſammenzugehören.

Briefe an eine Freundin: „Ich baue ſicherer auf die Vorſehung für meine Freunde, als für mich, vielleicht weil mir ihr Schickſal näher anliegt, als das meinige. Ein Vogel auf dem Zweige, wie ich, wäre übel daran, wenn er den lieben Gott für niemand brauchte, als für ſich.“ Etwas Aehnliches läßt ſich aus Claudius' Schriften nicht beibringen; ſeine Liebe nahm eine Richtung, die dem Dichter der alemanniſchen Lieder verſchloſſen war: die Richtung auf die nächſten Familienglieder. Wir erinnern uns wohl des Verhältniſſes des Wandsbeckers zu Voß, zu Klopſtock, zu Leſſing u. a.; denken aber auch daran, wie er in ſpätern Jahren immermehr im Kreiſe ſeiner Familie ſich abſchloß. Es offenbart ſich hier auf eine beachtenswerthe Weiſe der Unterſchied des Norddeutſchen von dem Süddeutſchen. Hebel iſt nie verheirathet geweſen; was er unter dem Segen einer glücklichen Ehe hätte werden können, läßt ſich nicht ſagen; Claudius iſt, was er geweſen, vorzugsweiſe geworden durch ſeine Rebekka und ſeine Kinder. Das Haus iſt die Stätte ſeines Arbeitens und Genießens; im Hauſe zeigt ſich ſein Ernſt am tiefſten, ſein Humor am luſtigſten. Hebel dagegen kennt nicht die Freuden des eignen Hauſes, des eignen Heerdes; obwohl er an dem Gedeihen fremden Familenlebens die herzlichſte Theilnahme zeigt. Er freut ſich, daß er nichts Niet- und Nagelfeſtes auf Erden hat; und, wenn ihm ein Wohnungswechſel auch läſtig iſt, ſo wird es ihm doch dabei gemüthlich-angenehm. Den Bettler beneidet er, weil dieſer wie der Spatz alle Abende auf einem andern Aſte ſitzen kann, und meint, es ſei gar herrlich, ſo etwas Vagabundiſches ins Leben zu miſchen. Wenn Hebel dieſem Triebe zu einem unſtäten Wanderleben nicht folgte, ſo liegt dies nur an ſeiner amtlichen Stellung. An die Scholle, an das Haus feſſelte ihn nichts, ſelbſt nicht die Arbeit. Der Katheder in der Schulſtube iſt die Lieblingsſtätte für ſeine Thätigkeit, das Drechslerſche Kaffehaus und das Muſeum die Lieblingsſtätten für ſeine Erholung. So ſitzt denn der amtloſe Dichter im Norden ruhig in ſeinem Wandsbeck, gehalten vom ſtillen Studium in ſeinem Studirſtüblein oder von heitrer Fröhlichkeit im Kreiſe der Seinen; während der beamtete Süddeutſche zu ſtiller Beſchäftigung mit einem Werke in ſeiner Stube keine Ruhe findet und, mit vielleicht noch größerm Widerwillen gegen amtliche Schreibereien, als der Wandsbecker ihn hatte, durch den unerbittlichen Zwang von Aemtern, in

die er hineingegeiſelt worden war, manche liebe Stunde an die Tiſche der Kanzleiſtube geſchmiedet ſitzt. Hiermit hängt es zuſammen, daß Hebels gelehrte Bildung noch geringer iſt, als die des Wandsbeckers, der ja bekanntlich auch zu anhaltender Thätigkeit im Gebiet der eigentlichen Gelehrſamkeit nicht angelegt war. Was Hebel gelernt hat, das hat er bei einem guten Gedächtniß meiſt lehrend gelernt. Das Alterthum war ihm wohlbekannt, und in den Naturwiſſenſchaften muß er ſehr achtungswerthe Kenntniſſe beſeſſen haben. Claudius' Kenntniſſe ſind mit Ausnahme der Naturwiſſenſchaften nach Umfang und Tiefe viel bedeutender; ſelbſt im theologiſchen Wiſſen möchte der Laienbruder den Kirchenrath übertroffen haben. Damit ſtimmt wenigſtens äußerlich überein, daß Hebel in den größern Kreiſen des Volks- und Staatslebens keinen Mittelpunkt zu finden weiß; als Mitglied der erſten badenſchen Kammer iſt er ſelbſt da, wo es ſich um des Volkes Wohl und Wehe handelt, meiſt ſchweigend, während Claudius, der einfache Bote, von dem ſtillen Wandsbeck aus mit Macht ſeine Stimme erhebt in dem alles bewegenden Streite über die neue Politik.

Volksſchriftſteller konnte weder der eine noch der andre, wie überhaupt niemand, durch ſeine Gelehrſamkeit oder ſeinen politiſchen Geſichtskreis werden. Beide ſind es geworden unter den nämlichen Bedingungen: durch die natürliche Begabung und dadurch, daß ſie, unter dem Volke aufgewachſen, mit dem Volke lange Zeit verkehrt und ein Herz gehabt haben für des Volkes Leiden und Freuden. Es iſt keine Frage, daß Hebeln als Volksſchriftſteller der Vorrang gebührt. In der Wahl wie in der Behandlung der Stoffe iſt er glücklicher, als Claudius. In der Wahl, denn das eigentlich Lehrhafte und Philoſophiſche tritt bei ihm hinter dem Geſchichtlichen und Naturwiſſenſchaftlichen zurück; in der Behandlung, denn er hält ſich frei von all den gelehrten Beimiſchungen, die manches von Claudius' populärſten Sachen dem Volke unverſtändlich machen. Beides iſt beachtenswerth: man erkennt daran einen Unterſchied des Süddeutſchen vom Norddeutſchen. — Wenn der Humor als der Grundton in den Darſtellungen des einen wie des andern ſich bezeichnen läßt, ſo iſt dabei zu beachten, daß der Humor Hebels in die reinſte Luſtigkeit ſich überſchlägt, während er bei Claudius gar oft einem tiefen Ernſte Platz macht, daß bei Hebel alles einen behaglichen

Verlauf nimmt, während bei Claudius gar oft die scharfe Klinge hindurchblinkt. Es offenbart sich auch hierin wieder der Unterschied des Süddeutschen vom Norddeutschen. Dieser Unterschied zieht sich noch enger zusammen, indem Claudius ganz deutlich seine Zugehörigkeit zu dem sächsisch-friesischen, Hebel seine Zugehörigkeit zu dem alemannischen Volksstamme erkennen läßt. Noch mehr: der eine wie der andre erscheint in fast jedem seiner Producte als ein bestimmtes Individuum mit leicht erkennbaren charakteristischen Zügen. Selbst da, wo Claudius ein gelehrtes Werk recensirt, erkennt man sofort den Asmus, der all seinen Gemüthsreichthum bei sich trägt; selbst da, wo Hebel Geschichte schreibt, offenbart er sich als den grundehrlichen, jovialen Hausfreund. Und das eben ist ein Hauptgrund, warum beide noch auf lange Zeit als die Hauptrepräsentanten der volksthümlichen Litteratur werden gelten müssen. Denn der Mann aus dem Volke will nicht nur in dem, was ihm geboten wird, concrete, farbenreiche Gestalten; sondern er verlangt auch, daß der, welcher es ihm bietet, ihm als ein ganzer Mann mit tief markirten Zügen gegenübertritt. Das ist aber auch zugleich der Grund, weshalb diejenigen, die den einen oder den andern, oder gar beide zugleich nachahmen wollen (wie Gustav Jahn), keine Zukunft als Volksschriftsteller haben können. Endlich ist dies der Grund, weshalb Hebel nie in Norddeutschland, noch weniger Claudius in Süddeutschland ganz heimisch werden kann. Die von Auerbach („Schrift und Volk", 1846) aufgeworfene Frage, „ob es überhaupt möglich sein werde, ein allen Deutschen ans Herz greifendes und auch als Kunstwerk abgeschlossenes Volksbuch zu schaffen", läßt sich auch heute noch nicht mit ja beantworten.

Einige beachtenswerthe Eigenthümlichkeiten bietet eine Vergleichung der Sprache der beiden Volksschriftsteller dar. Beide halten sich, obgleich sie ihren Dialect wie die Sprache ihres Herzens lieben, frei von der Anwendung desselben in der Volksschrift; beide aber tragen gewisse dialectische Formen, auch wenn diese vor den Gesetzen der hochdeutschen Grammatik nicht bestehen können, in die Volksschrift hinein. Claudius geht, was nicht gebilligt werden kann, noch einen Schritt weiter: Er bringt hie und da bewußte Nachlässigkeiten an, um der Ausdrucksweise des gemeinen Mannes näher zu kommen. Hinsichtlich der Stilformen zeigt sich ein wesentlicher

Unterſchied, der zum großen Theil durch die Wahl der Stoffe bedingt iſt. Wenn auch beide Schriftſteller die kürzere Darſtellung lieben und damit einem richtigern Tacte folgen, als z. B. J. Gotthelf mit ſeinen weit ausgeſponnenen Erzählungen, ſo zeigt doch Claudius eine entſchiedene Vorliebe zum Briefe, der ſich bei Hebel gar nicht findet, und Hebel eine noch entſchiedenere Vorliebe für die Erzählung, die ſich wiederum bei Claudius, wenigſtens in dieſer Weiſe, nicht findet. Die kürzere Betrachtung haben beide; aber während hier Hebel die Krone populärer Darſtellung erreicht, überſchreitet Claudius häufig die Grenze des dem gemeinen Mann Faßbaren ſowohl in der Behandlung, als in der Wahl der Stoffe. Bemerkenswerth iſt es endlich, daß Hebel ſeinen Adjunct und ſeine Schwiegermutter hat, wie Claudius ſeinen Vetter Andres. Doch nehmen der Adjunct und der Vetter Andres nicht dieſelbe Stellung dem Schreiber und dem Publikum gegenüber ein; auch iſt jener eine wirkliche Perſönlichkeit (der würtembergiſche Geſandtſchaftsſecretair Kölle), dieſer eine fingirte. Die Schwiegermutter iſt die berühmte Schauſpielerin Hendel-Schütz.

Es mag hier beiläufig erwähnt werden, daß dieſe Frau, welcher Hebel ſein „luſtigſtes Jahr“ verdankt, von Claudius, deſſen Bekanntſchaft ſie in Wandsbeck zu machen ſuchte, mit abgenommener Nachtmütze begrüßt, aber mit den Worten abgefertigt wurde: „Herr Claudius iſt nicht zu Hauſe.“ Das giebt manches zu denken.

Welchem von beiden gleich poeſieverſtändigen Männern als ausübenden Poeten die Siegespalme zuzuertheilen iſt, das möchte ſchwer zu entſcheiden ſein. Sie ſind in dieſer Beziehung grundverſchieden: Claudius iſt volksthümlicher Dichter, Hebel, obgleich er die Volksſprache anwendet, und viele ſeiner Gedichte in das Volk übergegangen ſind, Kunſtdichter. Claudius hat eine entſchiedene Neigung, unpoetiſche Stoffe in Verſe zu bringen, und tritt auf dieſe Weiſe aus dem Bereich der Poeſie heraus; Hebel dagegen weiß gerade das aus dem Volksleben aufzufinden, was einer poetiſchen Verklärung fähig und würdig iſt, hat aber, indem er häufig eine geſuchte moraliſche Wendung nimmt, daſſelbe Schickſal wie Claudius. Sterne erſter Größe an dem Dichterhimmel ſind beide nicht; und es iſt bemerkenswerth, daß Schiller ſich jedes Urtheils über ſeinen Landsmann Hebel, wie es ſcheint, enthalten hat, während Claudius'

Dichtungsweise nachgewieſenermaßen gar keine Gnade vor ihm fand. — Grundverſchieden ſind die Beziehungen der beiden Dichter zur Muſik. Für Claudius iſt dieſe eine liebe Göttin, die er mit großem Verſtändniß in ſein Haus und ſeine Familie einführt und durch treue Pflege ehrt; Hebel dagegen fühlt ſich in Concerten gelangweilt, durch Tafelmuſik verſtimmt, und in ſeinem Hauſe iſt es ſtill. Er ſoll geäußert haben, Trommeln und Pfeifen höre er lieber, als die ſchönſte Muſik.

Wenn wir nicht zu ſehr in das Einzelne uns begraben wollen, ſo bleibt uns nun nur noch übrig, Claudius und Hebel als Deutſche ins Auge zu faſſen. Wir haben Claudius dem Patrioten einen beſonderen Paragraphen gewidmet. Beim ſüßen Namen „Vaterland" ſchlug ihm das Herz. Es mag auch Hebel geſchlagen haben, als er z. B. in ſeinem Schneider von Penſa den Satz niederſchrieb: „ſind keine Deutſchen da?" Aber zur Grundſtimmung Hebels gehörte der Patriotismus nicht. Er hätte ſonſt nicht hie und da in ſeinen Erzählungen eine nicht zu verkennende Hochachtung vor Napoleon und franzöſiſchem Weſen können durchblicken laſſen, namentlich hätte er nicht die berüchtigte, in der dreibändigen Ausgabe ſeiner Werke weggelaſſene Darſtellung über Andreas Hofer abfaſſen können. Er liebte ſeinen Stamm, aber nicht das ganze Deutſchland. Die Zähigkeit, mit welcher der Norddeutſche an deutſchem Weſen feſthielt, war dem Süddeutſchen fremd.

Welcher von beiden war nach alledem der größere? Laſſen wir dieſe Frage unentſchieden! Freuen wir uns vielmehr, daß wir zwei ſolche Männer haben, einen Claudius und einen Hebel!

Dritter Theil.

Altes und Neues

zur

Ergänzung und Ausführung.

§. 31. Das deutſche Volksmärchen.

Dornröschen.

(Märchen von den Brüdern Grimm*).

Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die ſprachen jeden Tag: „ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins. Da trug ſich zu, als die Königin einmal im Bade ſaß, daß ein Froſch aus dem Waſſer ans Land kroch und zu ihr ſprach: „dein Wunſch ſoll erfüllt werden; ehe ein Jahr vergeht, wirſt du eine Tochter zur Welt bringen.“ Was der Froſch geſagt hatte, das geſchah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war ſo ſchön, daß der König vor Freude ſich nicht zu laſſen wußte und ein großes Feſt anſtellte. Er ladete nicht bloß ſeine Verwandte, Freunde und Bekannte, ſondern auch die weiſen Frauen dazu ein, damit ſie dem Kind hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in ſeinem Reiche; weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen ſie eſſen ſollten, ſo mußte eine von ihnen daheim bleiben. Das Feſt ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beſchenkten die weiſen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichthum, und ſo mit allem, was auf der Welt nur zu wünſchen iſt. Als elfe ihre Sprüche eben gethan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte ſich dafür rächen, daß ſie nicht eingeladen war; und ohne jemand zu grüßen oder nur anzuſehen, rief ſie mit lauter Stimme: „die Königstochter ſoll ſich in ihrem funfzehnten Jahr an einer Spindel ſtechen und todt hinfallen.“ Und ohne ein Wort weiter zu ſprechen, kehrte ſie ſich um und verließ den Saal. Alle waren erſchrocken, da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunſch noch übrig hatte, und weil ſie den böſen Spruch nicht aufheben, ſondern nur ihn mildern konnte, ſo ſagte ſie: „es ſoll aber kein Tod ſein, ſondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt.“

---

*) Die Brüder Grimm, deren wir hier vorläufig gedenken wollen, ſind das merkwürdigſte Brüderpaar, deſſen die Geſchichte der deutſchen Sprache und Litteratur, überhaupt die Geſchichte Deutſchlands zu gedenken hat. Der ältere und berühmtere, Jacob Grimm, iſt geboren 1785 zu Hanau und geſtorben 1863 zu Berlin; der jüngere, Wilhelm Grimm, iſt 1786 ebenfalls zu Hanau geboren und 1859 zu Berlin geſtorben. Kein Volk der Erde hat zwei einander ſo in Hand und Herz arbeitende Sprachgelehrte, daher auch bei keinem die Sprachwiſſenſchaft und Volkskunde in ſo großer Blüthe ſteht.

Der König, der ſein liebes Kind vor ſo großem Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß die Spindeln im ganzen Königreiche ſollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weiſen Frauen ſämmtlich erfüllt, denn es war ſo ſchön, ſittſam, freundlich und verſtändig, daß es jedermann, der es anſah, lieb haben mußte. Es geſchah, daß an dem Tage, wo es gerade funfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren, und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es aller Orten herum, beſah Stuben und Kammern, wie es Luſt hatte, und kam endlich auch an einen alten Thurm. Es ſtieg die enge Wendeltreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thür. In dem Schloß ſteckte ein verroſteter Schlüſſel, und als es umdrehte, ſprang die Thür auf, und ſaß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer Spindel und ſpann emſig ihren Flachs. „Guten Tag, du altes Mütterchen", ſprach die Königstochter, „was machſt du da?" „Ich ſpinne", ſagte die Alte und nickte mit dem Kopf. „Was iſt das für ein Ding, das ſo luſtig herumſpringt?" ſprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch ſpinnen. Kaum hatte ſie aber die Spindel angerührt, ſo ging der Zauberſpruch in Erfüllung, und ſie ſtach ſich damit in den Finger.

In dem Augenblick aber, wo ſie den Stich empfand, fiel ſie auf das Bett nieder, das da ſtand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieſer Schlaf verbreitete ſich über das ganze Schloß: der König und die Königin, die eben heim gekommen und in den Saal getreten waren, ſanken nieder und ſchliefen ein und der ganze Hofſtaat mit ihnen. Da ſchliefen auch die Pferde im Stall, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Heerde flackerte, ward ſtill und ſchlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas verſehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und ſchlief. Und der Wind legte ſich, und auf den Bäumen vor dem Schloß regte ſich kein Blättchen mehr.

Rings um das Schloß aber begann eine Dornenhecke zu wachſen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog und darüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr davon zu ſehen war, ſelbſt nicht die Fahne auf dem Dach. Es ging aber die Sage in dem Land von dem ſchönen ſchlafenden Dornröschen, denn ſo ward die Königstochter genannt, alſo daß von Zeit zu Zeit Königsſöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war aber alle Mühe vergeblich, denn die Dornen, als hätten ſie Hände, hielten feſt zuſammen, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten ſich nicht wieder los machen und ſtarben eines jämmerlichen Todes. Nach langen, langen Jahren kam wieder einmal ein Königsſohn in das Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornenhecke erzählte, es ſollte ein Schloß dahinter ſtehen, in welchem eine wunderſchöne Königstochter, Dornröschen genannt, ſchon ſeit hundert Jahren ſchliefe, und mit ihr ſchliefe der König und die Königin und der ganze Hofſtaat. Er wußte auch von ſeinem Großvater, daß ſchon viele Königsſöhne gekommen wären und verſucht hätten, durch die Dornenhecke zu dringen, aber ſie wären darin hängen geblieben und eines traurigen Todes geſtorben. Da ſprach der Jüngling „ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das ſchöne Dornröschen ſehen." Der gute Alte rieth ihm ab, aber er hörte nicht auf ſeine Worte.

Nun waren gerade die hundert Jahre verfloſſen, und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen ſollte. Als der Königsſohn ſich der Hecke näherte, waren es lauter große ſchöne Blumen, die thaten ſich von ſelbſt auseinander und ließen ihn unbeſchädigt hindurch; und hinter ihm thaten ſie ſich wieder als eine Hecke zuſammen. Im Schloßhof ſah er die Pferde und ſcheckigen Jagdhunde liegen und ſchlafen; auf dem Dache ſaßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel geſteckt. Und als er ins Haus kam, ſchliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd ſaß vor dem ſchwarzen Huhn, das ſollte gerupft werden. Da ging er weiter und ſah im Saale den ganzen Hofſtaat liegen und ſchlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war ſo ſtill, daß einer ſeinen Athem hören konnte, und endlich kam er zu dem Thurm und öffnete die Thür zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen ſchlief. Da lag es und war ſo ſchön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er konnte es auch nicht laſſen, bückte ſich und gab ihm einen Kuß. Kaum hatte er es mit dem Kuß berührt, ſo ſchlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen ſie zuſammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofſtaat, und ſahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof ſtanden auf und rüttelten ſich; die Jagdhunde ſprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dach zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, ſahen umher und flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob ſich, flackerte und kochte das Eſſen; der Braten fing wieder an zu brutzeln, und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er ſchrie; und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da ward die Hochzeit des Königsſohnes mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und ſie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Neben dieſes Märchen ſtelle ich zunächſt die ſinnige Deutung, die ihm der Dichter Uhland gegeben hat:

Märchen.

Ihr habt gehört die Kunde
Vom Fräulein, welches tief
In eines Waldes Grunde
Manch hundert Jahre ſchlief.
Den Namen der Wunderbaren
Vernahmt ihr aber nie;
Ich hab ihn jüngſt erfahren:
Die deutſche Poeſie.

Zwo mächt'ge Feen nahten
Dem ſchönen Fürſtenkind,
An ſeine Wiege traten
Sie mit dem Angebind.

Die erſte ſprach behende:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir frühes Ende
Von einer Spindel Stich.“

Die andre ſprach dagegen:
„Ja, lächle nur auf mich!
Ich gebe dir meinen Segen,
Der heilt den Todesſtich;
Der wird dich ſo bewahren,
Daß ſüßer Schlaf dich deckt,
Bis nach vierhundert Jahren
Ein Königsſohn dich weckt.“

Da ward in's Reich erlaſſen
Ein feierlich Gebot,
Verkündet in allen Straßen,
Der Tod darauf gedroht:
Wo jemand Spindeln hätte,
Die ſollte man liefern ein
Und ſie an offner Stätte
Verbrennen insgemein.

Nicht nach gewohnter Sitte
Erzog man dieſes Kind
In dumpfer Kammern Mitte,
Noch ſonſt, wo Spindeln ſind;
Nein, in den Roſengärten,
In Wäldern friſch und kühl,
Mit luſtigen Gefährten,
Bei freiem, kühnem Spiel.

Und als es kam zu Jahren,
Ward es die ſchönſte Frau
Mit langen, goldnen Haaren,
Mit Augen dunkelblau;
In Gang, Geberde züchtig,
In Reden treu und ſchlicht,
In aller Arbeit tüchtig,
Nur mit der Spindel nicht.

Viel ſtolze Ritter gingen
Der Holden Dienſte nach,
Heinrich von Oſterdingen,
Wolfram von Eſchenbach.
Sie gingen in Stahl und Eiſen,
Goldharfen in der Hand;
Die Fürſtin war zu preiſen,
Die ſolche Diener fand.

Mit Degen und mit Speere
Waren ſie ſtets bereit,
Den Frauen gaben ſie Ehre
Und ſangen widerſtreit.
Sie ſangen von Gottesminne,
Von kühner Helden Muth,
Von lindem Liebesſinne,
Von ſüßer Maienbluth.

Von alter Städte Mauern
Der Widerhall erklang,
Die Bürger und die Bauern
Erhuben friſchen Sang.
Der Senne hat geſungen,
Der über Wolken wacht,
Ein Lied iſt aufgeklungen
Tief aus des Bergmanns Schacht.

In einer Mainacht blinkten
Die Sterne wunderſchön:
Der Fürſtin war, als winkten
Sie ihr zu Thurmes Höhn.
Sie ſtieg hinauf zum Dache,
Die Zarte, ganz allein:
Da fiel aus einem Gemache
Ein trüber Lampenſchein.

Ein Weiblein grau von Haaren
Dort an dem Rocken ſpann,
Sie hatte wohl nichts erfahren
Vom ſtrengen Spindelbann.
Die Fürſtin, die noch nimmer
Geſehen ſolche Kunſt,
Sie trat in Weibleins Zimmer:
„Wer biſt du, mit Vergunſt?“

„Man nennt mich, ſchönes Liebchen,
Die Stubenpoeſie;
Denn aus dem trüben Stübchen
Verirrt' ich mich noch nie.
Ich ſitz' am lieben Platze
Beim Rocken, wandellos;
Meine alte blinde Katze,
Die ſpinnt auf meinem Schooß.

Lange lange Lehrgedichte,
Die ſpinn' ich recht mit Fleiß;
Flächſene Heldengedichte,
Die haſpl' ich ſchnellerweiſ'.
Mein Kater mant Tragödie,
Mein Rad hat lyriſchen Schwung,
Meine Spindel ſpielt Komödie
Mit Tanzbeluſtigung.“

Die Fürſtin thät erbleichen,
Als man von Spindeln ſprach;
Sie wollte flugs entweichen,
Die Spindel ſprang ihr nach;
Und an der morſchen Schwelle,
Da fiel das Fräulein jach,
Die Spindel auf der Stelle
Sie in die Ferſe ſtach.

Was war das für ein Schrecken,
Als man ſie morgens traf!
Sie war nicht mehr zu wecken,
Sie ſchlief den Zauberſchlaf.
Ein Lager ward bereitet
Im hohen Ritterſaal,
Goldſtoffe drauf gebreitet
Und Roſen ohne Zahl.

So ſchlief ſie in der Halle,
Die Fürſtin, reich geſchmückt.
Bald hatte die Andern alle
Der gleiche Schlaf berückt.
Die Sänger, ſchon in Träumen,
Rührten die Saiten bang,
Bis in des Schloſſes Räumen
Der letzte Laut verklang.

Die Alte ſpann noch immer
Im ſtillen Kämmerlein,
Es woben in jedem Zimmer
Die Spinnen, groß und klein.
Die Hecken und Ranken woben
Sich um den Fürſtenbau,
Und um den Himmel oben
Da ſpann ſich Nebelgrau. —

Wohl nach vierhundert Jahren
Da ritt des Königs Sohn
Mit ſeinen Jägerſchaaren
In's Waldgebirg davon:
„Was ragen doch da innen
Ob all dem hohen Wald
Für graue Thürm' und Zinnen
Von ſeltſamer Geſtalt?"

Am Wege ſtund gerade
Ein alter Spindelmann:
„Erlauchter Prinz, um Gnade!
Hört meine Warnung an!
Romantiſche Menſchenfreſſer
Hauſen auf jenem Schloß,
Die mit barbariſchem Meſſer
Abſchlachten klein und groß."

Der Königsſohn verwegen
Thät mit drei Jägern ziehn,
Sie hieben mit dem Degen
Sich Bahn zum Schloſſe hin.
Geſenket war die Brücke,
Geöffnet war das Thor,
Daraus im Augenblicke
Ein Hirſchlein ſprang hervor.

Denn in des Hofes Räumen
Da war es wieder Wald,
Da ſangen in den Bäumen
Die Vögel mannigfalt.
Die Jäger ohn' Verweilen,
Sie drangen muthig hin,
Wo eine Thür mit Säulen
Aus dem Gebüſch erſchien.

Zween Rieſen ſchlafend lagen
Wohl vor dem Säulenthor,
Sie hielten, in's Kreuz geſchlagen,
Die Hellebarten vor;
Darüber rüſtig ſchritten
Die Jäger allzumal,
Sie gingen mit kecken Tritten
Zu einem großen Saal.

Da lehnten in hohen Niſchen
Geſchmückter Frauen viel,
Gewappnete Ritter dazwiſchen
Mit goldnem Saitenſpiel.
Hochmächtige Geſtalten,
Geſchloßnen Auges, ſtumm,
Grabbildern gleich zu halten
Aus grauem Alterthum.

Und mitten ward erblicket
Ein Lager, reich von Gold;
Da ruhte, wohlgeſchmücket,
Eine Jungfrau wunderhold.
Die Süße war umfangen
Mit friſchen Roſen dicht,
Und auch von Mund und Wangen
Schien zartes Roſenlicht.

Der Königsſohn, zu wiſſen,
Ob Leben in dem Bild,
Thät ſeine Lippen ſchließen
An ihren Mund ſo mild.
Er hat es bald empfunden
Am Odem ſüß und warm,
Und als ſie ihn umwunden,
Noch ſchlummernd, mit dem Arm.

Sie ſtreifte die goldnen Locken
Aus ihrem Angeſicht,
Sie hob, ſo ſüß erſchrocken,
Ihr blaues Augenlicht.
Und in den Niſchen allen
Erwachten Ritter und Frau,
Die alten Lieder hallen
Im weiten Fürſtenbau.

Ein Morgen roth und golden
Hat uns den Mai gebracht;
Da trat mit ſeiner Holden
Der Prinz aus Waldesnacht.
Es ſchreiten die alten Meiſter
In hehrem, ſtolzem Gang,
Wie rieſenhafte Geiſter,
Mit fremdem Wunderſang.

Die Thäler ſchlummertrunken
Weckt der Geſänge Luſt;
Wer einen Jugendfunken
Noch hegt in ſeiner Bruſt,
Der jubelt, tief gerühret:
„Dank dieſer goldnen Früh',
Die uns zurückgeführet
Dich, deutſche Poeſie!“

Die Alte ſitzt noch immer
In ihrem Kämmerlein;
Das Dach zerfiel in Trümmer,
Der Regen drang herein.
Sie zieht noch kaum den Faden,
Gelähmt hat ſie der Schlag;
Gott ſchenk' ihr Ruh in Gnaden
Bis über den jüngſten Tag!

Dornröschen iſt nach dieſer Deutung die deutſche Poeſie (Str. 1). Dieſe, geboren mit dem deutſchen Volke, geräth unter den Einfluß zweier Mächte, die als Feen gedacht ſind. Die eine droht ihr frühes Ende durch den Stich einer Spindel, des Symbols langweiliger Stubenhockerei; die andre verſpricht, den Todesſtich zu heilen, mit dem Hinweis auf einen einſt erſcheinenden Königsſohn, der die ſchlafende Jungfrau wecken werde (Str. 2. u. 3). Eine beſtimmte Deutung laſſen die beiden Feengeſtalten nicht zu. Man kann denken an die beiden Grundeigenthümlichkeiten des deutſchen Weſens, die ſich offenbaren einerſeits als Arbeitſamkeit, Familienſinn, philoſophiſche und Gemüths-Tiefe, aber auch als Pedanterie, Particularismus, Grübelei und Phantaſterei; anderſeits als Univerſalismus, Idealismus, Aufſchau nach dem Höchſten, aber auch als Weltbürgerthum, Zerfahrenheit, Ueber- und Fernſichtigkeit.

Was in der deutschen Poesie bis zu ihrer ersten Blüthezeit und während derselben Treffliches geleistet worden ist, das deutet der Dichter an, indem er sie als ein Kind darstellt, das „in Rosengärten, in Wäldern frisch und kühl ꝛc." erzogen wird, und sodann als die schönste Frau schildert, der viel stolze Ritter nachgehen und die Bürger und Bauern frischen Sang erheben (Str. 4—9). Da aber sticht die verhängnißvolle Spindel der Stubenpoesie die echte deutsche Poesie in die Ferse; sie schweigt von nun an; und allein die Stubenpoesie, unterstützt von Kater und Spinnen, spinnt ihre „langen, langen Lehrgedichte, ihre flächsenen Heldengedichte" (Str. 10—17).

Endlich nach 400 Jahren kommt der Dichterfürst mit drei Jägern (es ist Göthe gemeint mit Lessing, Herder und Schiller) und erweckt die schlafende Poesie und mit ihr die alten Meister. Die Alte aber hat der Schlag gelähmt (Str. 18—29).

Ohne dem Märchen Zwang anzuthun, hat der Dichter, wie wir sehen, eine ganze Geschichte der deutschen Poesie in ihm gefunden; und so erinnert uns seine Deutung, die selbst wieder im lieblichsten Märchenton gehalten ist, an jenes bekannte Schiller'sche Wort: „hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel."

Kindlich unbefangene Phantasiespiele des deutschen Volkes nämlich sind diese Märchen vom Dornröschen, vom Aschenputtel, vom Sneewittchen, vom Hirtenbüblein, vom Doctor Allwissend, von der Unke, vom Hans im Glück, vom Rothkäppchen, vom Tischchen deck dich, und wie sie alle heißen; und als kindliche Spiele weisen sie zurück in des deutschen Volkes früheste Kindheit. Unschuld, Naivität und die demüthige Unterwerfung unter jegliches Höhere ist, wie der Charakter des Kindes, so der Charakter eines Volkes in seinem kindlichen Alter. Da giebt es noch keine Reflexion, keine Schautragung, keine Verstellung. Darum ist die Märchenwelt „der älteste und treueste Spiegel des Volkscharakters." Wer also den ureignen Charakter des deutschen Volkes kennen lernen will, der muß sich in seine Märchen ebenso sinnend hineinleben, wie in seine Sprichwörter, seine Lieder und Weisen. Freilich sind uns die Märchen in der Gestalt, wie sie vor tausend und mehr Jahren ersonnen und erzählt wurden, nicht mehr erhalten; viele heidnische Elemente blicken eben nur noch hindurch, und ursprünglich heidnische Gestalten hat das Christenthum in christliche verwandelt. Aber dennoch sind sie so reich

an anſchaulichen Zügen, daß ſich aus ihnen eine förmliche Charakteriſtik des deutſchen Volkes und Lebens aufbauen läßt. Wie einfach lieblich iſt zum Beiſpiel gleich in dem obigen Märchen die eheliche und elterliche Liebe und Treue an dem König und der Königin zum Ausdruck gekommen! Wie bezeichnend iſt allein der Satz: „Die ſprachen jeden Tag: Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ So ſpricht nicht leicht ein franzöſiſches Ehepaar, während man es in Deutſchland noch jeden Tag hören kann. Wie treffend iſt das Bild eines heranwachſenden deutſchen Mädchens gezeichnet in dem Benehmen der funfzehnjährigen Königstochter! So würde keine franzöſiſche Jungfrau in der Abweſenheit der Eltern ſich geberden. Beſonders hervortretend iſt außerdem in unſerm Märchen die enge Beziehung, in welcher die Thierwelt und lebloſe Natur zum Menſchen erſcheint. Ein Froſch verkündigt der Königin die Erfüllung ihres Wunſches; die Pferde im Stall, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ſelbſt das Feuer auf dem Heerde und der brutzelnde Braten ſchlafen mit der Königstochter ein und wachen mit ihr auf; und die über das Schloß wachſende Dornhecke, deren Aeſte ſich halten, als hätten ſie Hände, verwandelt ſich bei der Ankunft des Königsſohns in lauter große, ſchöne Blumen. Wie zart bildet alles dies jene echtdeutſche Naturſinnigkeit ab, wie wir ſie ſowohl bei Claudius, als auch, und zwar in noch hervorſtechenderer Weiſe, bei Hebel gefunden haben, und nun, unter den Fluthen des einbrechenden Materialismus leider immer ſeltner finden!

Solche Einzelzüge muß der erwachſene, reflectirende Leſer aufſuchen und ſinnend betrachten lernen, wenn er auf die Dauer von den Märchen feſtgehalten werden will. Auf einiges will ich ſelbſt noch aufmerkſam machen.

Jene Naturſinnigkeit ſteigert ſich bis zu einem förmlichen Geſellſchaftsleben mit Gegenſtänden der Natur, namentlich mit Thieren; ganz ſo, wie wir noch jetzt kleine Kinder allerlei Thiere völlig als ihresgleichen betrachten, mit ihnen arbeiten, leiden und ſich freuen ſehen. „Wie in einer goldenen Zeit iſt noch alles belebt: Sonne, Mond und Sterne ſind zugänglich und geben Geſchenke; in den Bergen arbeiten Zwerge nach dem Erz, in dem Waſſer ſchlafen Nixen, die Thiere, Vögel (Tauben ſind die geliebteſten und hilf-

reichſten), Pflanzen, Steine reden und wiſſen ihr Mitgefühl auszudrücken; das Blut ruft und ſpricht." (Grimm). Dieſem Gemeinſchaftsleben iſt der Menſch förmlich unterworfen: Ein Kind, das bis dahin ſeine Milch und Brocken mit einer Unke geſchwiſterlich getheilt hat, verliert ſeine rothen Backen, magert ab und ſtirbt, als die Mutter die Unke getödtet hat. Aſchenputtel wird von Turteltäubchen und einer Haſelſtaude dem ſtrengen Dienſt einer böſen Stiefmutter entzogen; ein Jüngling, der ein mitleidiges Herz hat, ſteigt vom Pferde, um drei Fiſchlein wieder ins Waſſer zu ſetzen, er reitet einem Ameiſenhaufen aus dem Wege und tödtet ſein Pferd, um es jungen Raben zum Fraß zu überlaſſen. Dafür aber helfen ihm dieſe Thiere Aufgaben vollbringen, durch deren Ausführung er in den Beſitz einer Königstochter kommt. Um Helgoland ſind die Heringe verſchwunden, weil man einſt einen gefangenen Hering mit Ruthen gepeitſcht und wieder ins Meer geworfen hat. Im Geratale ſind die Vögel, beim Kloſter Grabow die Störe verſchwunden, weil dort die Bauern, hier die Mönche an den bezeichneten Thieren ihrer Ungenügſamkeit fröhneten. Das Reich der Frau Hütt in Tirol iſt durch ein Ungewitter in eine Eiswüſte verwandelt worden, weil Frau Hütt ihr in den Schlamm gefallenes Söhnchen einſt mit Brot abrieb.

Eigenthümlich iſt dem deutſchen Märchen, und dadurch eben wird es zum unſchätzbaren Hausmärchen, daß „die Heimat, das Familienleben, ſeine Sorgen, ſeine Arbeiten, Leiden, Freuden und Verwickelungen zum Mittelpunkte der Darſtellungen" gemacht werden. „Der Hauptſegen der Eltern ſind die Kinder, gleichwie für dieſe das elterliche Haus der Ausgang und Schluß verbleibt. Die Abenteurer treiben ſich in der Welt umher, um zuletzt zu fühlen, daß es nur ein Glück, ein Heil giebt: Elternſegen, Heimat, ſtillen geordneten Fleiß, Väterſitte, Väterglaube, Arbeit und Gebet" (B. Goltz). Innerhalb dieſes Kreiſes finden ſich einige Geſtalten ſehr häufig: Die Stiefmutter, die Waiſe, der dumme Sohn. Das Weſen einer böſen Stiefmutter kann nicht beſſer veranſchaulicht werden, als im Sneewittchen; die Waiſe macht trotz, ja durch der Stiefmutter Ränke immer ihr Glück; der dumme Sohn erwirbt Reichthum, Ehre, die Königstochter und deren Erbe, und muß ſchließlich der Brüder ſich annehmen, die ihn früher verachteten.

Die Geſtalt des dummen Sohnes kehrt unter wechſelnden Verhältniſſen und wechſelndem Namen immer wieder: als dummer Hans oder kurzweg als der Dumme, als armes Hirtenbüblein oder als geringer Schäferburſche, als der jüngſte oder kleinſte von drei oder mehr Brüdern oder als die jüngſte von drei Schweſtern, als der Haſe neben dem Fuchs oder der Swinegel neben dem Haſen. Dieſen Geſtalten gegenüber ſtehen anmaßende Brüder, bevorzugte Schweſtern, erprobte Ritter u. dergl. Jene wie dieſe dienen dem Märchen dazu, um zu veranſchaulichen, wie Einfachheit, Beſcheidenheit, anſpruchsloſe Thätigkeit den Sieg davontragen über Gereiztheit, Hochmuth, Prätenſion. „Durch den Dummling wird die weltliche Klugheit gedemüthigt; denn er, weil er reines Herzens iſt, gewinnt allein das Glück" (Grimm).

Schon von Grimm iſt darauf aufmerkſam gemacht worden, daß die Märchenmenſchen ſo gern im Walde leben. Im Walde wohnen die Rieſen und Zwerge, im Walde hauſt der Menſchenfreſſer, im Walde ſteht das Knusperhäuschen, im Walde verirren ſich die argloſen Waiſen, in den Wald retten ſich die Kinder vor der böſen Stiefmutter, im Walde eint ſich der Schrecken vor den wilden Thieren, das Toben der Elemente und der Schutz, den Thiere und Elemente dem hilfloſen Menſchenkinde gewähren. „Welch ein Reiz liegt in dieſem heimlichen Waldleben, nach welchem ſich jeder natürliche Menſch gewiß einmal geſehnt hat!" (Grimm).

Das deutſche Märchen hat durchaus ſeine eigne, über die gemeine Wirklichkeit emporgehobene Welt; da es dieſe aber in der engſten Weiſe mit den gewöhnlichen Lebensverhältniſſen in Verbindung ſetzt und eine ſtreng ſittliche Haltung immer bewahrt, ſo iſt es ein heller Spiegel des Lebens, deſſen Strahlen erleuchtend und erwärmend in unſer eignes Leben hineinſcheinen. Dazu kommt der erquickende Humor, durch den das deutſche Märchen ausgezeichnet iſt. Welche köſtliche humoriſtiſche Figuren ſind nicht der Hans im Glücke, das tapfre Schneiderlein, die beiden kugelrunden Müller, die kluge Elſe! Welche nicht minder ergetzliche Situationen bietet dar das Märchen von dem Jungen, der auszog, um das Gruſeln zu lernen, und endlich ſeinen Wunſch auf die einfachſte Weiſe erreichte, indem ihm nämlich kaltes Waſſer mit Gründlingen über den warmen Leib gegoſſen ward; oder das Märchen vom Rothkäppchen,

in welchem ein Wolf auf die drolligſte Weiſe Großmutter ſpielt; oder das Märchen vom Swinegel, in welchem der hochmüthige Lampe vom Swinegel ſo ſchmählich zu Schanden gemacht wird! Wie ganz und gar voller Humor ſind nicht die Märchen vom Schlaraffenland, vom Wolf und Menſchen, vom Haſenhüter! Ergänzend treten neben die Märchen dieſer Art das Märchen vom Thränenkrüglein, vom König im Bade, vom Zornbraten u. a.

„Jede wahre Poeſie iſt der mannigfaltigſten Auslegung fähig; denn da ſie aus dem Leben aufgeſtiegen iſt, kehrt ſie auch immer wieder zu ihm zurück. Darin iſt es gegründet, wenn ſich ſo leicht aus dieſen Märchen eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart ergiebt; es war weder ihr Zweck, noch ſind ſie, wenige ausgenommen, deshalb entſtanden; aber es erwächſt daraus, wie eine gute Frucht aus einer geſunden Blüthe, ohne Zuthun der Menſchen". (Grimm). Dem erwachſenen Leſer der Jetztzeit drängt ſich die Frage nach der Lehre oder Idee eines Märchens geradezu auf, und er wird wohlthun, dieſelbe ſich zu beantworten. Das Wie mag er von Uhland und dem Märchen ſelbſt lernen. Eins möge der Märchenleſer dabei nicht überſehen: „Alle deutſchen Märchen erläutern das deutſche Sprichwort: Ehrlich währt am längſten; und die tiefſinnigſten ſind als Illuſtrationen zu dem Spruche Chriſti zu betrachten: Die Erſten werden die Letzten ſein, und die Letzten werden die Erſten ſein" (B. Goltz).

Anders als der erwachſene, reflectirende Leſer hört und lieſt das Kind ein Märchen. Ihm ſind die Märchengeſtalten wirkliche Weſen, und die in den Märchen geſchilderten Vorgänge nimmt es für baare Wirklichkeit. So mußte denn mit einer gewiſſen Nothwendigkeit das Märchenerzählen und -leſen von der Aufklärungspädagogik eines Rouſſeau, der ſich ſogar gegen den Gebrauch der Fabeln erklärt hat, wie von der Lebkuchendidaktik eines Baſedow verworfen werden. Es bedurfte neben dem gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wiedererwachenden Verſtändniß für Poeſie der verſtändnißinnigen Worte eines Grimm, um die Kindermärchen den kindlichen Gemüthern wieder zurückzugeben. „Kindermärchen werden erzählt, damit in ihrem reinen und milden Lichte die erſten Gedanken und Kräfte des Herzens aufwachen und wachſen." Seitdem ſind auch in den Kreiſen, die von Rouſſeau und Baſedow früher beherrſcht

wurden — anderwärts haben die Märchen ſtets ihren Platz in den Familien behauptet — unſre Märchen wieder erzählt und geleſen worden; und die jetzigen Schulleſebücher zeugen davon, daß das Märchen auch in der Volksſchule ſein beſcheidnes Plätzchen hat.

Eine viel weitergreifende Anwendung, wenigſtens in dem erſten Schuljahre, giebt der Prof. Ziller in Leipzig dem Märchen. Es ſollen an demſelben nicht nur die Sprachübungen vorgenommen, ſondern ſogar die Lehren der natürlichen Religion gewonnen werden, auf denen „das höchſte Vorbild für das menſchliche Leben, das hiſtoriſche Bild der Perſönlichkeit Chriſti ſicher aufgebaut werden kann.“ Demgemäß erzählt und beſpricht Ziller vom Anfang des Schuljahres (Oſtern) bis zu Anfang des Kirchenjahres Märchen und läßt nun die Lebensgeſchichte Jeſu dafür eintreten. — Man vergleiche damit die Aeußerungen eines andern neuern Pädagogen (Riecke, früher Seminar-Rector in Eßlingen): „Dieſe Erzeugniſſe einer tollgewordnen Phantaſie fragen weder nach äußerer, noch nach innerer Wahrheit. Den Kindern können ſie allerdings durch ihre Harlekinſprünge Beluſtigung gewähren; aber ſie werden ihm auch durch das Ungeheuere, Abenteuerliche ihrer Darſtellnng Geſchmack und Phantaſie verderben, und durch die Verleugnung aller Logik und alles vernünftigen Zuſammenhangs ſeine Begriffe von den Dingen und Erſcheinungen in der Welt verwirren. — — Daß ſelbſt Pädagogen neuerdings dergleichen Zeug der Kindheit anpreiſen, iſt in der That ein betrübendes Zeichen der Zeit. Soll denn dieſe kränkliche Geiſtesrichtung ſchon unſern Kindern eingeimpft werden?“ ꝛc. — Man ſieht, wohin zu weit getriebene Nüchternheit führen kann.

Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß das Märchen erzählt werden will, und daß es jeder Ausbeutung für eigentlich ſprachliche Zwecke widerſtrebt; auch dies nicht, daß eine Anſchauung und Beſchauung, wie ich ſie dem reflectirenden Leſer empfohlen habe, der Kinderſtube und Volksſchule nicht zukommt. „Die Märchen nähren unmittelbar, wie die Milch, mild und lieblich; oder wie der Honig ſüß und ſättigend ohne irdiſche Schwere“ (Grimm).

Die Märchenlitteratur iſt, zumal wenn man die auch in Deutſchland verbreiteten Märchen der 1001 Nacht und dergleichen bodenloſe Phantaſtereien mitzählen will, außerordentlich reich. Das Meiſte davon iſt nicht des Anſehens, vieles der Vernichtung werth. Selbſt die mehr oder weniger gemachten und für beſtimmte Zwecke zurechtgemachten, im vorigen Jahrhundert viel geleſenen „Volksmärchen der

Deutſchen" von Muſäus vermag ich, obgleich ſie als Bahnbrecher für die ſpätern Märchenſammler alle Beachtung verdienen, nicht zu empfehlen. Die beſten Sammlungen ſind:

Br. Grimm, Kinder- und Hausmärchen. Göttingen 1812 ff. u. ö. 3 Bde. 3 Thlr. Kleinere Ausg. ebend. 1 Thlr. Wohlfeile Berliner (Dunker) Ausg. 10 Sgr. — Für Kinder empfiehlt ſich die Soſtmannſche Auswahl.

Bechſtein, Märchenbuch, Leipzig 1845 u. ö. 10 Sgr.

J. W. Wolf, Deutſche Hausmärchen. Göttingen 1851 u. ö. 20 Sgr.

In einigen guten Sammlungen ſind die Märchen mit den Sagen vereinigt, zu deren Beſprechung wir jetzt übergehen.

§. 32. Die deutſche Volksſage.

Nächſt dem Volksmärchen führt die deutſche Volksſage am weiteſten in die deutſche Vorzeit zurück; jenes iſt ein Product der früheſten Kindheit des deutſchen Volkes; dieſe ein Product des Jünglingsalters mit ſeinen mannigfachen Idealen, Wanderungen und Kämpfen. Doch hat die Sagenbildung auch weiterhin nicht aufgehört und zieht noch jetzt manche Perſönlichkeit oder Oerklichkeit in ihren Kreis hinein.

In ihrem Namen giebt ſich die Sage als ein Geſagtes, Erzähltes, als eine Erzählung zu erkennen. Dies iſt auch ungefähr der Begriff des mhd. daz maere (von dem Adjectiv maere d. i. das, wovon man ſpricht, daher bekannt, berühmt u. dergl.), wie er noch bei Luther („Vom Himmel hoch da komm ich her, ich bring euch gute neue mär ꝛc.) und in dem landſchaftlichen „mären", d. i. weitläufig erzählen, zu erkennen iſt. Die neuere Zeit gebraucht faſt nur noch die Verkleinerungsform Märchen und bezeichnet damit jene wunderbaren und wundervollen Phantaſiegebilde, die wir ſo eben kennen gelernt haben. — Das Weſen der Sage können wir uns leicht veranſchaulichen.

Ludwig der Springer.

(Sage von den Brüdern Grimm.)

Die Brüder und Freunde Markgraf Friedrichs klagten Landgraf Ludwigen zu Thüringen und Heſſen vor dem Kaiſer an von wegen der frevelen That, die er um des ſchönen Weibes willen begangen hatte. Sie brachten auch ſo viel beim Kaiſer aus, daß ſie den Landgrafen, wo ſie ihn bekommen könnten, fahen ſollten. Alſo ward er im Stift Magdeburg getroffen und auf den Gibichenſtein bei Halle

an der Saal geführet, wo ſie ihn über zwei Jahre gefangen hielten in einer Kemnaten (Steinſtube) ohne Feſſel. Wie er nun vernahm, „daß er mit dem Leben nicht davon kommen möchte", rief er Gott an, und verhieß und gelobte eine Kirche zu bauen in St. Ulrichs Ehr, in ſeine neulich erkäufte Stadt Sangerhauſen, ſo ihm aus der Noth geholfen würde. Weil er aber vor ſchwerem Kummer nicht aß und nicht trank, war er ſiech geworden; da bat er, man möge ihm ſein Seelgeräthe*) ſetzen, eh' dann der Kaiſer zu Lande käme und ihn tödten ließe. Und ließ beſchreiben einen ſeiner heimlichen Diener, mit dem legte er an: wann er das Seelgeräthe von dannen führete, daß er den anderen Tag um Mittag mit zweien Kleppern unter das Haus an die Saale käme, und ſeiner wartete. Es ſaßen aber bei ihm auf der Kemnate ſechs ehrbare Männer, die ſein hüteten. Und als die angelegte Zeit herzu kam, klagte er, daß ihn heftig fröre; that derwegen viel Kleider an und ging ſänftiglich im Gemach auf und nieder. Die Männer ſpielten vor langer Weile im Brett, hatten auf ſein Herumgehen nicht ſonderliche Achtung; unterdeſſen gewahrte er unten ſeines Dieners mit den zwei Pferden, da lief er zum Fenſter und ſprang durch den hohen Stein in die Saale hinab.

Der Wind führte ihn, daß er nicht hart ins Waſſer fiel, da ſchwemmte der Diener mit dem ledigen Hengſt zu ihm. Der Landgraf ſchwang ſich zu Pferd, warf der naſſen Kleider ein Theil von ſich, und rennte auf ſeinem weißen Hengſt, den er den Schwan hieß, bis gen Sangerhauſen. Von dieſem Sprunge heißt er Ludwig der Springer; dankte Gott und baute eine ſchöne Kirche, wie er gelobet hatte. Gott gab ihm und ſeiner Gemahlin Gnad in ihr Herz, daß ſie Reu und Leid ob ihrer Sünde hatten.

Wir haben hier eine Erzählung, die ſich anſchließt an eine hiſtoriſche Perſönlichkeit, Ludwig, den Landgrafen von Thüringen und Heſſen; an einen hiſtoriſch wichtigen Ort, das früher feſte Schloß Gibichenſtein bei Halle, das von den fränkiſchen und ſächſiſchen Kaiſern öfter als Staatsgefängniß benutzt wurde; und endlich an ein hiſtoriſches Factum, nämlich eben jene Gefangenhaltung Ludwigs. Alles Uebrige iſt von der abſichtslos dichtenden Phantaſie des Volkes hinzugethan worden. Die Veranlaſſung zu Ludwigs Gefangennahme iſt hiſtoriſch nicht mehr feſtzuſtellen; man meint, er habe Antheil gehabt an den Empörungen der Sachſen gegen Heinrich IV. Daß er den ſächſiſchen Markgrafen Friedrich „um des ſchönen Weibes (Adelheid) willen" getödtet habe, iſt ſchon ein ſagenhafter Zug, dem ein andrer, nach welchem Friedrich dem in ſeinem Gebiet jagenden Ludwig entgegengetreten und von dieſem im Kampf überwunden worden ſei, auflöſend entgegentritt. Auf welche Weiſe Ludwig wieder frei geworden, iſt nicht bekannt; man erzählt, es ſei geſchehen unter Mit-

*) Letzter Willen, Teſtament.

hilfe ſeiner Freunde. Der Sprung in die Saale gehört zu den Unmöglichkeiten; und ſelbſt der Beiname, den Ludwig davon erhalten haben ſoll, iſt nach der Anſicht der Forſcher nichts anderes, als eine falſche Ueberſetzung von Ludwigs mißverſtandnem Beinamen „der Salier" (salire, ein lateiniſches Wort, bedeutet ſpringen).

Zur Erläuterung unſrer Sage möge noch Folgendes dienen: Unter den „Brüdern Friedrichs" wird ſonſt genannt der Erzbiſchof Adalbert von Bremen. Der Kaiſer iſt Heinrich IV. Bei dieſem ſoll Adalbert den Ludwig in den Verdacht eines Aufwieglers und Empörers gebracht haben. — Eine Kemnate, Keminat iſt eine Stube, ein Zimmer, namentlich Wohnzimmer eines Vornehmen; es iſt unbekannter Abkunft und wird in Verbindung gebracht mit dem lateiniſchen caminus (Kamin) und dem ſlaviſchen kamen (Stein), wovon Kamenz, Chemnitz u. a.

Gehen wir, um endlich den Begriff der Sage feſtzuſtellen, auf den Namen ſelbſt zurück, ſo iſt zu bemerken, daß die Sage als „Geſagtes" ſich entſchieden in einen Gegenſatz ſtellt zu dem „Geſchriebenen." Man hat ſeit alten Zeiten hiſtoriſche Begebenheiten niedergeſchrieben, um ſie der Nachwelt zu überliefern; die Sage aber hat ſich, ohne daß ihr erſter Erzähler bekannt iſt, Jahrhunderte hindurch von Mund zu Mund fortgepflanzt. Eine Sage iſt alſo eine mit erdichteten Zügen vermengte, an eine hiſtoriſche Perſönlichkeit, an ein hiſtoriſches Ereigniß, an einen hiſtoriſch wichtigen Ort oder Gegenſtand ſich anſchließende Erzählung, deren Urheber uns unbekannt iſt, und die ſich von Mund zu Mund in der Zeitfolge fortgepflanzt hat.

Häufig läßt ſich die Geſchichtlichkeit der in der Sage auftretenden Perſönlichkeit, oder des ihr zu Grunde liegenden Ereigniſſes oder des Ortes oder Gegenſtandes, an den ſie ſich anſchließt, nicht mehr nachweiſen. Man denke an die Sage vom Glockenguß zu Breslau, an die Sprungſagen (Mägdeſprung im Harz, Jungfernſprung bei Arnſtadt u. a.), an die zahlreichen an große Steine, Bäume, unerklärbare Trümmer u. dgl. ſich anlehnende Sagen. Häufig iſt auch der betreffende Gegenſtand von begränzt örtlichem Intereſſe; daher die große Zahl localer Sagen und Sagenkreiſe. Häufig endlich iſt die Geſchichtlichkeit gar nicht in der Wirklichkeit, ſondern nur in dem Ideenkreiſe des Volkes begründet; daher die Götterſagen (Mythen). Das Volk hängt mit einer ungemeinen Zähigkeit und

Liebe an ſeinen Sagen (namentlich an den nur localen), die es glaubt, wie das Kind ſeine Märchen. Nur die blindeſte Aufklärungsſucht kann ſie ihm entreißen wollen; verſtändiger Sinn wird ihre Fortpflanzung pflegen. Sie vertreten dem Volk vielfach die Geſchichte, zu der ſie ſich nach einem Ausdruck Grube's verhalten wie das Märchen zur Naturgeſchichte, und ſind in der That dem Volke mehr als manchem gelehrten Manne ſein nur äußerlich angeeignetes Geſchichtsmaterial. „Niemals können dem Volke ſeine Sagen langweilig werden, weil ſie ihm kein eitles Spiel, das man einmal wieder fahren läßt, ſondern eine Nothwendigkeit ſcheinen, die mit ins Haus gehört, ſich von ſelbſt verſteht, und nicht anders, als mit einer gewiſſen, zu allen rechtſchaffenen Dingen nöthigen Andacht bei dem rechten Anlaß zur Sprache kommt" (Grimm). Im allgemeinen ſcheidet ſich die Sage von dem Märchen dadurch, daß ſie ſich anſchließt an bekannte Namen und Dinge, während das Märchen gewöhnlich nur weiß von einem König, einem Schneider, einem Stiefkind, einem Walde u. dgl.; dadurch, daß ſie, was mit jenem zuſammenhängt, ſich weniger emporhebt über den natürlichen Verlauf der Dinge und den erkennbaren Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung; endlich dadurch, daß ſie weniger poetiſch iſt als das Märchen, aber eben darum von um ſo allgemeinerer Faßbarkeit. Im beſondern iſt die Grenze zwiſchen der Sage und dem Märchen nicht immer leicht zu ziehen.

Man kann die Sagen eintheilen in mythologiſche oder Götterſagen (Mythen), Stamm- oder Heldenſagen, Heiligenſagen oder Legenden und Volksſagen im engern Sinne. Dazu tritt noch die Thierſage.

1. **Die mythologiſchen Sagen.** Das Hauptwerk iſt J. Grimms „deutſche Mythologie" 1835 u. ö.

Dem Bedürfniß meiner Leſer wird genügt durch Kehreins „Ueberblick der deutſchen Mythologie, ein Auszug aus J. Grimms deutſcher Mythologie", Göttingen 1848. 15 Sgr., ſowie durch J. W. Wolfs „deutſche Götterlehre" ebendaſ. 20 Sgr. Wer mit rechtem Verſtändniß die deutſchen Helden- und Volksſagen leſen will, kann ein mythologiſches Werk nicht entbehren.

2. **Die Stamm- oder Heldenſagen.** Vier herrliche Erzeugniſſe des deutſchen Geiſtes ſind hier vor allem zu nennen: das ſ. g.

Hildebrandslied und der Heliand, der älteſten Zeit angehörig, das Nibelungenlied und die Gudrun, aus der erſten Blüthezeit der deutſchen Poeſie ſtammend.

Das **Hildebrandslied** beſingt den Kampf des alten Hildebrand, der auch im Nibelungenliede eine bedeutende Rolle ſpielt, mit ſeinem Sohne Hadubrand. Hildebrand kehrt nach dreißigjähriger Abweſenheit aus jenen Kämpfen, welche das Nibelungenlied erzählt, wieder zurück in die Heimat und begegnet ſeinem unterdes zum Helden erwachſnen Sohne Hadubrand, der, in der Meinung, ſein Vater ſei im Kampf gefallen, dieſen angreift. Vergebens bemüht ſich Hildebrand, ſich dem Sohn zu erkennen zu geben, ſie kämpfen und — hier bricht das alte Gedicht ab, aber eine Bearbeitung desſelben aus dem 15. Jahrh. erzählt den Ausgang — der Vater beſiegt den Sohn, und beide kehren zu der harrenden Gattin und Mutter zurück.

Der Heliand, ſchon oben (S. 144) erwähnt, gehört inſofern hierher, als in ihm das Evangelium durch Uebertragung heimiſcher Verhältniſſe und Anſchauungen auf die heilige Geſchichte deutſcher Heldengeſang geworden iſt. Auf dieſe Weiſe ſtellt ſich dieſes herrliche Zeugniß von der überwindenden Kraft des Evangeliums in eine Linie mit den übrigen genannten Dichtungen. Chriſtus erſcheint in demſelben als deutſcher Heldenkönig, der, umgeben von ſeinen Herzögen, den begleitenden Volksſchaaren die ewigen Geſetze des Gottesreiches verkündet und die Segnungen ſeiner Gnade austheilt. Die beſten Uebertragungen des Gedichts ſind:

G. Rapp, Heliand, ſächſiſche Evangelienharmonie. Stuttgart 1856. 25 Sgr.

K. Simrock, Heliand. Chriſti Leben und Lehre. Elberfeld 1856. 27 Sgr.*).

Das Nibelungenlied, nach ſeinem Material aus der älteſten Zeit, nach ſeiner gegenwärtigen Form aus dem Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrh. ſtammend, gilt nunmehr — noch Friedrich d. G. urtheilte: „meines Bedünkens ſind dieſe Dinge nicht einen Schuß Pulver werth“ — allgemein als die vorzüglichſte Dichtung

*) Dem Leſer des „Heliand“ empfehle ich als eine Art von Commentar ein Schriftchen von A. F. C. Vilmar: „Deutſche Alterthümer im Heliand.“ 2. Aufl. 1862. 15 Sgr.

des deutſchen Volkes. „Unſre geſammte Litteratur alter und neuer Zeit beſitzt keine Dichtung von ſo ergreifender Gewalt, keine, der ſo ſehr der Stempel deutſchen Geiſtes und Weſens aufgedrückt iſt, und die daher in höherm Grade der allgemeinen Hochhaltung und Theilnahme des Volkes würdig wäre, als das Nibelungenlied.“ Bei dem Reichthum ſeines Inhaltes iſt es ſchwer, denſelben in Kürze genügend wiederzugeben. Uebrigens wird ja das Lied von jedem meiner Leſer geleſen werden. An guten Ausgaben und Uebertragungen iſt kein Mangel.

A. Holtzmann, Schulausgabe des Nibelungenliedes in der älteſten Geſtalt herausgegeben und mit einem Wörterbuch verſehen. Stuttgart 1858. 1 Thlr. 4 Sgr.

Zarncke, Das Nibelungenlied. Leipzig 1856. 1¼ Thlr. Mit einer Einleitung über die Ausſprache der mhd. Laute, Verslehre ꝛc.

K. Simrock, Das Nibelungenlied. 1827 u. ö. Stuttg. Cotta. 1 Thlr. (Die beſte Ueberſetzung.)

L. Gerlach, Das Nibelungenlied, aus dem Mittelhochd. volksthümlich überſetzt. Deſſau 1861 u. 62. 17½ Sgr.

Die Schwierigkeiten, die ſich der Leſung des Nibelungenliedes im Urtext entgegenſtellen, ſind auch für den Elementarlehrer nicht unüberwindlich, wenn er, wie ſichs gebührt, mit Luſt und Liebe zur Sache ihnen entgegentritt. Als werthvolles Hilfsmittel dabei empfehle ich einſtweilen

W. B. Mönnich, Nibelungen- und Kudrunlieder. Stuttgart 1860. 2. Aufl. 24 Sgr.

Der Leſer findet in dieſem Werkchen außer den beſten Liedern der Nibelungen und Gudrun eine kurze Formenlehre, die wichtigſten Regeln über die Ausſprache der mittelhochdeutſchen Laute und ein im ganzen genügendes Wörterbuch.

Neben das Nibelungenlied ſtellt ſich, derſelben Zeit angehörig, die **Gudrun**, neben die Sonne der Mond, neben die deutſche Ilias die deutſche Odyſſee, wie man geſagt hat. „Einen eigenthümlichen Reiz gewährt dieſes Gedicht ſchon durch den Horizont, den es um uns ausſpannt — es iſt die See mit ihren Wogen, ihren Stürmen, ihren Schiffen, mit ihren Seekönigen und deren Fahrten; einen weit höhern Reiz durch die äußerſt gehaltne, zarte und feine Schilderung eines edeln Frauencharakters, welcher das hervorſtechendſte Bild in

dieſem Heldengemälde iſt, ſo daß dasſelbe von der Heldin Gudrun bereits in alter Zeit den Namen erhalten hat. Inſofern bildet das Lied von Gudrun den verſöhnenden Gegenſatz zu dem Nibelungenliede, als dort zwar der vollſte Zauber, aber auch der vollſte Schrecken der Tiefe des weiblichen Gemüths — hier die ſtrenge Treue, das demüthige Dulden und der niemals entwürdigte Adel einer deutſchen Frauenſeele zur Erſcheinung kommt" (Vilmar). — Die beſte Schulausgabe iſt: Ettmüller, Gudrunlieder. Mit einem Wörterbuche. Leipzig 1847. 22½ Sgr. Die vorzüglichſten Lieder finden ſich in dem angeführten Werke von Mönnich; die beſten Ueberſetzungen ſind von A. Keller (Stuttg. 1840. 2¼ Thlr.) und von K. Simrock (Stuttg. 1843 u. ö. 1¼ Thlr.).

Schon in demſelben Jahrhundert, dem wir das Nibelungenlied und die Gudrun verdanken, mehr noch im 14. Jahrh. verlor ſich die Liebe des deutſchen Volkes zu ſeinen einheimiſchen Heldenſagen. Nur hier und da noch wurden ſie in roher Form und kürzerer Faſſung als einzelne Lieder geſungen und geſagt. Davon geben Zeugniß einige Sammelwerke des 15. Jahrh., die den Namen Heldenbuch führen. Noch ſpäter, im 16. Jahrhundert, in welchem alles, was ſich irgend gebildet däuchte oder wirklich gebildet war, von der vaterländiſchen Poeſie ſich abwandte, ging einiges aus der alten Heldenſage in die Volksbücher über und iſt in der bei dieſem Uebergang fixirten Geſtalt bis auf unſre Tage gekommen.

Ich gedenke bei dieſer Veranlaſſung gleich der eben genannten Volksbücher mit der nöthigen Ausführlichkeit. Sie ſind ſämmtlich im 16. Jahrhundert entſtanden und repräſentiren deſſen Derbheit, wie ſie ſich ausprägte in den Schichten des Volkes, die unterhalb des durch Hans Sachs ſo vollſtändig und rein vertretnen ehrbaren Bürgerſtandes liegen. Für die Sittengeſchichte des 16. Jahrhunderts ſind ſie deshalb ſehr wichtig. Ihren Inhalt bilden alte und neue, einheimiſche und auswärtige Heldengeſchichten, Schwänke, Poſſen, Narrenſtreiche u. dgl. von ſehr verſchiedenem Werthe. An einigen (gehörnte Siegfried, Genofeva, die ſchöne Magelone, Meluſine, Herzog Ernſt, Octavianus, Fortunatus, Eulenſpiegel, Schildbürger u. a.) hat der gemeine Mann immerdar großes Gefallen gehabt, und ſchon deshalb hat ſich der Lehrer mit ihnen bekannt zu machen. Guſtav Schwab, einer von den zahlreichen Herausgebern derſelben, urtheilt über ſie folgendermaßen: „Sie ſind Ausfluß und Quelle der reichſten Poeſie; entſprun-

gen aus dem Born altgermaniſcher Nationaldichtung, blieben ſie dem Volke theuer, als die Verbildung der höhern Stände in ſpätern Jahrhunderten ihrer ſpottete. Der unverdorbene Geſchmack wird von den lyriſchen, epiſchen und dramatiſchen Ueberdichtungen gern zur ſchlichten Darſtellung der alten Zeit zurückkehren. Beſonders werden jüngere Leſer von der Poeſie dieſer Sagen in ihrer einfachſten Geſtalt ergriffen und gerührt werden; während zugleich der Grundton von Frömmigkeit und reiner Sitte, der durch die beſten dieſer Poeſien in ihrer älteſten Form am hörbarſten durchklingt, ſie gegen Unglauben und Unſitte zu befeſtigen und darüber zu belehren geeignet iſt, daß die ſchönſte Dichtung mit Religion und Tugend in ewigem Bunde ſteht."

Die vollſtändigſte Ausgabe, aus welcher übrigens einzelne Bücher à 2 Sgr. bis 1 Thlr. 10 Sgr. verkauft werden, iſt von K. Simrock („Deutſche Volksbücher nach den älteſten Ausgaben hergeſtellt. Frankfurt a. M. Brönner 1839 ff. 12⅓ Thlr.). Eine Auswahl iſt veranſtaltet von demſelben („Deutſche Volksbücher ꝛc." Berlin, Vereinsbuchhandlung. Gedruckt in dieſem Jahr. 27 Sgr.), eine andre von G. Schwab („Die deutſchen Volksbücher für Jung und Alt wiedererzählt" mit 180 Illuſtr. Gütersloh, Bertelsmann. 3⅓ Thlr.) u. a. — Ein hier zu nennendes Buch aus der neuern Zeit iſt „Des Freiherrn von Münchhauſen wunderbare Reiſen und Abenteuer zu Waſſer und zu Lande, wie er dieſelben bei der Flaſche im Zirkel ſeiner Freunde ſelbſt zu erzählen pflegte". Dieſes Buch, hinſichtlich ſeiner Entſtehungszeit durch Jahrhunderte von jenen ältern Volksbüchern geſchieden, ſchließt ſich dieſen, was den Inhalt und den volksthümlichen Ton der Erzählung betrifft, in einer überraſchenden Weiſe an. Der Verfaſſer des Buches, das ſich vielfach an engliſche Quellen anlehnt, hat ſich nie genannt. Aus der Vorrede zur Ausgabe von 1840 ergiebt ſich, daß der Hainbunddichter Bürger den größten Theil an der Herbeiſchaffung und Erfindung dieſer Lügengeſchichten gehabt und ihnen die Form gegeben hat, welche als durchaus volksthümlich bezeichnet werden muß. Das vielgeleſene Buch erſchien 1788 zum erſtenmal in der Dieterich'ſchen Buchhandlung in Göttingen, aber mit der Angabe London als Verlagsort. Daß der Inhalt des Buches unter den ſittlichen Maßſtab für die Beurtheilung der Lüge nicht fällt, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

3. **Die Heiligenſagen oder Legenden** erfreuen ſich im proteſtantiſchen Deutſchland auch nach Herders Empfehlung derſelben natürlich nicht der Aufnahme wie im katholiſchen; doch ſollte manches auch dort bekannter ſein. Sie ſind meiſt im 12. und 13. Jahrh.,

der Zeit des Mariencultus, viele auch in früherer oder späterer Zeit entstanden. An Reichhaltigkeit kann sich kein Zweig der deutschen Litteratur des Mittelalters mit der Legendenlitteratur messen. Einiges werden meine Leser in den Lesebüchern, Gedichtsammlungen, in den Volksbüchern und in den Sagensammlungen finden. Ein umfassendes Werk ist Dörings „Legendenschatz" 1840; eine mit Geschmack und Kenntniß veranstaltete volksthümliche Sammlung giebt es nicht; die erste aus der evangelischen Kirche hervorgegangene Sammlung ist Hieronymus Wellers, eines Schülers von Luther, „Marterbuch", im J. 1700 von A. H. Francke neu herausgegeben; aus der Neuzeit ist das beste Gust. Schwabs Legendencyclus von den heil. drei Königen.

4. Die **Volkssagen** im engern Sinne, d. i. alles das aus unserm Sagenreichthum, was unter 1 bis 3 sich nicht begreifen läßt. Die Grenzen sind übrigens sehr schwer zu bestimmen und in den Sammlungen, ohne daß diese dadurch an Werth verlieren, gewöhnlich nicht beachtet. Die meisten der hierher gehörigen Sagen sind dem Munde des Volkes, in dem sie noch lebendig sind, abgelauscht und um so werthvoller, je weniger sie durch schriftstellerische Zuthaten verändert sind. Als bahnbrechendes Werk gelten die „Deutschen Sagen" der Brüder Grimm (1816—1818), in deren Geist die folgenden Sammler zu erzählen mit mehr oder weniger Glück sich befleißigt haben. Das reichhaltigste deutsche Sagenwerk ist Bechstein's „Deutsches Sagenbuch." Leipz. 1853. 2⅔ Thlr. Es enthält 1000 Sagen aus allen deutschen Landen mit alleiniger Ausnahme Oestreichs. Gute kleinere Sammlungen sind: Simrock, „Die geschichtlichen deutschen Sagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter." Frankf. 1 Thlr. 10 Sgr. Ferd. Bäßler, „Sagen aus allen Gauen des Vaterlandes." Berlin. 1856. Decker. 1⅓ Thlr. Ferd. Bäßler, „Sagen aus der Geschichte des deutschen Volkes." Berlin. 1855. Decker. 1⅓ Thlr. Heinr. Pröhle, „Deutsche Sagen." Berlin, Frank. 1⅓ Thlr. Vormbaum, „Sagen aus dem Vaterlande." Elberf. 10 Sgr.

Da gerade die landschaftlichen und localen Sagen von bedeutendem Interesse sind, so will ich noch auf einige nach dieser Richtung hin veranstaltete Sammlungen aufmerksam machen. Die ost- und westpreußischen Sagen sind gesammelt worden von Tettau und

Temme, die Danziger von Karl, die von Pommern und Rügen, desgleichen die der Altmark von Temme, die Lübecker von Asmus, die schleswig-holsteiner von Müllenhoff, die niedersächsischen von Harrys, auch von Schambach und W. Müller, die westfälischen von Stahl, die Harzsagen von Otmar*), Heinrich Pröhle u. a., die Rheinsagen von Simrock, die oberrheinischen insbesondere von A. Stöber, die Mainsagen von Kaufmann, die Schweizersagen von Rochholz, auch von J. Gotthelf, die schwäbischen von Birlinger, die Alpensagen von Vernaleken, die hessischen von Wolf, die thüringischen in einem Hauptwerke von Bechstein („Sagenschatz und Sagenkreise des Thüringer Landes." 4 Bde.), die des Königreichs Sachsen von Gräße, die des Frankenlandes, so wie die des Kaiserthums Oestreich ebenfalls von Bechstein, die letztern neuerdings auch von Gebhart, die voigtländischen von Hager, die bairischen von A. Schöppner, die erzgebirgischen von Schilling, die oberlausitzischen von Willkomm, die schlesischen von Peschel u. a., die Rübezahlsagen von Büsching, Döring u. a., die Kiffhäusersagen von A. Möller und H. F. Maßmann, die Kynastsagen von Schmidt, die märkischen und norddeutschen von Kuhn ꝛc.

Ein treffliches Werk, welches gleichmäßig Natur, Geschichte und Sage der verschiedenen deutschen Landschaften berücksichtigt, ist „Das malerische und romantische Deutschland", Leipz. 1836 ff., von verschiedenen namhaften Verfassern.

Wer poetische Bearbeitungen deutscher Sagen liebt, dem bietet sich dar: J. Günther „Großes poetisches Sagenbuch des deutschen Volkes", Jena 1844 ff. 2 Bde. 2 Thlr.

5. Eine eigenthümliche Stellung nimmt die deutsche **Thiersage von Reinhart dem Fuchs** ein. Wie das Märchen, reicht sie in das Kindheitsalter der Deutschen hinauf, in die Zeit nämlich, da das Volk mit der Hingabe eines kindlichen Sinnes nicht sowohl das Thierleben beobachtete, als vielmehr zugleich mitlebte, namentlich die größern Thiere des Waldes, den Bär, den Wolf, den Fuchs als seinesgleichen, ja als Träger der gefürchteten geheimnißvollen

*) Otmar (Director Nachtigal in Halberstadt) ist mit seiner Sagensammlung von 1801 einer der ersten und zugleich bedeutendsten deutschen Sagensammler. Er übertrifft nicht nur seinen Vorgänger Prätorius (17. Jahrh.), sondern auch, und zwar in noch höherem Grade, seine nächsten Nachfolger, und wird selbst erst von den Brüdern Grimm übertroffen.

Kräfte der Natur anſah. Wie die Heldenſage rieſige Kämpfe der Menſchen ohne Reflexion und lyriſche Beimiſchung einfach erzählt, ſo die Thierſage die Befehdungen jener Thierhelden, denen, wie jenen menſchlichen Kämpen Dienſtmannen: Lampe der Haſe, Markwart der Häher, Hennink der Hahn zur Seite ſtehen; wie die Heldenſage, ſo erhielt auch die Thierſage gleich mit ihrer Entſtehung die poetiſche Form. Wie die Fabel, ſo hat die Thierſage Anſchauungen aus der Thierwelt zu ihrer Grundlage, entbehrt aber jedes lehrhaften Zweckes, ſo daß ihr nicht, wie der Fabel, der Anſpruch, Poeſie zu ſein, ſtreitig gemacht werden kann.

Die Thierſage von Reinhart dem Fuchs hat ihren Urſprung bei dem waldliebenden Stamm der Franken; von dieſen aus iſt ſie in Frankreich einheimiſch geworden, und erſt von da, mit einigen franzöſiſchen Elementen vermiſcht, im 12. Jahrhundert nach Deutſchland zurückgekommen. Das Gedicht aber, welches gegenwärtig unter dem niederdeutſchen Namen Reineke Vos (Reineke, plattdeutſches Verkleinerungswort von Reinhart, wie Meineke von Meinhart, Gericke von Gerhart, auch Heinecke von Heinrich, Wilke von Wilhelm, Jänicke von Johann u. a.) gekannt und geleſen iſt, iſt eine gegen 1500 verfaßte plattdeutſche Ueberſetzung einer holländiſchen Bearbeitung des Reinhart. Dieſe plattdeutſche Ueberſetzung, aus welcher oben ſchon eine Probe mitgetheilt worden iſt, iſt jüngſt in das jetzige Plattdeutſch übertragen worden durch K. Tannen („Reineke Vos", plattdeutſch nach der Lübecker Ausgabe von 1498. Mit einer Vorrede von Klaus Groth. Bremen 1861. 20 Sgr.). Dieſer Reineke möchte ſich für meine Leſer am beſten eignen. Von den Ausgaben im Plattdeutſch des 15. Jahrhunderts iſt die beſte, mit einem trefflichen Wörterbuch verſehene die von Hoffmann von Fallersleben (1834).

Die Volksſchule hat ein bei weitem größeres Recht an die Volksſage, als ihr thatſächlich gewöhnlich eingeräumt wird. Das Wenige, was ſich etwa in den Leſebüchern findet, kann durchaus nicht genügen. Bei der Nothwendigkeit, in der ſich die Volksſchulleſebücher befinden, zugleich Hilfsmittel für den Unterricht in den Realien ſein zu müſſen, gerathen ſie gar zu leicht in die Gefahr, in den realiſtiſchen Stoffen zu weit zu greifen, nämlich anſtatt lebensvoller Darſtellungen mehr oder minder trockne Ueberſichten zu geben. Da

nun hat der Lehrer, und zwar gerade in Bezug auf die Gebiete, welche am leichteſten der Dürre unterliegen, die Geographie und Geſchichte, in unſrem Sagenreichthum treffliche Belebungsmittel. Man ſehe einmal in den verſchiedenen Leſebüchern den Abſchnitt über das ſagenreiche Rieſengebirge nach. In einem iſt der Rübezahlſagen nicht einmal Erwähnung gethan; in einem andern findet ſich eine Art von ſummariſcher Ueberſicht und Charakteriſtik derſelben. Da bleibt denn dem Lehrer nichts anderes übrig, als ſelbſt zu erzählen, zu dem vielleicht Erzählten hinzuzuthun, und die unmittelbare Aufnahme des Gegebenen dem unbefangenen Kindesgemüthe zu überlaſſen. Das Kindesgemüth und das Gemüth des einfachen Bürgers und Bauern hat an der Sage eben das und eben ſoviel, als der Hiſtoriker von Fach an der Geſchichte, zu der es doch nun einmal in der Volksſchule nicht kommen kann. Beſonders ſind hier die heimatlichen Sagen zu berückſichtigen. Sie leiſten noch mehr, als daß ſie etwa den Unterricht in der Heimatskunde beleben: ſie machen dem Schüler ſeine Heimat lieb und die Gegenſtände derſelben bedeutungsvoll und theuer. Meiſt hat der Lehrer nur zu pflegen, was ſchon ohne ihn durch den beſtändigen Uebergang von Großvater und Großmutter als ein köſtlicher Beſitz ſich vererbt. „Es wird dem Menſchen von heimatswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Geſtalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlandes überſchreitet, wo ihn jener verläßt. Dieſe wohlthätige Begleitung iſt das unerſchöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geſchichte, welche neben einander ſtehen und uns nach einander die Vorzeit als einen friſchen und belebenden Geiſt nahe zu bringen ſtreben" (Grimm).

Für die Beobachtung und das Nachdenken des Lehrers bietet die Sage reichen Stoff. Wer freilich nicht ſieht, wie ſich der Kirchthurm, der Leichenſtein, der Grabvers ſeines von dem des nächſten Dorfes, oder das Bauernhaus ſeiner Gegend von dem der angrenzenden Landſchaft, oder die Tracht ſeiner Umgebung von der Tracht derer unterſcheidet, die 4 oder 5 Meilen weiter wohnen; allenfalls aber über Größe und Form der Bierſeidel und Kaffeetaſſen Auskunft zu geben weiß: der wird wenig Luſt und Geſchick

haben, ſich die Sagenwelt näher anzuſehen. Dem Andern, Aufmerkſamern geben ſie Veranlaſſung zu mancherlei Vergleichungen und Studien. Er ſucht in den Sagen einer Gegend den Charakter der Bewohner wiederzufinden, er ſetzt ſie in Verbindung mit den umgebenden Dingen, er geht den hiſtoriſchen Bezügen nach, er vergleicht die Sagen verſchiedener Landſchaften unter einander mit Rückſicht auf deren Bewohner, er vergleicht einzelne Sagen mit einander, er ſucht die in der Sage ſich ausprägende Idee zu finden, er ſinnt dem einzelnen Ausdruck nach u. dergl.

Märchen, Sage und Geſchichte ſtreben nach einander die Vorzeit als einen friſchen und belebenden Geiſt uns nahe zu bringen; darum nun einiges über die Geſchichte.

§. 33. Die volksthümliche Geſchichtserzählung.

Es iſt bemerkenswerth, daß Hebel von dem Verſuche, eine alemanniſche Geſchichte zu ſchreiben, nach einem wohlgelungenen Anfange abgeſtanden iſt; daß derſelbe durch eine hiſtoriſche Darſtellung über Andreas Hofer, den er zum Gegenſtande ſeines leichtfertigſten Spottes, ja bitterſten Hohnes macht, einen nie zu tilgenden Makel auf ſeine volksthümliche Schriftſtellerei geworfen hat; und endlich, daß ſich bei Claudius kaum etwas nennenswerthes Hiſtoriſches findet. (Vergl. die Darſtellung über Johann Huſſens Verhör und Tod. WW. V, 40 ff.)

Wir finden darin eine Andeutung, wie ſchwierig es iſt, die Geſchichte in ein volksthümliches Gewand zu kleiden; und in der That haben wir, trotz der unzähligen hiſtoriſchen Darſtellungen „für das Volk", unter den Hiſtorikern auch nicht einen, der den Namen eines Claſſikers der volksthümlichen Geſchichtsſchreibung auch nur annähernd verdiente. Den Einen fehlt überhaupt die beſonders in unſrer Zeit nicht häufige Gabe populärer Darſtellung gänzlich; andre halten die geſuchte Nachahmung des Volksausdruckes für populär, und ſtoßen ſo ab, indem ſie anziehen wollen; andre beherrſchen den Stoff nicht oder in einer nur ungenügenden Weiſe; andre ſind in der Auswahl und angemeſſenen Gruppirung des Stoffes nicht glücklich; andre halten ſich nicht die Schwierigkeiten vor, welche der in ſeinen Thatſachen unwandelbare und darum in gewiſſem Sinne ſpröde

Stoff der Geſchichte ſeinem Darſteller entgegenbringt; noch andre endlich machen ſich von vorn herein dadurch unmöglich, daß ſie wähnen, ſie müßten dem Volke mit der Geſchichte zugleich die eigne politiſche Anſicht plauſibel machen und einimpfen, und dürften die Geſchichte dazu benutzen, um im Volke für eine politiſche Partei Propaganda zu machen.

Der beregte Mangel an wirklich geſchickten Arbeitern auf dem Felde volksthümlicher Geſchichtsſchreibung iſt der eine Hauptgrund, warum das deutſche Volk nicht einmal an ſeiner *eignen* Geſchichte und nicht einmal an den *Großthaten* derſelben das gehörige Intereſſe hat. Der andre Grund iſt dieſer, daß es dem Deutſchen an jenem Nationalgefühl fehlt, mit welchem zum Beiſpiel der Franzoſe, ſobald er in ſeine Geſchichte eintritt, ſich der Zugehörigkeit zu einer großen, mächtigen, einflußreichen Nation unmittelbar bewußt wird. Indeſſen hat ſich das bekannter- und anerkanntermaßen ſeit den letzten zehn bis funfzehn Jahren weſentlich geändert. Denn es läßt ſich nicht leugnen, daß das Bedürfniß nach hiſtoriſchem Wiſſen mit der Zunahme des Intereſſes an den öffentlichen Angelegenheiten und Ereigniſſen des Tages gewachſen iſt. Nun kommt es darauf an, dieſem Bedürfniſſe nicht ſowohl eilfertig entgegen zu kommen, — leider geſchieht das heutzutage in einer fieberhaft erregten Weiſe —, ſondern es in der rechten Weiſe zu befriedigen.

Die Geſchichtsſchreibung, wie ſie jetzt meiſt gehandhabt wird, iſt nicht von ſehr altem Datum. In den frühern Jahrhunderten reihte man, allein der Zeitfolge nachgehend, Thatſache an Thatſache; und es entſtanden ſo Geſchichtsbücher, die man *Chroniken* d. i. Zeitbücher nannte*). Schon im zwölften Jahrhundert fing man beſonders in Niederdeutſchland an, dieſe Chroniken in Verſe zu bringen. Seit dem Schluß des dreizehnten Jahrhunderts treten auch die hochdeutſchen Reimchroniken hervor**), und es reihen ſich ihnen würdig an die mehr lyriſch gehaltenen, kürzern Dichtungen, die ſogenannten *hiſtoriſchen Volkslieder* (vergl. §. 10). Erſt

*) Wer ſich eine Anſchauung von einer alten Chronik verſchaffen will, der leſe z. B. *Laurent's* Ueberſetzung der „*Zeitbücher der ſächſiſchen Kaiſer*“ von Thietmar, Biſchof von Merſeburg († 1018). Berlin 1848. Beſſer. ¾ Thlr.

**) Einiges davon findet ſich in *Wagners* trefflichem Buche: „Poetiſche Geſchichten der Deutſchen.“ Darmſtadt 1858. 4. Aufl. 1⅓ Thlr.

das 15. und 16. Jahrhundert brachten die Proſachronikenſchreibung zur Blüthe*).

Reine Geſchichte darf man in den Chroniken und hiſtoriſchen Volksliedern, obgleich ſie immerdar als hiſtoriſche Quellen gelten werden, nicht erwarten; aber gerade die unbefangene Einflechtung der Sage und des poetiſchen Zuges machte ſie neben dem gemüthlichen Ausdruck, neben der vom Chriſtenthum beherrſchten Anſchauungsweiſe und der meiſt ſehr lebhaften Erzählung dem Volke verſtändlich und anziehend. Es iſt ſehr zu beklagen, daß ſich nicht fort und fort, und zwar zumal in engern Kreiſen, in den Dörfern, Städten und Landſchaften, Leute gefunden haben, die, was ſeiner Zeit alles bewegte, mit der Unbefangenheit jener Chroniſten gereimt oder ungereimt niedergeſchrieben hätten.

Welche treffliche Leiſtungen dem deutſchen Fleiße möglich ſind, trotzdem dies leider nicht geſchehen iſt, das ſieht man an einigen Werken der neuern Zeit, die der jetzt zur Wiſſenſchaft ſich emporringenden „Volkskunde“ dienen; z. B. an Theodor Fontane's „Wanderungen durch die Mark“, an der „Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs Baiern“, an Steinhards „Oeſtreich und ſein Volk“, an Heinrich Pröhle's „Unſer Vaterland“ und „Germania“, an Auguſt Stöbers „Alſatia“, an der neuen Zeitſchrift „Das liebe Pommerland, Monatsſchrift zur Hut und Pflege pommerſcher Heiligthümer und pommerſchen Volksthums“ u. a. — Möchten es ſich doch die deutſchen Lehrer geſagt ſein laſſen, dem Beiſpiel ihrer Collegen im preußiſchen Regierungsbezirk Gumbinnen zu folgen, die ſchon ſeit mehreren Jahren Schul- und Gemeinde-Chroniken angelegt und mit freudigem Eifer fortgeſetzt haben.

Wer möchte leugnen, daß dergleichen Chroniken nicht nur für ſolche Werke, wie die eben genannten, vortreffliche Fundgruben ſind, ſondern auch den intereſſanteſten Stoff für unſre heutigen, jedem Bürger und Bauern in die Hände kommenden Kreisblätter, Wochenblätter ꝛc. abgeben? Man muß es geſehen haben, wie eine alte geſchriebene oder gedruckte, gereimte oder ungereimte Ortschronik ge- und zerleſen wird, um das begreifen zu können. Von der Chronik aus ließe ſich dann das Intereſſe des Volks an der Ge-

*) Eine Probe aus der „Croneken der ſaſſen“ findet man in Ph. Wackernagels „Deutſchem Leſebuche“ III, 41.

ſchichte der einzelnen Perſönlichkeit, des einzelnen Factums, der abgegrenzten Partie, des Stammes und Volkes erwecken. Dabei muß der Hiſtoriker fortwährend eingedenk ſein, daß der Mann aus dem Volk keinen Sinn hat für die der Poeſie entkleidete reine Darſtellung der Geſchichte, keinen Sinn für die der eigentlichen Geſchichtsdarſtellung nothwendige Objektivität und für den Pragmatismus der Thatſachen; das Sagen- und Anecdotenhafte, das Chronikenartige, das in ſubjektiver Freiheit Beſchauende und zur Seite Abſpringende, das die eigne Herzensfriſche des Verfaſſers Verrathende zieht ihn an. Der Hiſtoriker für das Volk muß, wie dies zuerſt Bredow gethan, den Blick auf beſonders „merkwürdige Begebenheiten" richten; er muß das Hiſtoriſche auf ſeiner anſchaulichſt dargeſtellten geographiſchen Unterlage entfalten; er muß in der Weiſe eines Juſtus Möſer („Osnabrückiſche Geſchichte") bei den Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen des Volkes treuherzig verweilen; er muß, mag das noch ſo gut gemeint ſein, vor allen zu grellen Farben in Lob und Tadel, wie ſie z. B. der bekannte Pfarrer zu Dedeleben Chriſtian Niemeyer in ſeinem „Heldenbuche" und andern Schriften aufträgt, ſich hüten; er muß ſein Pathos der hiſtoriſchen Wahrheit unterordnen; er muß die politiſche Phraſe gänzlich vermeiden; er muß in der Sprache und in der Gruppirung der Thatſachen der allerhöchſten Einfachheit ſich befleißigen; er muß durch dramatiſche Lebendigkeit und gelegentliche, aber wie mit Nothwendigkeit kommende Einflechtung eines ſingbaren Liedes ſeinen Leſer zur regſten innerlichen Theilnahme fortreißen; er muß diejenigen Perſönlichkeiten, die beſonders geeignet ſind, einen ſittlichen Einfluß auszuüben, ſowie diejenigen Momente, die den patriotiſchen Sinn vorzugsweiſe anregen und beleben, gehörig herausheben; er muß vor allem, aber noch ungezwungener als z. B. Wilh. Redenbacher, in der Geſchichte den Arm Deſſen durchſchauen laſſen, der nach Seinem Wohlgefallen die Fürſten und Völker, den Einzelnen und die Geſammtheit leitet.

Seit den dreißiger Jahren iſt, wie bekannt, auch von unſern bedeutendſten Hiſtorikern das biographiſche Element der Geſchichte mit beſondrer Vorliebe gepflegt worden, ſei es im Entwicklungsgange einer Geſammtdarſtellung, ſei es in ſelbſtändigen Schriften. Für die volksthümliche Darſtellung der Geſchichte mußte dies vom allergrößten Nutzen ſein; denn der Mann aus dem Volke bedarf einer

Persönlichkeit, der er gleichsam ins Auge sehen und nach alter Weise treulich die Hand drücken kann. Außerdem „erweckt es Nacheiferung und Vaterlandsliebe, wenn wir in das Privat- und öffentliche Leben großer, edler Männer eingeführt werden, von denen die Geschichte aufzeichnet und festhält, wo und wie sie für Mit- und Nachwelt gewirkt haben" (J. Möser). Die besten Biographien, die seit jener Zeit für das Volk geschrieben worden sind, werden wir unten namhaft machen; sie sind nicht das Geringste unter den historischen Darstellungen für das Volk.

Die neueste Zeit hat angefangen, das Bild zur Veranschaulichung historischer Persönlichkeiten, Situationen und Vorgänge zu benutzen. Wer wollte sich dessen nicht freuen? Ein gutes Bild leistet der Veranschaulichung des Textes den wesentlichsten Dienst; es prägt ein besonders bedeutungsvolles Ereigniß auch dem innern Auge fest ein; es gewährt den angemessensten Ruhepunkt; es erweckt neues Interesse an der Darstellung durch das Wort; ja es hat als Kunstwerk einen veredelnden Einfluß auf das Gemüth. Noch fehlt uns leider für die Profangeschichte eine echt deutsche Künstlernatur, wie wir sie in Schnorr von Carolsfeld für die heilige Geschichte, in Ludwig Richter für die Familie und das Haus, in Oskar Pletsch insbesondere für die Kinderwelt haben. Immerhin aber ist unser Reichthum an historischen Bildern von unvergänglichem Werthe so groß, daß es nur einer geübten Hand, einiger Selbstverleugnung und Opfer bedürfte, um dem deutschen Volke ein wohlfeiles und doch herrliches historisches Bilderwerk in die Hände zu geben. Es wäre eine patriotische That, wenn ein Volksschriftenverein oder ein eigens zu diesem Zwecke zusammentretender Verein die Mittel zu einem Werke zusammenbrächte, das dem Volke um einen verschwindend geringen Preis dargeboten werden könnte.

Wenn man jedes Geschichtsbuch, auf dessen Titel die vielsagenden Worte „für das deutsche Volk" stehen, oder das mit dieser Bezeichnung von Verlegern und Recensenten empfohlen wird, zählen dürfte, so könnte man sich über die Dürftigkeit unsrer volksthümlichen historischen Litteratur nicht beklagen. In der That aber giebt es herzlich wenig historische Schriften, die das Volk gern und mit Nutzen liest. Unter den als populär zu bezeichnenden historischen Darstellungen, die freilich zum Theil immer noch einen ziemlich hohen

Ton anſchlagen (man denke z. B. an Ferd. Schmidt's Nationalbibliothek) und den obigen Anforderungen durchaus nicht nach allen oder nur den meiſten Seiten entſprechen, ſind die beſten oder merkwürdigſten:

G. G. Bredow: „Umſtändlichere Erzählungen der merkwürdigſten Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeſchichte.“ Altona 1803 u. ö.

J. de Liefde: „Allgemeine Geſchichte für das Volk. Vom Standpunkt des chriſtlichen Glaubens.“ Aus dem Holländiſchen von Quack und Roſchütz. Stuttgart 1850 ff.

W. Redenbacher: „Leſebuch der Weltgeſchichte in drei Theilen“, von denen bis jetzt zwei (1: 10 Sgr., 2: 12 Sgr.) erſchienen ſind. Calw 1860 ff.

Fr. Kohlrauſch: „Die deutſche Geſchichte für Schule und Haus.“ Leipzig. 1 Thlr. 22½ Sgr.

K. A. Mayer: „Deutſche Geſchichte für das deutſche Volk.“ Leipzig 1858. 2 Bde. 4 Thlr.

Ferd. Schmidt: „Deutſche Nationalbibliothek.“ Erſcheint ſeit 1862 in einzelnen Lieferungen von verſchiednen Verfaſſern. Berlin, Brigl und Lobeck.

Dithmar: „Deutſches Hiſtorienbuch. Bilder und Denkmale der vaterländiſchen Vorzeit.“ Frankfurt 1851 u. ö. 1 Thlr.

A. Zimmermann: „Geſchichte des Preußiſchen Staates.“ Berlin 1843 u. ö. 1½ Thlr.

L. Halmhuber: „Mit Gott für König und Vaterland! oder Preußens Hohenzollern. Ein vaterländiſches Geſchichtenbuch ꝛc.“ Berlin 1853. 20 Sgr.

Ferd. Schmidt: „Preußens Geſchichte in Wort und Bild. Ein Hausbuch ꝛc.“ Berlin 1861 ff.

A. Patuzzi: „Geſchichte Oeſtreichs, dem Volk erzählt.“ Erſcheint ſeit 1862 in Wien, eine Nachahmung des vorigen Werks.

Böttiger: „Geſchichte von Sachſen für Schule und Haus.“ Meißen 1836 u. ö.

„Kirchengeſchichte“ des chriſtlichen Vereins im nördlichen Deutſchland. 7 Bde. 2 Thlr.

K. Strack: „Miſſionsgeſchichte von Deutſchland.“ Leipzig 1860. 26 Sgr.

Ph. Marheinecke: „Geſchichte der teutſchen Reformation.“ Berlin 1816 u. ö.

W. Redenbacher: „Kurze Reformationsgeſchichte.“ Calw. 5 Sgr.

K. Dieterich: „Der Bauernkrieg im Jahre 1525.“ Ulm 1840 u. ö. 6¼ Sgr.

J. W. v. Archenholtz: „Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges.“ Berlin 1792 u. ö. (8. Aufl. 1863. 1 Thlr. 2 Sgr.)

G. Jahn: „Geſchichte der deutſchen Freiheitskriege.“ Chriſtl. Verein im nördl. Deutſchland. 8 Sgr.

Beitzke: „Geſchichte der deutſchen Freiheitskriege.“ Berlin 1854 u. 55 u. ö. 2 Bde. 4 Thlr.

Würdig: „Die deutſchen Freiheitskriege.“ Deſſau 1862. 360 S.

Aus der Unmaſſe der Biographien mögen angeführt werden: Die Biographie Luthers von Matheſius (neue Ausgabe von Schubert, Stuttgart. 3 Sgr.), die Selbſtbiographie Benj. Franklins, bearbeitet von Kell u. a., die Selbſtbiographie Joachim Nettelbecks, herausgegeben von Hacken; die Biographien von Schubert (Oberlin u. v. a.); K. B. König (Guſtav Adolf); Wildenhahn (Luther, Melanchthon, Spener, Arnd, P. Gerhard); Werner Hahn (Friedrich I., Friedrich Wilhelm III., Zieten); Ledderhoſe (Melanchthon, J. Heermann u. a.); Ludwig Hahn (Friedrich der Große); Adami (Luiſe, Königin von Preußen); Pfeifer (Nicolaus Hermann); Burdach (Ph. Melanchthon); Strack (Philipp der Großmüthige, Peter der Große u. a.); W. O. von Horn (Blücher, Derfflinger, Gellert, der alte Vincke u. a.); W. Baur (E. M. Arndt, Stein und Perthes); Fr. Henning (Heinrich von Stechow u. a.); Ziethe (Friedrich Wilhelm IV.); Bodemann (Luiſe Schepler); Würdig (der alte Deſſauer, der alte Fritz) u. v. a.

„Es iſt ein ſehr köſtlich Ding um die Hiſtorien. Denn was die Philoſophie, weiſe Leute und die ganze Vernunft lehren oder erdenken kann, das zum ehrlichen Leben nützlich ſei: das giebt die Hiſtorie mit Exempel und Geſchichten gewaltiglich und ſtellt es gleichſam vor die Augen, als wäre man dabei und ſähe alſo geſchehen alles, was vorhin die Worte durch die Lehre in die Ohren getragen haben. Da findet man beides, wie die gethan, gelaſſen, gelebt haben, ſo fromm und weiſe geweſen ſind; auch wiederum, wie die gelebt haben, ſo böſe und unverſtändig geweſen ſind, und wie ſie dafür bezahlt ſind. Und wenn man's gründlich beſinnet, ſo ſind aus den Hiſtorien und Geſchichten faſt alle Rechte, Künſte, guter Rath, Warnung, Dräuen, Schrecken, Tröſten, Stärken, Unterricht, Fürſichtigkeit, Weisheit, Klugheit, ſammt allen Tugenden als aus einem lebendigen Bronnen gequollen. Das macht: die Hiſtorien ſind nichts anders als Anzeigung, Gedächtniß und Merkmal göttlicher

Werke und Urtheile, wie er die Welt, sonderlich die Menschen, erhält, regiert, hindert, fördert, strafet, ehret, je nachdem ein Jegliches verdienet Böses oder Gutes." Mit diesem Worte Luthers wollen wir zu ihm selbst und zur erbaulichen volksthümlichen Litteratur übergehen.

§. 34. Luther und die volksthümliche Litteratur auf geistlichem Gebiet.

Luthers Persönlichkeit ist viel zu gewaltig, als daß sie durch Bezeichnungen wie Volksredner, Volksschriftsteller, Volkslehrer gedeckt würde. Wenn man den Ausdruck „Mann des Volkes" im weitesten und zugleich besten Sinne nimmt, dann kann man glauben, eine charakteristische und umfassende Bezeichnung für Luther gefunden zu haben. Fürsten suchten bei ihm Erquickung, Gelehrte beugten sich vor seiner Geistesmacht, und der gemeine Mann fand bei ihm Licht über die vornehmsten Fragen. Bis auf den heutigen Tag ist Luthers Bibelüberſetzung ein Werk für das deutsche Volk, wie kein andres; bis auf den heutigen Tag werden seine Lieder von einer Begeisterung getragen, wie sonst keine; und bis auf den heutigen Tag findet sich in jedem gut protestantischen Hause Luthers kleiner Katechismus, in dem „die Geheimnisse Gottes zur einfachen Volksrede und Kinderlehre geworden sind", neben Bibel und Gesangbuch als die dritte Haupterbauungsschrift.

Luthers übrige Werke im ganzen und großen kann man als volksthümlich in unserm Sinne nicht bezeichnen; er hatte durch dieselben einer weit größern Aufgabe nachzugehen, als etwa den „Pöbel", wie er sich ausdrückt, zu unterhalten und zu belehren. Selbst seine Predigten, die unter Mitwirkung des lebendigen Worts und der begeisterten Persönlichkeit die Massen so kräftig anfaßten (man denke an die Dämpfung der Wittenberger Aufregung), werden jetzt nicht häufig vom Volk gelesen.

Dem Lehrer und Prediger sind Luthers Predigten, abgesehen von allem Uebrigen, als Muster echter Popularität dringend zu empfehlen. Eine der besten und wohlfeilsten Ausgaben ist die von O. v. Gerlach veranstaltete („Luthers Predigten" Berlin, Wiegandt u. Grieben, 1847. 1 Thlr.). Ich setze daraus eine Probe hierher, die uns zeigt, wie

Luther eine der ſchwierigſten Stellen des N. T. (Joh. 20, 17) erklärt: „Daß Chriſtus zu der Magdalena ſagt: Rühre mich nicht an, ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater, das ſind Worte, die zu dem Glauben gehören. Denn ſie fordern und lehren auch den Glauben. Die Hiſtoria aber hat ſich alſo zugetragen. Da ſie Chriſtus mit dem Namen nennet und ſie ihn an der Stimme kennet, hat ſie zu ihm zugeſchlagen und ihn wollen anrühren; wie es denn geſchieht. Das will nun Chriſtus nicht haben und gebeut ihr, ſie ſoll ihn nicht anrühren, aus der Urſache, daß er noch nicht ſei aufgefahren zum Vater. Wie ſoll man nun das verſtehen? Er will ſich nicht anrühren laſſen, da er vor ihr ſtehet? Kann man denn ihn hernach anrühren, wenn er nun zum Vater iſt aufgefahren? Es dünket einem eine närriſche Antwort zu ſein; dennoch lautet es alſo. So ſchreibet auch St. Matthäus, daß die Weiber, denen er begegnet, ſeine Füße angegriffen haben und vor ihm niedergefallen. Dies iſt alles darum geſchehen, wie alle Lehrer ſchreiben, daß Maria Magdalena meinet, er wäre alſo auferſtanden, daß er wieder mit ihnen würde leben, wie vor. Wie ſie denn geſehen hat, wie Lazarus und andre Todten mehr, nachdem ſie von Chriſto auferwecket waren, unter den Leuten umgingen wie vor. Das gedachte ſie nicht, daß er ein ander, ewiges Leben ſollte anfahen. Hing ſchlecht an dem, daß er, wie vor, dieſes ſterblichen Lebens würde brauchen. Dawider ſpricht Chriſtus: Nein, liebe Maria, alſo laſſe ich mich nicht anrühren; ich bin nicht darum aufgeſtanden von dem Tode; ich bin jetzt in einem andern Weſen und Leben, daß ich ein König und Herr ſei über alles, das da iſt; wie er denn weiter im Evangelio wird ſagen, von ſeiner Auffahrt. So iſt nun das ſeine Meinung, daß er ihren ſchwachen, unvollkommenen Glauben ſtraſet, daß ſie in einen ſtärkern Glauben trete; an dem liegt ihm gar nichts, ob ſie ihn anrühre oder nicht. Darum fähret er bald zu und macht eine Predigerin aus ihr, daß ſie muß eine Meiſterin und Lehrerin der lieben Apoſtel ſein, und befiehlt ihr eine ſolche Botſchaft: Gehe hin ꝛc.“ — Alle Anforderungen, die man an den volksthümlichen Ausdruck machen kann: Anſchaulichkeit, Lebendigkeit, Kräftigkeit, Einfachheit, Naivetät ꝛc. finde ich in dieſem Stück erfüllt, und überlaſſe es dem Leſer, dem im einzelnen nachzugehen.

Man hat ſchon öfter verſucht, Auszüge aus Luthers Schriften für das Volk zu veranſtalten. Das mir vorliegende Werkchen, von Süßkind bearbeitet (Reutlingen 1844), enthält in 4 Abtheilungen „Luthers Schriftauslegung“, „Luthers kleinere Aufſätze über ein chriſtliches Leben und der Kirche Beſſerung“, „Luthers Sprüche und

Tischreden" (darunter 10 seiner Fabeln nebst der sehr lesenswerthen Vorrede), endlich „Auswahl aus Luthers Briefen." — Eine andre recht gelungene Auswahl aus Luthers Schriften bildet das 1. Heft der seit 1861 bei Becher in Stuttgart erscheinenden, durch Klaiber veranstalteten „Evangelischen Volksbibliothek", eines Werkes, welches darauf abzweckt, den vielfach veranstalteten wohlfeilen Ausgaben der deutschen Classiker eine Auswahl aus der evangelisch-classischen Litteratur an die Seite (bezüglich gegenüber) zu stellen. Der 1. Band dieser sehr beachtenswerthen Volksbibliothek (53 Bog. 1 1/2 Thlr.) enthält Auszüge aus Luther, Zwingli, Melanchthon und Calvin. Das Ganze ist auf 5 Bände (4 prof. u. 1 poet.) berechnet.

Im Reformationszeitalter ist außer Luther keiner, der, in gleichem Grade mit der Gabe ausgerüstet, in verständlicher Weise zum Volk zu reden, Schriften von größerer Bedeutung hinterlassen hätte.

Aus der Zeit vor der Reformation ist es besonders ein Buch, das auch noch jetzt selbst den evangelischen Christen aller Stände Erquickung gewährt: „Das Büchlein von der Nachfolge Christi." „Die Nachfolge Christi", sagt ein deutscher Philosoph, „ist eins der vortrefflichsten Werke, die je sind verfaßt worden. Selig, wer nach dem Inhalt dieses Buches lebt und sich nicht damit begnügt, das Buch bloß zu bewundern." Dieses nächst der Bibel am meisten verbreitete Buch — es ist in alle europäischen und in viele außereuropäische Sprachen übersetzt und mehr als 300 mal gedruckt — ist ursprünglich in lateinischer Sprache geschrieben, aller Wahrscheinlichkeit nach von Thomas a Kempis, einem Augustinermönch im Kloster Kempen bei Köln († 1471). Deutsche Uebersetzungen sind von Joh. Arnd (Stuttgart, Steinkopf. 4 Sgr.), von Goßner (Leipzig 1824) u. v. a. geliefert*).

Im 17. Jahrhundert sind es vorzüglich drei Männer, die christliche Weisheit in einfache Volksrede einzukleiden verstanden: Joh. Arnd, der tiefste, Heinr. Müller, der reichste, und Christian Scriver, der populärste.

Johann Arnd, „der größte Adler seiner Zeit", ist 1555 zu Ballenstädt geboren, besuchte die Schulen zu Aschersleben, Halber-

*) Ein noch älteres Buch von nicht minder großem Werthe, ja ein „Erbauungsbuch ohne gleichen" sind Augustins Bekenntnisse (deutsch von Rapp, Stuttgart, u. a.), die aber zu ihrem Verständniß einen sehr geförderten christlichen Sinn verlangen.

ſtadt und Magdeburg, ſtudirte zuerſt Medizin und Naturwiſſenſchaften, dann Theologie, war nach und nach Pfarrer in Badeborn, Quedlinburg, Braunſchweig und Eisleben und ſtarb als Generalſuperintendent des Fürſtenthums Lüneburg zu Celle 1621. Sein Hauptwerk, „Vier Bücher vom wahren Chriſtenthum“ („das Buch der Schrift, das Buch des Lebens, das Buch des Gewiſſens und das Buch der Natur“) und ſein „Paradiesgärtlein voller chriſtlicher Tugenden“ werden ihm ſtets eine der erſten Stellen unter den Erbauungsſchriftſtellern ſichern. (Evang. Bücherverein zu Berlin, 13 Sgr.).

Heinrich Müller, „ein geiſtlicher und geiſtreicher Mann“, beſuchte ſchon ſeit ſeinem 13. Jahre die Univerſität, ward ſchon in ſeinem 17. Jahre Magiſter und in ſeinem 21. Archidiaconus in ſeiner Vaterſtadt Roſtock, der er von da ab mit ſeiner Gelehrſamkeit und Frömmigkeit in aufopfernder Amtstreue unerſchütterlich feſt bis an ſeinen ſchon 1675 erfolgten Tod gedient hat. Von ſeinen zahlreichen gelehrten und erbaulichen Schriften iſt unſtreitig die bedeutendſte und am meiſten charakteriſtiſche ſeine „geiſtlichen Erquickſtunden“, ein Erbauungsbuch, dem an Geiſt- und Gedankenreichthum, an treffender Kürze und Körnigkeit nicht leicht ein andres an die Seite geſtellt werden möchte. (Evang. B. V. z. Berl. 8 Sgr.)

Chriſtian Scriver, „der Thisbiter an der Elbe“, iſt geboren zu Rendsburg 1629. Er war wie Müller der Sohn eines Kaufmanns, in Roſtock ein Schüler Müllers und des berühmten Theologen Lütkemann, deſſen Wahlſpruch war: „Ich will lieber eine Seele ſelig, als hundert gelehrt machen“, ein ſonderlicher Verehrer von Luthers Schriften und Arnds Paradiesgärtlein, nach einander 14 Jahr zu Stendal, 23 Jahr an der St. Jacobikirche in Magdeburg und 3 Jahr in Quedlinburg reichgeſegneter und gewaltiger Prediger. „Prediger, ſagte er, müſſen ſich wie die Lichter ſelbſt verzehren, nur daß ſie andern leuchten; ſie müſſen keinen Abgang ihrer Kräfte ſcheuen, der Herr nennt ſie ja das Salz der Erde; man weiß aber, daß das Salz, indem es gebraucht wird, zerſchmilzt.“ Mit großem Eifer und reichem Segen richtete Scriver auch die durch das Kriegsweſen abgekommene „Uebung des heiligen Katechismi“ wieder auf. „Wenn es, ſagt er, auf einen harten und gepflaſterten Boden noch ſo viel regnet, ſo rauſcht doch das Meiſte überhin, ſonderlich wenn

der Ort abſchüſſig iſt, und dringt nicht hinein; wenn er aber umgeriſſen und mürbe gemacht iſt, ſo kann er durch und durch gefeuchtet werden. Durch die Katechismuslehre, welche in Frage und Antwort beſteht, werden die unwiſſenden und harten Herzen gleichſam aufgeriſſen, es wird ein Hinderniß nach dem andern hinweggethan, daß hernach die Lehre von der Kanzel deſto beſſer eindringen kann. Man kann die Herzen junger und unwiſſender einfältiger Leute vergleichen mit einem Glaſe, das einen engen Hals hat; wenn man über dasſelbe das Waſſer mit ganzen Eimern ausſtürzt, ſo kommt doch wenig hinein, und die Menge ſelbſt iſt hierin hinderlich; wenn man aber tropfenweis und mählich es hinein thut, oder ſich eines Trichters bedient, ſo wird es bald erfüllt. Die Predigten von der Kanzel ſind reich und überflüſſig an Lehren, Ermahnungen, Troſt und Warnung; dies hört zwar ein einfältiger Chriſt, er faßt aber das Wenigſte, darum iſt es hochnöthig, daß man ihm durch die Katechismusübung eine Lehre nach der andern mit Sanftmuth und Freundlichkeit eintröpfle." Scrivers vorzüglichſtes Werk, ſein „Seelenſchatz" iſt zum größten Theil in Magdeburg aus Wochenpredigten entſtanden. Im ganzen hat er daran 33 Jahr gearbeitet. Wenn Scrivers Seelenſchatz „allen an zu abſtracter Denkweiſe in theologiſchen Dingen laborirenden Candidaten und Paſtoren" nächſt Luthers Schriften als die beſte Medizin empfohlen wird, ſo ſind die Volksſchullehrer vorzugsweiſe auf Scrivers „Gotthelds 400 zufällige Andachten"*) zu verweiſen. Scriver will darin „alle Kreaturen mit dem Chriſten reden machen, oder vielmehr, er will dem Chriſten gern der Geſchöpfe Gottes Rede auslegen und ihm nach ſeiner Einfalt zeigen, wie der Chriſt allerlei Fügungen und Ereigniſſe zum Andenken ſeines Gottes, zum Troſt und zur Beſſerung ſeines Chriſtenthums ſich zu Nutze machen kann." Den Inhalt des Buches bilden, wie der Leſer aus den angeführten Worten errathen kann, paraboliſche Darſtellungen über religiöſe und ſittliche Dinge, die in der ganzen deutſchen Litteratur ihresgleichen nicht haben.

Denn weder Herders „Palmblätter", noch Fr. Ad. Krummachers in den Volksſchulleſebüchern mehrfach benutzte „Parabeln"

*) Ein für jüngere Leſer empfehlenswerther Auszug daraus iſt Stähelin, „Jugendſpiegel aus Gotthelds zuf. And." Stuttgart 1862. 3 Sgr. Die vollſtändige durch den Ev. B. V. zu Berlin beſorgte Ausgabe koſtet 8 Sgr.

(die Schafschur, das Rothkehlchen, das Angebinde, das Bäumchen, der Kuhhirt, der Schmetterling, der Greis und der Jüngling u. a.), noch endlich die „Parabeln“ von Agnes Franz oder die von G. H. v. Schubert kommen denen unseres Scriver an kernigem Gehalte, an echt poetischer Auffassung und edler Popularität gleich, wenn sie diese auch an Glätte der Form übertreffen. — Die Parabel, für den Volksschulunterricht von großem Werthe, ist als volksthümliche Darstellung durch das Alte Testament, namentlich aber durch Christum selbst geheiligt. Bekanntlich versteht man darunter eine (prosaische oder poetische) Darstellung eines Vorganges aus der Natur oder dem Menschenleben, mit dem Zweck, eine dem geistlichen Leben angehörige Wahrheit zu veranschaulichen. Denselben Zweck, wie die Parabel, hat die von Herder und Krummacher gepflegte Paramythie; diese veranschaulicht aber die betreffende Wahrheit an erdichteten Vorgängen, die in die Sphäre mythischer Wesen (Götter, Genien, Engel ꝛc.) verlegt werden. Auch bei Claudius findet sich eine Paramythie (V, 124). Bei Hebel findet sich gar nichts Paraboliſches. Seine Anschauung der Natur und des Menschenlebens liegt nach einer andern Richtung.

Im 18. Jahrhundert zeigt sich alsbald ein nicht unbedeutender Abfall in der erbaulichen Litteratur. Selbst des auch als Liederdichter bekannten von Bogatzky viel gebrauchtes „güldnes Schatzkästlein der Kinder Gottes“ 1718 u. ö. hat nicht alle die Eigenschaften, die ein Volkserbauungsbuch haben muß.

Eine sehr weite Verbreitung fanden zwei gleich im Beginn des 19. Jahrhunderts von rationalistischer Seite kommende Erbauungsschriften: Witschel's „Morgen- und Abendopfer in Gesängen“ (Nürnberg 1803 u. ö.) und Zschokke's noch mehr gelesene „Stunden der Andacht“ (seit 1808). Beide Erbauungsbücher vertreten die Glaubensansichten ihrer Zeit, für welche Natur und Schöpfung, Vorsehung und Allmacht, Tugend und Unsterblichkeit die leitenden Gedanken waren. Sie sind noch jetzt verbreitet, und weniger zwei mit Absicht ihnen entgegengestellte vortreffliche Erbauungsbücher (Puchta's „Morgen- und Abendandachten am christlichen Hausaltar in Gesängen“ 1843 u. ö. und Tholuck's „Stunden der Andacht“ 1840 u. ö.), als vielmehr die neu erwachte Liebe zu den ältern Erbauungsbüchern entreißt ihnen ein Haus nach dem andern*).

*) Indessen erscheinen jetzt Zschokke's Stunden der Andacht in einer durch die Königin Victoria veranlaßten englischen Uebersetzung.

Das ist nämlich das Hauptverdienst der neuesten Zeit, daß sie jene ältern Erbauungsbücher des 16. und 17. Jahrhunderts in wohlfeilen Ausgaben wieder ans Licht gebracht hat. Dies ist geschehen theils durch einzelne christlich gesinnte Männer, theils durch **Vereine für Verbreitung christlicher Volksschriften**. Der älteste derartige deutsche Verein ist „der christliche Verein im nördlichen Deutschland", gestiftet durch die Brüder Joh. und Gottfried Uhle in den Zeiten der französischen Zwingherrschaft. Nachher entstanden die „Traktatgesellschaft im Wupperthale", der „Hauptverein für christliche Erbauungsschriften in den preußischen Staaten" (gewöhnlich Berliner Traktatverein genannt), die „niedersächsische Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erbauungsschriften" in Hamburg, der „evangelische Bücherverein" in Berlin, die „evangelische Gesellschaft" in Stuttgart, die „Agentur des rauhen Hauses" in Hamburg u. a. Neben ältern Erbauungsschriften verbreiten diese Vereine auch neuere, neben umfangreichern auch kleinere, und neben den eigentlichen Erbauungsschriften auch historische u. a. Darstellungen. Daß vieles Matte, Krasse, Unvolksmäßige mit unterläuft, ist unschwer nachzuweisen. Die Vereine sollten ihre meist sehr bedeutenden Mittel anstatt zur Vermehrung ihrer Vereinsschriften lieber zur Minderung des Preises der allerbesten aus ihnen verwenden. Die Zahl der vorhandenen Schriften ist bereits Legion. Wen Amt und Beruf dazu führt, an ihrer Verbreitung Theil zu nehmen, der kann eines Wegweisers in diesem Gebiet nicht entbehren und muß auch dann noch sich zum Gesetz machen, keine von den Schriften ungelesen zu verbreiten.

Practischer Wegweiser durch die christliche Volksschriftenlitteratur, herausgegeben vom evangelischen Schriftenverein für Rheinland und Westfalen. Bonn 1859 und („Erster Nachtrag") 1863. 12 Sgr.

Löwe, Kritische Musterung der Tractate deutsch-evangelischer Gesellschaften. Hamburg 1852. 7½ Sgr.

Zum Schluß gedenken wir der besten **populären Prediger** der neuern Zeit; es sind: Claus Harms (Sommer- und Winterpostille) für Norddeutschland, Friedr. Ahlfeld für Mitteldeutschland und Ludwig Hofacker für Süddeutschland. Auch mögen die beiden bedeutendsten ursprünglich in englischer Sprache geschrie-

benen, aber auch in deutſchen Ueberſetzungen weit verbreiteten Erbauungsbücher hier Erwähnung finden:

Joh. Bunyan, des Chriſten Wallfahrt nach der himmliſchen Stadt. Aus d. Engl. von F. H. Ranke, mit einer Einleitung von G. H. v. Schubert. Frankf. a. M. Heyder u. Zimmer. 5 Sgr.

R. Baxter, die ewige Ruhe der Heiligen. Aus dem Engliſchen von O. v. Gerlach. Berlin, Schlawitz. 15 Sgr.

Endlich ſei eines auch im proteſtantiſchen Deutſchland bekannten Katholiken unſrer Zeit gedacht, der als populärer Schriftſteller einen hohen Rang einnimmt, Alban Stolz'. Sein beſtes Buch iſt „das Vaterunſer und die zehn Gebote." Leipz., Löſchke. 9 Sgr.

§. 35. Hans Sachs. Der Meiſtergeſang.

In Hans Sachs gipfelt eine Richtung der deutſchen Poeſie, die den Namen Meiſtergeſang erhalten hat. Der Meiſtergeſang würde, weil echt volksthümlicher Abkunft, hier eine ausführlichere Darſtellung ſeiner Leiſtungen beanſpruchen, wenn dieſe nicht zum größten Theil von gar keinem poetiſchen Werthe wären. So aber können wir uns mit wenigen Andeutungen*) begnügen, um dann Hans Sachs etwas genauer kennen zu lernen.

Im 14. Jahrhundert verlor ſich das Intereſſe der höhern Stände, der Ritter und Fürſten, an der Dichtkunſt; die Muſe, aus den Ritterburgen und von den Fürſtenhöfen verſtoßen, flüchtete ſich in die Städte zu dem ehrſamen Meiſter; aus dem zarten Minnegeſang wurde der kunſtreiche Meiſtergeſang. Man muß ſich ein Bild des damaligen Lebens in den größern deutſchen Städten vorhalten, um das zu begreifen.

Seitdem die Städte von dem Grafenbann, in dem ſie bis in das 12. Jahrhundert geſtanden, befreit waren und ſodann auch einen kleinern oder größern Theil von den Herrſchaftsrechten erlangt hatten, die durch das 13. Jahrhundert hindurch von dem Reichsoberhaupte geübt wurden, gelangten ſie als mehr oder weniger unabhängige Reichskörper unter der meiſt ſehr einſichtsvollen und energiſchen Verwaltung einer ſtädtiſchen Oberbehörde zu immer größerer Selbſtändigkeit. Da dieſe ſich nur aus den reichern und angeſehenern

*) Zum Theil nach Hagens „Norimberga."

Geſchlechtern, aus den Patriziern, ergänzte, ſo geriethen die Handwerker zunächſt in dieſelbe Abhängigkeit von den Patriziern, in welcher bis dahin die ganze Stadt zu dem Burggrafen oder zu dem Reichsvogt des Kaiſers geſtanden hatte. Durch die Vereinigung der Handwerker zu Zünften und Innungen erſtarkten ſie jedoch, und nach harten Kämpfen zwiſchen ihnen und den Patriziern erlangten ſie in manchen Städten gleichen Einfluß wie dieſe, in manchen vertrieben ſie dieſelben ſogar. Nur in Nürnberg und in wenigen andern Städten vermochte das patriziſche Stadtregiment unter geringer Mitbetheiligung der Zünfte ſich zu halten. Nachdem ſo die innern ſtädtiſchen Angelegenheiten ſich abgeklärt hatten, erhoben ſich die Bürger durch Betriebſamkeit und glücklichen Handel zu Reichthum und Bildung; und es bildete ſich im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts ein Bürgerſinn aus, der, wenn er ſich auf einen gemeinſchaftlichen Zweck richtete, Dinge geſtaltete, vor denen die jetzige Welt zu erſtaunen hat. Ich meine jene prächtigen Gotteshäuſer, jene himmelanſtrebenden Thürme, jene ehrwürdigen Rathhäuſer, jene feſten Stadtthore, jene kunſtvollen Mauthhallen, Grabmäler, Wagegebäude, Brücken, Brunnen- und Meilenſäulen. Auch die Malerkunſt und Bildhauerkunſt fanden in den Städten Unterſtützung und Pflege; Unterſtützung durch den reichen Patrizier, Pflege durch den Handwerker, der, wenn er mit Gaben reichlich ausgeſtattet war, zum Künſtler ſich emporbildete. Den Wiſſenſchaften wurden, und zwar zunächſt aus practiſchen Intereſſen, mit Freuden die Stadtthore geöffnet, die gegen den raubenden Ritter mit Umſicht und Tapferkeit vertheidigt wurden. Rechenkunſt, Meßkunſt, Zeichenkunſt, Stern- und Sprachenkunde ſtanden im Vordergrunde. Die ſtädtiſchen Schulen erſtrebten eine Art gelehrter Bildung, in welcher die lateiniſche Sprache den Mittelpunkt bildete. In einzelnen Städten, wie in Nürnberg, gab es ſchon vor der Reformation ſogar Mädchenſchulen; und es war daſelbſt nichts Seltenes, wenn eine Frau oder Jungfrau die zum Handel nöthige Rechenkunſt, ſelbſt Muſik und Latein verſtand.

Was nun endlich die Poeſie betrifft, ſo muß bemerkt werden, daß die reichern ſtädtiſchen Familien ſich gegen ſie ziemlich gleichgiltig verhielten, während der einfache Bürger ſich ihr vertraute. Das eine Intereſſe am Höhern, das alle beſeelte, wandte ſich bei

den Einen mehr auf die Wiſſenſchaft, bei den Andern mehr auf die Kunſt; allein wie jenen die Wiſſenſchaft nur als „milchende Kuh“ diente, ſo wurde dieſen die Poeſie zur ſchwatzenden Hausfreundin, d. h. ſie wurde ihres idealen Gehaltes, ohne den ſie aufhört Kunſt zu ſein, beraubt.

Den Anfang des Meiſtergeſanges führten die Meiſterſänger ſelbſt auf zwölf Sänger zurück, die die erſte Singeſchule eingerichtet haben ſollen. Einige von dieſen Zwölf, wie Wolfram von Eſchenbach, Walther von der Vogelweide, Frauenlob ſind als Minneſänger bekannt. Gewiß iſt, daß Meiſterſängerſchulen in der Mitte des 15. Jahrhunderts exiſtirten, daß der Meiſtergeſang im 16. Jahrhundert ſeine höchſte Stufe erreicht und eigentlich erſt 1839 ſein Ende genommen hat. In dieſem Jahre ſchenkten die letzten vier Meiſter der Ulmer Schule ihre Lade, ihre Bücher ꝛc. dem daſigen Liederkranze.

Als „hohe Schule“ galt die zu Mainz, als die Töchterſchulen die zu Nürnberg und Straßburg; berühmte Schulen waren außerdem zu Augsburg, Ulm, Memmingen, Colmar.

Jede Meiſterſängerſchule war nach Art der mittelalterlichen gewerklichen Zünfte, wiewohl nicht ſo ſtreng, gegliedert und eingerichtet. Da gab es Meiſter und Lehrlinge, Geſetze, nach welchen die Gedichte anzufertigen waren (die ſogenannte Tabulatur), Bücher, in welche die geprüften Gedichte eingeſchrieben wurden, eine Lade zur Aufnahme der Geſetze, Bücher u. dgl. Wer in die Schule aufgenommen werden wollte, mußte ſich zunächſt zu einem Meiſter in die Lehre thun. Der Unterricht wurde unentgeltlich ertheilt, die Aufnahme geſchah nach abgelegter Probe unter mancherlei Feierlichkeiten meiſt in der Kirche. An der Spitze jeder Schule ſtand ein aus dem Büchſenmeiſter (Kaſſenverwalter), Schlüſſelmeiſter (Ladeverwalter), Merkmeiſter und Kronmeiſter beſtehender Vorſtand. Der Kronmeiſter hatte den als den tüchtigſten erkannten Sänger mit einem Kranze oder einer Kette zu krönen; Kranz und Kette wurden aber nicht Eigenthum der Gekrönten, ſondern galten nur als Auszeichnung für die Feier des Tages. Dem Merkmeiſter zur Seite ſtanden die Merker. Dieſe hatten, wenn eine Singſchule gehalten wurde, die Fehler anzumerken, welche die Sänger in der Form, d. i. gegen die Geſetze der Tabulatur, oder im Inhalt, d. i. gegen

die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichten, begingen. Jeden Sonntag nach dem Nachmittagsgottesdienste wurden die gewöhnlichen Singschulen gehalten, anfangs auf dem Rathhause, nachher, als man sich allein den biblischen Stoffen zuwandte, in der Kirche. Dreimal im Jahr, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, fanden die ordentlichen, bei feierlichen Veranlassungen, z. B. bei der Anwesenheit des Kaisers, fanden außerordentliche Festsingschulen statt. Nach Beendigung der Festschulen pflegten die Sänger sich in einer Weinstube zu vereinigen, wo in demselben Grade frohe Ungebundenheit herrschte, als in der Kirche heiliger Ernst.

Das Handwerksmäßige, was in den sonst hochachtbaren Bestrebungen jener einfachen Schuster, Schneider, Tischler, Seiler, Weber ꝛc. nothwendigerweise die Oberhand gewinnen mußte, hat dem Meistergesange eine Unzahl von Männern zugeführt, die ganz und gar ohne innerlichen Beruf zur Dichtkunst waren. Wer die Regeln der Tabulatur gehörig beachtete und vor anstößigen, d. h. dem Inhalt der Bibel (später dem Lehrbegriff der protestantischen Kirche) widersprechenden Stellen sich hütete, galt als Meister. Dieselbe mechanische Künstlerschaft, der die Meister in ihren Werkstätten nachstrebten (man denke an das Sprichwort: „Nürnberger Hand geht durch's ganze Land"), gewann auch in der Dichtkunst nach und nach immer größere Geltung. An den Fingern wurden die Versmaße von dem dichtenden Sänger regulirt und von den zuhörenden Merkern und Meistern controllirt; die Erfindung neuer, kunstreicher Strophen war ein Hauptaugenmerk; am Ende des 17. Jahrhunderts waren in Nürnberg nicht weniger als 222 Strophenarten in Uebung, von denen manche bis zu hundert mehr oder weniger künstlich verschlungene Verse zählten. Viele davon hatten gar sonderbare Namen: Gelbveieleinweis, Schneckenweis, überkurze Abendrothweis, abgeschiedne Vielsraßweis, fröhliche Studentenweis, englische Zinnweis u. dgl. Unter dem Vorwiegen der Form wurde der Inhalt fast ganz unbedacht gelassen. Freilich wandte man sich den biblischen Stoffen zu, aber ohne Rücksicht auf deren poetischen Gehalt oder poetische Gestaltung. So wurde denn das Meistersängerthum eine Schule für Reimerei beliebiger biblischer Stoffe.

Muß nach alle dem der Meistergesang in der Geschichte der Poesie ein sehr bescheidnes Plätzchen einnehmen, das man neben

dem herrlichen, gleichzeitig grünenden Walde des Volksliedes überſehen kann, ſo iſt derſelbe in der Geſchichte der Cultur des deutſchen Bürgerſtandes von deſto größerer Bedeutung. Nicht ſowohl zur Freude und Ergetzung der Menſchen, ſondern als „das edelſte Erregungsmittel zur Erinnerung göttlicher Wohlthaten und zur Andacht des Herzens" trieben jene Meiſter ihre Singekunſt. Der erhabene, wenn auch nicht gerade richtige Standpunkt gab ihren Beſtrebungen eine eigenthümliche Weihe. Was treibt der deutſche Handwerksmann jetzt an ſeinen freien Abenden und Sonntagen? Er ſitzt daheim und ſorgt mit den Seinen über die fort und fort unſichrer werdende Exiſteuz, oder er nimmt in Bier- und Branntweinſtuben Theil am Kartenſpiel und den politiſchen und theologiſchen Kannegießereien und läßt die Seinen daheim darben oder ſich auf ihre Weiſe vergnügen. Wie trieb es der Meiſterſänger? Wenn er ſeine Tagesarbeit redlich und im Schweiß ſeines Angeſichts vollendet hatte, ſo ſaß er daheim im ſtillen Kämmerlein und ſuchte in der Schrift nach neuen Stoffen, übte alte Töne ein, ſann neuen nach und ließ ſeine Familie ſich daran mitfreuen. Und wenn dann der erſehnte Sonntagsnachmittag herankam, ſo vereinte er ſich im Gotteshauſe mit den andern Meiſtern der Schule zu ehrbarem Wettſtreit, dem die übrigen Bürger der Stadt beiwohnten. Stille und Frieden, wie beim Gottesdienſt, herrſchten auch in dieſen Verſammlungen. Da ſaß auf einem beſondern Gerüſt vorn im Chor das Gemerke, auf dem Singeſtuhl neben der Kanzel ſtand der Sänger, und ringsumher hatten die lauſchenden Meiſter und Zuhörer ihre Plätze eingenommen. Alle drängten ſich nach Beendigung der Singſchule zu dem Gekrönten, um ihn zu beglückwünſchen, und Familie, Verwandtſchaft und Handwerkszunft ſahen ſich in demſelben zugleich mitgeehrt. „Wahrlich, dieſe Sängergeſellſchaften, deren Zweck jeden Eigennutz, jede Niedrigkeit der Geſinnung ausſchloß, die nur durch Freundſchaft und gemeinſames Beſtreben zuſammengehalten wurden, ſind ein ſchöner Beweis von der Tüchtigkeit, dem Gemeingeiſte und der kräftigen Anlage des Bürgerſtandes der Reichsſtädte" (Weber).

Die berühmteſten Meiſterſänger ſind Roſenplüt, Hans Folz und Hans Sachs.

Hans Sachs, der Sohn eines Schneiders, iſt geboren den 5. November 1494 zu Nürnberg. Nachdem er bis zu ſeinem

15. Jahre die lateiniſche Stadtſchule daſelbſt beſucht hatte*), wurde er zu einem Schuhmacher in die Lehre gethan und lernte zugleich die Anfangsgründe des Meiſtergeſanges bei dem Webermeiſter Nunnenbeck, dem berühmteſten Meiſterſänger der damaligen Zeit. In ſeinem 17. Jahre begab er ſich auf eine ſechsjährige Wanderſchaft, auf welcher er die Zwecke ſeines Handwerks wie ſeiner Kunſt gleichmäßig verfolgte. Wohin er kam, beſuchte er auch die Geſangſchulen, ertheilte ſelbſt Unterricht und trug ſeine eignen Geſänge geübten Meiſtern vor. Dabei befleißigte er ſich eines ehrbaren Wandels und kehrte, in Handwerk und Kunſt ein Meiſter geworden, nach einer Wanderung durch faſt ganz Deutſchland 1516 in ſeine Vaterſtadt zurück. Bald machte er ſein Meiſterſtück als Schuhmacher, gründete ſchon 1519 einen eignen Hausſtand und ſtellte mit den Seinigen das Bild einer echt kernigdeutſchen Bürgerfamilie des 16. Jahrhunderts dar, welcher der bald in dieſelbe einziehende Lutherglaube die höhere Weihe gab. Schon 1522 (oder 1523) verherrlichte er den großen Reformator in dem Gedichte „die Wittenbergiſch Nachtigall, die man jetzt höret überall", und bereitete ihm dadurch den Weg in die Herzen vieler ſeiner Mitbürger und ferneren Verehrer.

Seinen Meiſter Nunnenbeck übertraf Hans Sachs ſehr bald; dennoch liegt ſeine Bedeutung für uns ganz und gar nicht auf dem Gebiete des eigentlichen Meiſtergeſanges, ſondern auf dem der poetiſchen Erzählung und des Schauſpiels. Seine Meiſtergeſänge hat der Dichter ſelbſt ſehr gering geachtet, keinen davon hat er zum Druck befördert.

Hans Sachſens poetiſche Erzählungen ſind theils ernſthafter, theils ſcherzhafter Art; jene nennt er in ſeinen Werken „Hiſtori und Geſchicht", dieſe „Fabeln und gute Schwenk"; jene wie dieſe ſind in einem Grade volksthümlich, wie ſonſt nur weniges aus

*) Darüber ſagt er:

Siben Järig, darnach anfieng,
In die Lateiniſch Schule gieng,
Darinn lernt ich Puerilia,
Grammatica vnd Muſica,
Nach ſchlechtem brauch dieſelber zeit,
Solchs alls iſt mir vergeſſen ſeit.

der ganzen deutſchen Litteratur. Allerdings war H. Sachs als Meiſterſänger ein Kunſtdichter; allein er entfremdete ſich dabei nicht, wie faſt alle ſeine Genoſſen, den volksthümlichen Anſchauungen und Formen; er behielt für die Zuſtände des ihn umgebenden Volkslebens ein offenes Auge und Herz, und wußte ſie mit einer Anſchaulichkeit, Lebendigkeit und Treue zu ſchildern, die uns das bürgerliche Leben der damaligen Zeit wie in photographiſchen Bildern ſehen läßt; auch ausländiſche, ihm durch Ueberſetzungen zugänglich gewordene Stoffe verſtand er in geſchickter Weiſe ſeinen Zeitgenoſſen zuzuführen; ſeine langjährige mit aufgeſchloſſenen Sinnen begonnene und vollendete Wanderſchaft hatte ihn dazu tüchtig gemacht. „Hans Sachs erfaßt mit Sicherheit alles, was das Haus, die Ehe, die Familie, was den Verkehr der Menſchen in ihren hundertfachen Beziehungen charakteriſirt; mit ſchlichten, einfachen Worten weiß er zu rühren und zu ergreifen, durch einen unvermutheten Gedanken in Erſtaunen zu ſetzen, durch eine komiſche Wendung unwiderſtehlich zum Lachen fortzureißen“ (Roquette). Alle dieſe Eigenſchaften machen ihn zwar nicht zu einem Dichter erſter Größe; aber er iſt in der That der bedeutendſte Dichter des 16. Jahrhunderts und überragt alle, die im 17. und in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts ſich Dichter zu nennen beliebten und auf den Nürnberger Schuſter mitleidig herabſahen. Die Ungunſt des deutſchen Publikums hat derſelbe noch heut zu erfahren; daher ich nicht vorauszuſetzen wage, daß ſeine Gedichte meinen Leſern bekannt ſind. Eine Probe will ich mittheilen, in der Hoffnung, daß ſie meinen Leſern Luſt machen werde, den wackern Nürnberger näher kennen zu lernen. Ich empfehle zu dem Zwecke: „Hans Sachs. Eine Auswahl aus deſſen Werken“ herausgegeben von G. W. Hopf. 2 Bde. Nürnberg 1856. 1½ Thlr.

Sanct Peter mit der Geiß *).

Als noch auff Erden gieng Chriſtus,
Vnd auch mit jhm wandert Petrus,
Eins tags auß eim Dorff mit jhm gieng,
Bey einer Wegſcheyd Petrus anfieng:
O Herre Gott vnd Meyſter mein,
Mich wundert ſehr der Güte dein,

*) Die Neigung H. Sachſens, den Petrus eine Rolle wie in dieſem Gedicht ſpielen zu laſſen, hängt damit zuſammen, daß dieſer Apoſtel, natürlich unbeſchadet ſeines Anſehens, dem deutſchen Mittelalter eine Figur geworden war, an die ſich der Scherz des Volkes anhing, und findet ſich nicht nur bei andern deutſchen Dichtern, ſondern auch bei Malern und Bildhauern.

Weil du doch Gott allmechtig biſt,
Läſt es doch gehn zu aller friſt
In aller Welt gleich wie es geht,
Wie Habacuck ſagt der Prophet:
Freſel vnd Gewalt geht für recht,
Der Gottloß vbervortheilt ſchlecht
Mit ſchalckheit den Grechten vnd frommen,
Auch könn kein Recht zu end mehr kommen,
Die Lehr gehn durch einander ſehr,
Eben gleich wie die Viſch im Meer,
Da jmmer einer den andern verſchlind
Der böß den guten vberwind,
Deß ſteht es übel an allen enden,
In obern vnd in nidern Ständen,
Deß ſiehſt du zu vnd ſchweygeſt ſtill,
Samb (als ob) kümmer dich die ſach nit vil,
Vnd geh dich eben glat nichts an,
Könſt doch als übel vnderſtan (verhindern),
Nembſt recht in dhand die Herrſchafft dein.
O ſolt ich ein Jar Herr Gott ſein,
Vnd ſolt die Gewalt haben wie du,
Ich wolt anderſt ſchawen darzu,
Führen vil ein beſſer Regiment,
Auff Erderich durch alle Ständt,
Ich wolt ſtewern mit meiner hand
Wucher, Betrug, Krieg, raub vnd brand,
Ich wolt anrichten ein rüwig leben.
Der Herr ſprach: Petre, ſag mir eben:
Meinſt du wolteſt je beſſer regieren,
All ding auff Erd baß ordinieren,
Die frommen ſchützn, die böſen plagen?
Sanct Peter thet hinwider ſagen:
Ja es müſt in der Welt baß ſtehn,
Nit alſo durch einander gehn,
Ich wolt vil beſſer Ordnung halten.
Der Herr ſprach: Nun ſo muſt verwalten,
Petre, die hohen Herrſchafft mein,
Heut den Tag ſolt du Herr Gott ſein,
Schaff vnd gebeut als was du wilt,
Sey hart, ſtreng, gütig oder milt,
Gib auß den Flnch oder den Segen,
Gib ſchön Wetter, Wind oder Regen,
Du magſt ſtraffen oder belohnen,
Plagen, ſchützen oder verſchonen,
In ſumma mein gantz Regiment
Sey heut den Tag in deiner Händ!
Darmit reichet der Herr ſein Stab
Petro, den in ſein Hände gab.
Petrus war deß gar wolgemut,
Daucht ſich der Herrligkeit ſehr gut.
In dem kam her ein armes Weib
Gantz dürr, mager vnd bleich von Leib,
Barfuß in eim zerriſſen Kleyd,
Die trieb jhr Geiß hin auff die Weyd.
Da ſie mit auff die Wegſcheyd kam,
Sprach ſie: Geh hin in Gottes Nam,
Gott bhüt und bſchütz dich immerdar,
Das dir kein übel widerfahr
Von Wolffen oder Vngewitter,
Waim ich kann warlich je nit mit dir,
Ich muß arbeiten das Taglohn,
Heint ich ſonſt nichts zu eſſen hon (hab)
Daheim mit meinen kleinen Kinden.
Nun geh hin wo du Weyd thuſt finden,
Gott der bhüt dich mit ſeiner Händ.
Mit dem die Fraw widerumb wend
Ins Dorff, ſo gieng die Gaiß jhr ſtraß.
Der Herr zu Petro ſagen was (war):
Petre, haſt das Gebet der Armen
Gehört? du muſt dich jhr erbarmen,
Weil ja den Tag biſt Herr Gott du,
So ſtehet dir auch billich zu,
Daß du die Gaiß nembſt in dein hut,
Wie ſie von hertzen bitten thut,
Vnd behüt ſie den gantzen Tag,
Daß ſie ſich nicht verjrr im Hag,
Nit fall noch mög geſtolen wern,
Noch ſie zerreiſſen Wolff noch Bern,
Das auff den Abend widerumb
Die Gaiß vnbeſchedigt heimkumb
Der armen Frawen in jhr Hauß,
Geh hin vnd richt die ſach vol auß.
Petrus namb nach deß Herren wort
Die Gaiß in ſein hut an dem ort,
Vnd trieb ſie an die Weyd hindan,
Sich fieng Sanct Peters vnrhu an.
Die Gaiß war mutig, jung vnd frech,
Vnd bliebe gar nit in der nech (Nähe),
Loff auff der Weyde hin vnd wider,
Stieg ein Berg auff den andern nider,

Vnd ſchloff (von ſchleiffen = ſchleichen, leiſe gehn) hin vnd her durch die ſtauden,
Petrus mit ächzen, blaſn vnd ſchnauden (Schnauben)
Muſt jmmer nachtrollen der Gaiß,
Vnd ſchien die Sonn gar über haiß,
Der ſchweiß über ſein Leib abran,
Mit vnrhu verzehrt der alte Mann
Den tag, biß auff den Abend ſpat,
Machtloß, hellig (verfallen), gantz müd vnd math,
Die Gaiß widerumb heimhin bracht.
Der Herr ſach Petrum an vnd lacht,
Sprach: Petre wilt mein Regiment
Noch lengr bhaltn in deiner Händt?
Petrus ſprach: Lieber Herre mein,
Nimb wider hin den Stabe dein,
Vnd dein gwalt, ich beger mit nichten
Forthin dein Ampt mehr außzurichten.
Ich merck das mein Weißheit kaum töcht,
Das ich ein Gaiß regieren möcht
Mit groſſer angſt, müh vnd arbeit.
O Herr vergib mir mein Thorheit,
Ich will fort der Regierung dein
Weil ich leb, nit mehr reden ein.
Der Herr ſprach: Petre daſſelb thu,
So lebſt du fort mit ſtiller rhu,
Vnd vertraw mir in meine Händt
Das allmechtige Regiment.

An dieſe aus Hopf genommene Probe mögen einige Bemerkungen über die Orthographie und das Versmaß H. Sachſens angeſchloſſen ſein. Vor allem ſpringt in die Augen, daß die Schreibweiſe ſehr ungleichmäßig iſt. Die Subſtantive z. B. ſind bald mit einem großen, bald mit einem kleinen Anfangsbuchſtaben, die Adjective öfters mit einem großen Anfangsbuchſtaben geſchrieben. Die ſpätere orthographiſche Regel, die Subſtantive mit einem großen Anfangsbuchſtaben zu ſchreiben, kennt H. Sachs nicht. Durchgängig wendet er den großen Anfangsbuchſtaben bei den Eigennamen an, faſt durchgängig bei den Gattungsnamen, häufig da, wo er ein Subſtantiv oder Adjectiv hervorheben will; die abſtracten Subſtantive erhalten im ganzen noch den kleinen Anfangsbuchſtaben. Damit veranſchaulicht er uns den Gang, welchen die Großſchreibung im 15.—17. Jahrh. genommen hat*). Sehr ſchwankend iſt die Schreibung des Diphthongen **ei**, ſehr unſicher der Gebrauch des **ſ**, **ſſ** und **ß**. Die aus dem lateiniſchen überkommene ältere Regel über die Setzung des **v** und **u** (**v** zu Anfang, **u** in der Mitte des Wortes) iſt bereits verwiſcht. Das Jod (**j**) dient als Zeichen für das lange **i** (je iſt ie, jmer iſt iemer zu leſen). Die Conſonanten **d**, **t**, **g** werden öfter fälſchlich verdoppelt in **dt**, **tt**, **gk**; nach **m** ſteht ſtatt der jetzigen Verdoppelung häufig **b** oder **p** (frembd, kompt), das übrigens in

*) Der große Sprachforſcher Grimm hält unſre jetzige Großſchreibung für Pedanterie. — Man ſollte wenigſtens vor der Hand den Gebrauch der großen Anfangsbuchſtaben nicht ſo viel als möglich erweitern, ſondern beſchränken.

umb, Ampt u. a. (ahd. umbi, ambahti) berechtigt ist*). Der Gebrauch des anlautenden f und v hat sich noch nicht fixirt (im Mhd. stand f nach langen Vocalen in- und auslautend, v anlautend); in- und auslautend schreibt H. Sachs nach der Weise des 16. und 17. Jahrh. fast überall ff (schlaffen für schlafen). Das Dehnungs-H findet sich häufig vor dem langen Vocal, wo es sich in unserer jetzigen Schreibweise nur bei dem Th erhalten hat. Im ganzen folgt H. Sachs mit seiner Schreibweise, wie mit seinem deutschen Ausdruck den Entwicklungen seines großen Vorbildes, Luthers; demnächst mögen Ulrich von Huttens — des großen, unermüdlichen Kämpfers für deutsche Freiheit, deutsches Recht, deutsche Sitte gegenüber den Eingriffen der Römlinge — deutsche Schriften bedeutenden Einfluß auf H. Sachs geübt haben. Häufig wird H. Sachsens (wie Luthers) Aussprache und Schreibung in willkürlicher Weise bestimmt durch Reim und Versmaaß.

H. Sachs hat, seine Meistergesänge und geistlichen Dichtungen ausgenommen, eigentlich nur ein Versmaß, und dieses ist nichts anderes als eine Verschlechterung der altdeutschen Reimpaare. Hans Sachs wägt die Silben nicht mehr, sondern er zählt sie bloß; daher Verse, wie dieser:

„Auf dén Tannén wachsén Krapffén",

in welchem jedesmal der Ton auf die tonlose Silbe fällt. So verwildert fand übrigens H. Sachs seinen Lieblingsvers, den man im 17. Jahrh. Knittelvers genannt hat, schon vor, und durch seine gemüthvollen Dichtungen hat er eine gewisse Classicität erlangt. Göthe, dem wir zumeist den wiedererweckten H. Sachs verdanken, wandte auch dessen Vers öfter an („Als noch, verkannt und sehr gering, Unser Herr auf der Erde ging"); Uhland („Als Kaiser Rothbart lobesam"), Rückert („Es ging ein Mann im Syrerland") u. a. thaten dasselbe; und es ist nicht zu verkennen, daß zu erzählenden Gedichten, namentlich wenn sie humoristischer Natur sind, der Knittelvers sich außerordentlich eignet. Welcher Lebendigkeit er bei freierer Handhabung fähig ist, das zeigt Uhlands Gedicht: „Der weiße Hirsch."

*) Es ist zu beklagen, daß dieses berechtigte b (ƀ) in Eimer untergegangen ist. Früher lautete dieses Wort einpar, und bezeichnete so deutlich ein tragbares (bar, par von beran, peran, tragen) Gefäß mit einer Handhabe, wie Zuber (zuipar) ein solches Gefäß mit zwei Handhaben bezeichnet.

Hier müſſen wir eines Mannes gedenken, der, obgleich er ſelbſt ein ſehr mittelmäßiger Dichter iſt, in der Geſchichte der Poeſie als „der Vater und Wiederherſteller der Dichtkunſt“ bezeichnet wird. Es iſt Martin Opitz von Boberfeld. Ihm gebührt die Ehre, den verwilderten Vers der vorangegangenen Jahrhunderte durch die Entdeckung und Geltendmachung des einfachen Geſetzes verdrängt zu haben, daß in der deutſchen Sprache der Accent eine Sylbe lang mache, daß alſo die Versmaße der Griechen und Römer (aber nur die einfachſten, die Jamben und Trochäen) durch den regelmäßigen Wechſel von Hebung und Senkung nachzuahmen ſeien. („Die deutſche Poeterei“ 1624.) Außerdem hat Opitz das Verdienſt, daß er die deutſche Poeſie (wenigſtens Poeterei) bei ſeinen gelehrten Zeitgenoſſen zu einiger Ehre brachte und den Werth der Nachahmung der Alten durch eigne Leiſtungen ans Licht ſtellte. Damit freilich leitete er die Periode der deutſchen Dichtkunſt ein, in welcher man auch „die Nachahmungen der nachgeahmten Nachahmung noch einmal nachahmte.“ — Wir kehren zu H. Sachs zurück.

Hans Sachs tritt mit ſeinen Anſchauungen aus dem engen bürgerlichen Kreiſe, dem er ſeiner Herkunft und ſeinem Stande nach angehört, nicht heraus; was in dieſen Kreis nicht gehört, das zieht er hinein, und in ſeinem reichen Gemüth bricht es ſich derart, daß bei ihm Römer und Griechen, Fürſten und Ritter, alt- und neuteſtamentliche Perſönlichkeiten, Heilige und Engel, ſelbſt Gott der Vater in der Geſtalt, Denk-, Handlungs- und Redeweiſe einfacher Nürnberger Bürgersleute des 16. Jahrhunderts erſcheinen. Das zeigt ſich, wie wir ſogleich ſehen werden, am deutlichſten in ſeinen dramatiſchen Gedichten. H. Sachs hat überhaupt 208 Dramen geſchrieben, unter denen manches ganz Unbedeutende, manches höchſt Werthvolle iſt. Im ganzen ſind diejenigen Dramen gelungener, zu denen er den Stoff unmittelbar aus dem ihn umgebenden reichen reichsſtädtiſchen Leben nahm. Aber auch unter ſeinen bibliſchen Dramen iſt wenigſtens eins ausgezeichnet: „Die vngleichen Kinder Evä wie ſie Gott der Herr anredt.“

Es tritt da vor Beginn des eigentlichen Dramas ein „Ehrnhold“ auf, den Gäſten „Heyl und Genad von Gott dem Herren“ wünſchend und ſie mit dem Inhalt des Stückes vorläufig bekannt machend. Eva eröffnet das Drama. Sie klagt ſich an, daß ſie gefolgt „den ſchmeichelhaffting ſüſſen worten der Helliſch Sathaniſchen

Schlangen", und bejammert das daraus entſtandne Elend. Adam, von der Feldarbeit kommend, tröſtet ſie mit dem Hinweis auf die einſtige Erlöſung durch „des Weibs gebenedeyten Sam"; ein ihm von Gabriel verkündigter Feſtbeſuch Gottes gilt ihm als Unterpfand der göttlichen Gnade; für den bevorſtehenden Beſuch ordnet er an:

Darumb ſo thu die Kinder baden,
Strel jn*), vnd ſchmück ſie alleſand,
Vnd leg jn an jr Feyrgewand,
Kere das Hauß, vnd ſtrew ein Graß**),
Auf daß es hierinn ſchmeck deſt baß,
Wenn Gott der Herr kommt morgen rein
Mit den lieben Engelen ſein.

Der Auftrag an Abel, „den lieben Sun", den „auff der Gaß vmbſchnurrenden" Cain zu ſuchen, beſchließt den erſten Akt.

Ein höchſt charakteriſtiſches Geſpräch zwiſchen Cain und Abel eröffnet den zweiten. Cain ſpricht endlich:

Wenn ich nicht förcht die Ruten mehr,
Denn Gottes ghorſam, forcht vnd Ehr,
So blib ich in der Gaß herunden
Kem noch nicht heym in zweyen ſtunden.

Gewaſchen zu werden, weigert er ſich, und die ſchwache Mutter giebt nach:

So komb Abel laß waſchen dich,
Sampt andern Kindern ghorſamlich,
Wenn der Herr morgen ein wird gahn,
Daß jr ſauber vor ihm thut ſtahn,
So wird der Herr den Cain finden
Mit andern vngehorſam Kinden
Vnlnſtig, zottet wie die Sew,
Sam***) ſind ſie gliegen in der Strew,
Ein wüſte zerhaderte†) Rott.

Nun erſcheint der Herr nebſt zwei Engeln in der Familie und ſpricht, nachdem er von den Eltern und Kindern bewillkommnet iſt:

„Saget mir her, wie künd jr beten?"

Abel, Seth, Jared, Enoch, Mathuſalach und Lamech, die in dem Drama als die „ſechs gehorſam Sön Eve" bezeichnet ſind, beten

*) kämme ſie.
**) klein gehackte Fichten- oder Tannenzweige.
***) als wenn.
†) zerlumpte.

nun nach einander eine Umſchreibung des Vaterunſers, worauf ſie der Herr über einige Stücke des Gebeteten zu prüfen anfängt; darauf läßt er ſie die zehn Gebote nebſt der Luther'ſchen Erklärung herſagen, den Glauben bekennen und thut wieder einige einſchlagende Fragen. Nachdem die gehorſamen Söhne in allen Stücken wohl beſtanden haben, ſpricht der Herr:

Ihr Kindlein köndt meine wort,
Nun faret darinn jmmer fort
Darzu wil ich geben mein Geiſt,
Der euch lehret, tröſtet vnd ſpeiſt,
Daß jr kompt zum ewigen Leben,
Wil auch in diſer zeit euch geben
Glück vnd heyl auff diſer Erden,
Daß groß Leut auß euch ſollen werden,
Als König, Fürſten vnd Potentaten,
Gelehrt, Prediger vnd Prelaten,
Auff daß in ehren werd erkand
Ewer Nam ruhmreich in all Land,
Darzu ſo habt auch meinen Segen
Der bleib auff euch jetzt vnd allwegen.

Der vierte Actus enthält die Prüfung der „ſechs vngerathen Sön Eve", des Cain, Dathan, Achan, Nabal, Eſaw, Nemrot. Cain eröffnet ihn mit den Worten:

Wie ſoll wir armen Schlucker thon,
Wenn vns der Herr auch redet on,
Daß wir jm ſollen antwort geben
Vom Glauben, Gebet, Gebot vnd Leben?
Ich weiß jm zu antworten nicht.

Trotziger noch als Cain erſcheinen die übrigen ungerathnen Söhne, deren bibliſcher Charakter mit treffender Treue in wenigen Worten ſich zeichnet; der Satan beſtärkt ſie in ihrem Trotz:

Jr ſeid all vnter meinen Fannen (Fahnen),
Darumb kehrt euch nur nicht an Gott,
Veracht ſeine Wort vnd gebot,
Ich bin ein Fürſt der gantzen Welt,
Kan ſchaffen euch gwalt, Ehr vnd Gelt,
Da mögt jr allm wolluſt nachlauffen,
Spilen, Bulen, Freſſen vnd Sauffen,
Vnd euch der jungen tag wol nieten (erfreuen),
Thut vnſerm Herr Gott den trutz bieten.
Seyd auch vnghorſam Mutter vnd Vater,

Ich will wol ſein ewer wolthater,
Euch genug ſchaffen hie auff Erdt,
Alls was nur ewer Hertz begert.

In der nun beginnenden Prüfung beſtehen die ungerathnen Söhne nicht. Cain betet das Vaterunſer ſo:

O Vater Himmel vnſer,
Laß vns allhie dein Reich geſchehen
In Himmel vnd in Erden ſehen;
Gib vns Schuld, vnd täglich vil Brodt,
Vnd alles übel, angſt vnd not, Amen.

Dathan kann den Glauben, Nabal die zehn Gebote nicht herſagen; Achan, Eſaw und Nemrot vermögen die ihnen vorgelegten Fragen nicht zu beantworten. Gegen den Schluß ſpricht der Herr ſeinen Tadel über ſie aus und giebt Abel das Amt, die Brüder beſſer zu unterrichten.

Die Ermordung Abels durch den vom Satan angereizten Cain bildet den Inhalt des letzten Actes. Engel begraben den Ermordeten, an deſſen Stelle als Erſtgebornen der Herr den klagenden Eltern den Seth beſtellt. Der Ehrnhold beſchließt das Drama, aus dem er „vier ſchöne lehren" zieht.

Dieſer kurz dargelegte Gedankengang des Dramas nebſt eingewebten Stücken desſelben ſoll meinen Leſern das Drama ſelbſt nicht überflüſſig machen, ſondern nur die Grundlage abgeben für die folgende Darſtellung*).

Das vorliegende Drama hat einige Thatſachen der heiligen Geſchichte zu ſeiner Grundlage, namentlich den Sündenfall und Cains Brudermord. Auf bibliſcher Grundlage ruhen außerdem eine größere Anzahl von H. Sachſens Dramen.

In dieſer Rückſicht bringt Hans Sachs die erſten dramatiſchen Leiſtungen der Deutſchen zur Vollendung und zum Abſchluß. Das deutſche Drama nämlich hat ſeinen Anfang genommen an Thatſachen der heiligen Geſchichte — in der Kirche. Was vielleicht der eine oder andere meiner Leſer ſelbſt noch gehört und geſehen hat, die rohe dramatiſche Aufführung der Paſſionsgeſchichte durch Glieder einer kirch-

*) Von den „ungleichen Kindern Evä" iſt eine mit guten Holzſchnitten verſehene Ausgabe bei Naumann in Leipzig und Dresden erſchienen, aus der obige Citate genommen ſind. Dieſe Ausgabe iſt ſehr empfehlenswerth, koſtet aber einen Thaler.

lichen Gemeinde: das ist eine im 12. Jahrhundert aufgekommene Sitte. Man pflegte damals um Ostern die Leidensgeschichte des Herrn durch mehrere Personen erst lesend, später singend vortragen zu lassen. Bei dieser, mit der Würde des Gotteshauses nach unsern Begriffen allenfalls noch verträglichen Weise blieb man aber nicht stehen; sondern der einfache Text der Evangelien wurde verkürzt, erweitert, in Verse gebracht, mit andern Geschichten der Schrift oder der Legende in Beziehung gesetzt; man gestattete den Vortragenden eine entsprechende Kleidung und äußerliche Handlung und ließ sich dergleichen Darstellungen (Mysterien) auch an andern hohen Festen gern gefallen.

Jene eigenthümliche, an den seltsamsten Gegensätzen so reiche Zeit des Mittelalters, die das Heiligste mit dem keckſten Spott zu behandeln sich unterstand, um sogleich im tiefsten Bangen um der Seelen Seligkeit alles Irdische zu vergessen, jene Zeit gestattete sogar dem Lustigmacher einen Platz in jenen ernsten geistlichen Schauspielen. Das Wohlgefallen des derben Volkes gerade an dieser Figur öffnete den geistlichen Schauspielen die Märkte und Privathäuser, und es entstand so nach und nach eine Art von Schauspielen, in denen das Grobkomische in demselben Grade vorwiegend war, wie in jenen geistlichen Schauspielen das Ernste. Das ist die Entstehung der sogenannten Fastnachtsspiele*). Wie die Mysterien fand H. Sachs auch die Fastnachtsspiele vor, seinem heitern Sinn entsprachen sie, und sein poetischer Genius schuf eine nicht geringe Anzahl neuer, zu denen gerade seine vorzüglichsten Leistungen gehören. An die Derbheit dieser Fastnachtsspiele darf man sich freilich nicht stoßen; aber sie sind ausgezeichnet durch rasche Handlung, lebendiges Wechselgespräch, Treue der Personen- und Zuständezeichnung und einen unergründlichen Humor. Als die besten gelten: „Der fahrende Schüler im Paradies", „der Ketzermeister mit den viel Kesselsuppen", „das Narrenschneiden", „der Krämerkorb", „der Roßdieb zu Fünfing."

Auf der biblischen Grundlage bewegt sich H. Sachs in seinen Dramen mit der allergrößten Freiheit. Nicht zwar, daß er den Grundcharakter der biblischen Personen änderte — das wäre nach dem Ausdruck der Meistersänger „falsche" oder „blinde Meinung"

*) Es möge hier unten beiläufig bemerkt werden, daß „Fastnacht" mit dem Zeitwort „fasten" oder dem Hauptwort „die Fast" (gen. „der Fasten") etymologisch nichts zu thun hat. Die ältern Urkunden bis zu Hans Sachs schreiben Fasnacht (Vasnacht); und daher mag das Wort wie Fasching abzuleiten sein von fasen (vasen, davon faseln) d. i. ausschweifen.

geweſen — wohl aber läßt er nicht nur Perſonen, Zuſtände, Anſchauungen, die der Zeit nach weit auseinander liegen, mit der ſorgloſeſten Naivität in ein und demſelben Drama ſich einen; ſondern die Perſonen, die er auftreten läßt, die Zuſtände, die er ſchildert, die Anſchauungen, die er vertreten ſein läßt, ſind Perſonen, Zuſtände und Anſchauungen ſeines Jahrhunderts. Ohne Aengſtlichkeit läßt er Methuſalach, Lamech, Achan ꝛc. der erſten Eltern Kinder ſein; Adam und Eva benehmen ſich ganz ſo, wie Hans Sachs ſelbſt und ſein Weib ſich mögen benommen haben; Gott der Herr tritt ganz ſo auf wie ein lutheriſcher Paſtor des 16. Jahrhunderts; die gehorſamen Söhne der Ureltern beten das Vaterunſer und ſogar den lutheriſchen Katechismus; Dathan wünſcht ſich Würfel, Karten und Brettſpiel; Achan befürchtet, daß er durch die h. Schrift ſich vergiften könne mit mancherlei Ketzerei und Schwärmerei. So haben wir denn in dieſer Comedia „ein treues Bild eines Bürgerhauſes aus dem 16. Jahrhundert mit ſeiner Frömmigkeit, ſtrengen Kinderzucht, Ordnungsliebe und Reinlichkeit auch im Aeußern vor uns", und ſchon deshalb iſt die Comedia des wiederholten Leſens werth. Daran, daß Cain das Vaterunſer in verdrehteſter Weiſe herſagt, und an ähnliche Dinge, die auf uns allerdings den Eindruck des Unſtatthaften machen, hat man ſich nicht zu ſtoßen. Es erinnert das an die derbe Ehrlichkeit des 16. Jahrhunderts, deren Anſchauung um ſo wohlthätiger auf uns wirken muß, je weiter wir davon entfernt ſind. Unbeſtritten iſt die eigne Behauptung unſers Poeten, daß er in ſeinen Gedichten alles, was Sitte und Recht zuwiderlaufe, ausgeſchloſſen habe.

H. Sachs wird als der Schöpfer des deutſchen Dramas angeſehen, weil durch ſeine Leiſtungen das Drama zu einer für ſich beſtehenden Kunſtgattung wurde. Dieſe Leiſtungen ſind wohl in der kunſtmäßigen Form, nie aber in ihrem echtdeutſchen Gehalte übertroffen worden, auch nicht durch Leſſings Minna von Barnhelm, die übrigens, wie wir ſchon bemerkt haben, das erſte deutſche Drama iſt, in welchem der deutſche Geiſt wieder zu ſeinem Rechte gekommen iſt. Alles zwiſchen H. Sachs und Leſſing Liegende iſt ſchon längſt vergeſſen. Mögen ſie beide uns bleiben!

H. Sachs iſt der fruchtbarſte deutſche Dichter. Er ſchrieb 208 Dramen und überhaupt 6048 Gedichte.

Darunter ſind auch 22 geiſtliche Lieder, von denen „Warum betrübſt du dich mein Herz“ mit der durch den Dichter ſelbſt umgeänderten, urſprünglich weltlichen Melodie allbekannt iſt. Uebrigens hat die Autorſchaft H. Sachſens in Bezug auf dieſes Lied noch nie nachgewieſen werden können.

Seine Production iſt alſo ganz ungeheuer, und wir müſſen ſie umſomehr anſtaunen, wenn wir daran denken, daß allein ſein Schuhmacherhandwerk ihn und ſeine ſieben Kinder ernährte. Welcher Fleiß muß in dem Manne geweſen ſein, aus deſſen Gedichten man zu dem Schluſſe ſich berechtigt glaubt, daß keins der in deutſcher Sprache damals vorhandnen Bücher von ihm ungeleſen geblieben ſein könne! Dabei erreichte er ein hohes Alter, überlebte alle ſeine Kinder, heirathete als 67jähriger Greis noch einmal, und zwar ein 17jähriges Mädchen, und blieb geiſtesfriſch bis gegen ſein 80. Lebensjahr. Dann nahmen ſeine Leibes- und Geiſteskräfte ſchnell ab. Ein Zeitgenoſſe, deſſen Glaubwürdigkeit übrigens jetzt ſehr angezweifelt wird, erzählt von ihm, er habe in ſeinen letzten Lebenstagen geiſtesſchwach und des Gehörs und Sprachvermögens beraubt, in ſtiller Verſchloſſenheit vor ſeinem Buche geſeſſen, ſein weißes Haupt nur vorübergehend dem Fragenden zugewandt und dann wieder emſig fortgeleſen. Er ſtarb den 25. Januar 1576.

In der von ihm ſelbſt veranſtalteten Ausgabe ſeiner Werke finden ſich die Verſe:

Gott ſei lob, der mir ſendt herab
So miltiglich die Gottes gab,
Als einem vngelehrten Mann,
Der weder Latein noch Griechiſch kann;
Daß mein Gedicht grün, blü vnd wachs
Vnd vil frücht bring, das wünſcht Hans Sachs.

Das wünſchen wir auch und ſcheiden damit von dieſem ſeltnen Manne, deſſen Name Gattungsname für alle ſogenannten Naturdichter geworden iſt*), um einen ihm vielfach verwandten Geiſt des 18. Jahrh. kennen zu lernen.

*) Die bekannteſten Hans Sachſe der ſpätern Zeit ſind: der Schäfer David Claus, deſſen Gedichte durch Gleim bekannt wurden; der Stadtflaſchner Grübel (§. 23); der Drechsler Hirz, der ſich in der elſäſſiſchen Mundart verſucht hat; der „Einſiedler auf der Rothenburg“, Beyer; der Schneidermeiſter Worch in Berlin, ein Mansfelder; der Drechslermeiſter Karl Weiſe, der „Hans Sachs von Freienwalde“ u. a.

§. 36. Christian Fürchtegott Gellert. — Die Fabel.

Die ganze lange Zeit von Hans Sachs bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts hat, wie nichts wahrhaft Poetisches*), so, die erbaulichen Schriften eines Arnd, Scriver, Müller und die Kirchenlieder eines Heermann, Gerhard und anderer ausgenommen, nichts wahrhaft Volksmäßiges erzeugt. Auf der Grenzscheide der alten und neuen Zeit, von dieser leise berührt, steht Gellert, der, ein gelehrter Professor, doch in gewissem Sinne der Hans Sachs des 18. Jahrhunderts genannt werden kann**). Wie Sachs, so ist Gellert ein treuer Spiegel seiner Zeit; wie Sachs, so hat Gellert das mitlebende Volk förmlich gefangen genommen; wie Sachs, so ist Gellert nur ein Dichter zweiten Ranges; wie Sachs, so legt Gellert den Hauptzweck der Poesie in das Lehrhafte; wie bei Sachs, so finden sich bei Gellert hauptsächlich Fabeln, Erzählungen, Schwänke, Lieder und Dramen; denn was Gellert als Professor der Moral sonst geschrieben hat (moralische Vorlesungen ꝛc.), kann hier ebenso wenig in Betracht kommen, als des Nürnberger Meisters Stiefeln und Schuh. Die in Sachs sich ausprägende gesunde Derbheit des 16. Jahrhunderts, und der Umstand, daß er nach Stand und Herzen dem Volke allein und ganz angehört, erheben ihn als Volksdichter noch über Gellert.

Gellerts dramatische Arbeiten sind bereits der Vergessenheit anheimgefallen; seine Lieder aber, die längere Zeit die Gesangbücher buchstäblich beherrschten, leben, wenigstens zum Theil, noch in unsern Gesangbüchern; am bedeutendsten ist er durch seine „Fabeln und Erzählungen", die seit 1746 fast unzählige Mal gedruckt und in viele Sprachen, selbst in das Hebräische übersetzt sind. Kein poetisches Buch des 18. Jahrhunderts ist mehr gelesen worden, als dieses. Es ist ein Volksbuch im umfassendsten Sinne des Wortes; sofern es der Gelehrte und Ungelehrte, der Fürst und der Bauer, der Lehr-, Nähr-

*) Wir sehen dabei, wie sich von selbst versteht, ab von den zum Theil wunderlieblichen lateinischen Dichtungen der Jesuiten; auch wenn dieselben deutsches Leben, deutsche Geschichte und Natur zum Inhalt haben.

**) Die Angaben über Gellerts Geburtsjahr schwanken zwischen 1715—17. Er ist geboren zu Haynichen bei Freiberg im sächsischen Erzgebirge, gebildet auf der Fürstenschule zu Meißen und der Universität Leipzig, gestorben daselbst als außerordentlicher Professor der Moral 1769.

und Wehrſtand, der Proteſtant, Katholik und Jude mit gleicher Theilnahme las. Noch bis heute iſt es in vielen Häuſern neben dem Geſangbuche das einzige poetiſche Buch. Wenn man mit dieſen unbeſtreitbaren Thatſachen die Urtheile unſerer Kunſtrichter vergleicht, ſo findet ſich ein auffallender Widerſpruch. Vilmar z. B. urtheilt ſo: „Ihrer Grundlage nach ſind dieſe Fabeln und Erzählungen faſt ohne Ausnahme, der Form nach, gottſchediſch: anſchauliche Deutlichkeit zu erreichen, dieſe geprieſene Eigenſchaft wie der Wolfiſchen Philoſophie, ſo der Gottſchediſchen Poeſie, iſt ihr Beſtreben, ſo ſehr, daß ſie, zehn gegen eine zu rechnen, überdeutlich, redſelig, geſchwätzig, platt und gewöhnlich werden; von echter Naturpoeſie iſt keine Spur mehr vorhanden; die Thiere, die noch auftreten, ſind nicht allein verkleidete Menſchen, ſondern auch modiſch verſchnörkelte Menſchen; der Scherz hat in dieſen Fabeln eine ſo langweilig-ſpaßhafte und ſpaßhaft-langweilige Miene, daß man eher über das Geſichterſchneiden, was den Scherz begleitet, als über den Scherz ſelbſt, lachen kann. — Wahrhafte Poeſie wird durchgehends in keiner Gellertſchen Fabel, poetiſche Züge werden nur in ſehr wenigen zu finden ſein.“ — Hiemit ſtimmen alle urtheilsfähigen Männer überein; und ſo drängt ſich die Frage auf, wie es doch zugegangen ſei, daß die Gellertſchen Fabeln und Erzählungen ſo ungemeinen, nachhaltigen Beifall finden konnten? Die Frage hat mehrere Antworten. Gellert war der hochgeachtetſte Lehrer ſeiner Zeit. Die ganze Studentenſchaft Leipzigs hing an ihm, dem theilnehmenden, ſich aufopfernden, die Bedürfniſſe ſeiner Zuhörer kennenden und zu Herzen nehmenden Lehrer mit ſeltner Liebe; die Bürgerſchaft ehrte den frommen, edeln, wohlthätigen Mann, deſſen äußerliches Anſehen faſt Mitleid erregte; ein Bauer aus der Umgegend von Leipzig machte ihm ein vierſpänniges Fuder Buchenholz und der Prinz Heinrich von Preußen ein Reitpferd zum Geſchenk wegen des Liedes: „Ich hab in guten Stunden ꝛc.“; ſein Kurfürſt und Friedrich der Große von Preußen ehrten ihn*). Dieſe allſeitige Verehrung nun, welche Gellert wegen ſeiner Berufstreue, Milde und Demuth genoß, übertrug ſich auch auf ſeine Dichtungen, die ſelbſt von Seiten Leſſings Anerkennung fanden. Daß ſie auch

*) Friedrich d. G., der Leſſing unbeachtet ließ, nannte Gellert „den vernünftigſten unter den deutſchen Gelehrten.“

noch in unsrer Zeit in weiten Kreisen gelesen und gelernt werden, hat einen andern Grund. Die Begreiflichkeit der in ihnen zur Darstellung kommenden Stoffe, die Durchsichtigkeit des Inhaltes, die Einfachheit des Rhythmus (Gellert gebraucht fast nur jambische Verse und meist ohne Strophenbau), die behagliche Breite der Darstellung, der unschuldige Scherz, die zahme Satire, die Anschaulichkeit und die nicht selten hervortretende Lebendigkeit der Erzählungen sichern jenen Dichtungen fort und fort da einen Platz, wo für eigentliche Poesie kein Verständniß ist. Der einfache Bürger und Bauer stellt sie noch heute über alles, was Klopstock, Schiller und Göthe geschaffen haben; und es ist gewiß eine Verirrung, wenn unsre Volksschullesebücher in dem Streben nach klassischem Inhalt unsern hausbackenen Gellert fast ganz vergessen haben. Dem Lehrer muß Gellert noch deswegen lieb sein, weil sich in ihm, was die Geschichte der Poesie betrifft, der Uebergang von dem steifen Gottsched zu dem schwungvollen Klopstock abbildet, und, was noch höher anzuschlagen ist: in Gellerts Fabeln und Erzählungen findet er ein treues Abbild der Sitten und Anschauungen des Gellertschen Zeitalters bis auf das Einzelnste.

„Fabeln und Erzählungen" nannte Gellert die in Rede stehenden Gedichte. Ein wesentlicher Unterschied zwischen seinen Fabeln und Erzählungen ist nicht zu erkennen. Nur dies ist durchschlagend, daß in den Fabeln Thiere, in den Erzählungen, die öfter zum zahmen Schwank werden, Menschen redend und handelnd auftreten. Eine meist sehr lange Nutzanwendung ist sowohl den Fabeln als den Erzählungen angehängt oder vorgesetzt.

Wenn man mit Lessings, des größten Kunstrichters Maßstabe an Gellerts Fabeln heranträte, so möchte vielleicht keine von ihnen das Prädicat einer guten Fabel behalten können. Lessing sagt: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besondern Fall zurückführen, diesem besondern Falle die Wirklichkeit ertheilen und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt: so heißt diese Erdichtung eine Fabel." — Der „allgemeine moralische Satz", der Endzweck der Fabel, findet sich in Gellerts Fabeln, sonst würden sie den Namen Fabel gar nicht verdienen; häufig aber ist dieser Satz, der gewöhnlich ausgesprochen und ans Ende der Fabel gestellt wird, gar zu unbestimmt, noch häufiger zu einer gar zu breiten Nutzanwendung ausgesponnen. Neben der

Darſtellung dieſes Satzes verfolgt aber Gellert — und das gerade hat nicht wenig zur Verbreitung ſeiner Fabeln beigetragen — noch eine Nebenabſicht: er will offenbar durch ſeine Fabeln beluſtigen. Er ahmte darin dem berühmten franzöſiſchen Fabeldichter La Fontaine nach, welcher, obwohl er wußte, daß die Kürze die Seele der Fabel ſei, und für ihren vornehmſten Schmuck den hielt, ganz und gar keinen Schmuck zu haben, dennoch, in der Meinung, ſeine Sprache geſtatte jene zierliche Präciſion und außerordentliche Kürze der alten Fabel nicht, ſeine Fabeln durch Luſtigkeit aufzuſtützen ſuchte. Ganz anders Leſſing. Er hatte ſein Augenmerk nur immer auf dieſe oder jene Sittenlehre und glaubte, ſeine Erdichtungen nicht kurz, nicht trocken genug aufſchreiben zu können.

Damit kehrte Leſſing zur alten ſog. Aeſopiſchen Fabel zurück. Aeſopus, ein Phrygier, lebte um 570 v. Chr. Eine nach ihm benannte Fabelſammlung in griechiſcher Sprache hat ſich bis heute erhalten. Ob alle Fabeln dieſer Sammlung von ihm herrühren, und ob Aeſop ſelbſt dieſe Fabeln aufgeſchrieben hat, iſt ſehr zweifelhaft. — Ein andrer berühmter Fabeldichter des Alterthums iſt Phädrus, ein Römer, der zu Chriſti Zeit lebte. Seine Fabeln ſind theils Ueberſetzungen und Nachbildungen Aeſops, theils ſelbſtändige Erzeugniſſe. Von der Einfachheit Aeſops weicht Phädrus ſchon mehrfach und zum Nachtheil ſeiner Fabeln ab. — Luther achtete die Fabel ſehr hoch. Er verdeutſchte 16 Fabeln des Aeſop und ſagt in der ſehr leſenswerthen Vorrede zu dieſem Büchlein: „ich wüßte außer der heil. Schrift nicht viele Bücher, die dieſem überlegen ſein ſollten, ſo man Nutzen, Kunſt und Weisheit und nicht hochbedächtig Geſchrei wollte anſehen: denn man findet darin unter ſchlechten Worten und einfältigen Fabeln die allerfeinſte Lehre, Warnung und Unterricht; findet, wer ſie zu brauchen weiß, wie man ſich im Haushalten, in und gegen der Obrigkeit und Unterthanen ſchicken ſoll, auf daß man klüglich und friedlich unter den böſen Leuten in der falſchen, argen Welt leben möge“*). Von Luther angeregt, betraten nun wieder einige deutſche Männer ſeiner Zeit die ſchon im 13. und 14. Jahrhundert vorgezeichnete Bahn. Die Fabeldichter des 18. Jahrhunderts aber (Hagedorn, Gellert, Lichtwer, Pfeffel, Zachariä u. a.) ſchloſſen ſich zunächſt an La Fontaine an, bis Leſſing dieſen Anſchluß als verfehlt nachwies. Nach Leſſing haben ſich als Fabeldichter ausgezeichnet Hey, Superintendent in Ichtershauſen bei Gotha (Fabeln für Kinder; in Bildern gezeichnet

*) Aeſops Fabeln, verdeutſcht von Dr. Martin Luther. Stuttg. 7½ Sgr.

von O. Speckter; Gotha, F. A. Perthes; 2 Bde. 1833 u. 1837 u. ö. à 1⅓ Thlr., mit col. Bildern à 2 Thlr., wohlfeile Ausg. 15 Sgr.) und A. E. Fröhlich, Prediger zu Aarau („Fabeln", Aarau 1825 u. ö.).

Auch der „besondere (einzelne) Fall" Lessings möchte sich bei Gellert nicht häufig finden; denn Lessing versteht darunter das, was er vorher „Handlung" genannt hat, nämlich eine Folge von Veränderungen, die zusammen Ein Ganzes ausmachen; während sich bei Gellert das Nebeneinander der Veränderungen gar zu sehr fühlbar macht. Selbst die Forderung, daß die Fabel den allgemeinen Satz anschauend erkennen lasse, wird von Gellert bei weitem nicht immer beobachtet. Denn „wenn ich mir einer moralischen Wahrheit durch die Fabel bewußt werden soll, so muß ich die Fabel auf einmal übersehen können, und um sie auf einmal übersehen zu können, muß sie so kurz sein, als möglich. Alle Zieraten aber sind dieser Kürze entgegen, denn ohne sie würde sie noch kürzer sein können; folglich streiten alle Zieraten, insofern sie leere Verlängerungen sind, mit der Absicht der Fabel."

Daß Thiere oder noch geringere Wesen in der Fabel zu moralischen Geschöpfen erhoben werden, hält Lessing nicht für eine wesentliche Eigenschaft derselben. Die wahre Ursache, warum der Fabeldichter die Thiere oft zu seiner Absicht bequemer findet, als die Menschen, setzt er in die allgemein bekannten und unveränderlichen Charaktere der Thiere. „Man hört: Brittannicus und Nero. Wie viele wissen, was sie hören? Wer war dieser? Wer jener? In welchem Verhältnisse stehen sie gegen einander? — Aber wenn man hört: der Wolf und das Lamm; sogleich weiß jeder, was er hört, und weiß, wie sich das eine zu dem andern verhält." Zu geringern Geschöpfen als zu den Thieren steigt der Fabeldichter seltner herab; denn „je tiefer wir auf der Leiter der Wesen herabsteigen, desto seltner kommen uns dergleichen allgemein bekannte Charaktere vor."

Bei all den Mängeln, welche hiernach die Gellertschen Fabeln haben, müssen wir dennoch bei der Behauptung verharren, daß sie für Volksschule und Volksleben von großem Werthe sind, und empfehlen darum von Herzen

Gellerts sämmtliche Fabeln und Erzählungen in drei Büchern. Volksausgabe mit 12 Illustrationen. Leipzig 1861. 15 Sgr.*)

*) Ueber Gellerts bleibendes Verdienst als Fabel- und Liederdichter s. zwei Vorträge von Dr. Nitzsch „Ueber Lavater und über Gellert." Berl. Wieg. u. Gr. 5 Sgr.

Wenden wir nun noch einen Blick auf die Fabel in der Schule. Nächſt dem Kirchenliede nimmt hier die Fabel von allen Dichtungsarten die erſte Stelle ein. Schon die Kleinen hören und lernen ſie gern; und es iſt ein Verdienſt der bei Winckelmann in Berlin ſo eben erſchienenen „Bilder für den Anſchauungs- und Sprachunterricht", daß dieſe auf eine nicht geringe Zahl von Fabeln Rückſicht genommen haben. In ſehr viele Schulen werden dieſe Bilder wegen ihres immer noch hohen Preiſes freilich nicht kommen; und, was die Fabel anlangt, ſo iſt das nicht ſehr zu beklagen. Denn abgeſehen davon, daß ſtreng genommen der Inhalt einer Fabel ſich bildlich nicht darſtellen läßt: gerade die Schüler in ärmeren Schulen ſind, weil ſie in Hof, Feld, Wald und Wieſe vielfach verkehren, mit einem Reichthum von Anſchauungen aus der Thierwelt verſehen, von dem ſich der Großſtädter nichts träumen läßt. So vereinfacht ſich auch das Verfahren: die Fabel werde gut erzählt, einfach beſprochen, von den Kindern wieder erzählt. Bei der Beſprechung dürfen die nächſten Veranſchaulichungsmittel nicht außer Acht gelaſſen werden. Für die Kleinen eignen ſich vorzugsweiſe die Hey'ſchen Fabeln; und wenn der Lehrer etwa im Beſitz der ganzen Sammlung iſt, deren Werth durch die Speckterſchen Zeichnungen um das Doppelte geſtiegen iſt, ſo kann es ihm, eine ſinnende Betrachtung des Textes und der Bilder vorausgeſetzt, an Stoff zu gemüthlicher Beſprechung nicht fehlen.

Auf den obern Stufen des Unterrichts muß das, wozu die Fabel da iſt, die moraliſche Lehre derſelben, klar herausgeſtellt und in einem beſtimmt formulirten Satze, wo möglich in einem Sprichwort, ausgeſprochen werden. Nach der dem Einzelnen nachgehenden Beſprechung muß zu dem Ende nach Ausſcheidung der bei der Beſprechung etwa nothwendig gewordenen Veranſchaulichungen, Erklärungen und Erläuterungen auch noch eine Concentration des Gedankenſtoffes der Fabel ſelbſt eintreten, die um ſo nöthiger wird, je mehr die Fabel ſich der Gellertſchen nähert. Auf dieſe Weiſe gewinnt man endlich einen auf die Hauptperſönlichkeit der Fabel ſich beziehenden Satz. Nun geht man mit einer Wendung wie dieſe: Wie es der Fuchs, der Wolf, der Rabe ꝛc. machte, wie er dachte, ſprach ꝛc., ſo machen es, ſo denken, ſprechen ꝛc. viele Menſchen — zur Darlegung des Denkens und Thuns der Menſchen, das in der Fabel ja geſchaut werden ſoll, über. Endlich läßt man den allgemeinen Satz finden.

Bei vielen Fabeln geht dieſer der Fabel ſelbſt als Ueberſchrift oder Anfang des Textes voran, oder er folgt ihr nach. In ſolchem Falle iſt außer dem angegebenen Verfahren noch ein andres möglich; nämlich dies, daß man die Fabel als nächſtes Beiſpiel zur Erläuterung jenes Satzes benutzt und ſodann in das volle Menſchenleben hineingreift, um in ihm die Anwendbarkeit jenes Satzes weiter nachzuweiſen. Die meiſten Gellertſchen Fabeln haben am Ende anſtatt der kurz ausgeſprochenen Lehre eine mehr oder minder ausführliche Anwendung (Leſſing nennt ſolche Fabeln zuſammengeſetzte). Dieſe dient bei der Beſprechung als nächſtes Beiſpiel aus dem Menſchenleben und macht die Entwicklung des kurzen moraliſchen Satzes natürlich nicht überflüſſig. Sehr viele Fabeln bedürfen um ihrer ſelbſt willen gar keiner ausführlichen Beſprechung.

Für die ſchriftliche Darſtellung giebt die Fabel folgende ihr eigenthümliche Aufgaben an die Hand:

1. Die Anwendung. Dieſe kann geſchehen in einer freiern Erzählung oder in einer an die Fabel ſich haltenden Nachahmung.

   Beiſpiel aus Leſſing. „Man machte der Löwin den Vorwurf, daß ſie nur ein Junges zur Welt brächte. Ja, ſprach ſie, nur eines; aber einen Löwen.“ — „Ich mache, ſprach ein höhniſcher Reimer zu dem Dichter, in einem Jahre ſieben Trauerſpiele; aber du? in ſieben Jahren eines! Recht, nur eines! verſetzte der Dichter; aber eine Athalie!“*)
2. Die Vergleichung der Anwendung mit der Fabel ſelbſt.
3. Die Reduction einer ausführlich dargeſtellten Fabel, z. B. einer Gellertſchen, auf die weſentlichen Gedanken.
4. Die Erfindung neuer Fabeln mit mehr oder weniger engem Anſchluß an die Grundlage.

§. 37. Juſtus Möſer. Jacob Engel. Gottfried Seume.

Ich ſtelle hier drei Männer zuſammen, die ihrer Eigenartigkeit wegen ſonſt nirgends gut unterzubringen ſind, und die doch der Erwähnung in hohem Grade werth ſind: Möſer, Engel und Seume. Man kann ſie kaum Zeitgenoſſen nennen, da Seume mehr als

*) Name des berühmteſten franzöſiſchen Dramas von Racine, einem Zeitgenoſſen des oben genannten La Fontaine.

40 Jahr jünger ist als Möser*). Doch gehören sie alle drei im wesentlichen der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an; und dies, so wie die gleiche Redlichkeit ihres Charakters, die gleiche Feinheit und Treue in der Beobachtung, und der gleiche Adel ihrer populären Schreibweise berechtigt uns, sie neben einander zu stellen.

Justus Möser, ein Rechtsgelehrter zu Osnabrück, hatte in den dort erscheinenden Intelligenzblättern eine große Zahl kleinerer Aufsätze „staatsbürgerlichen Inhalts", wie Göthe sich ausdrückt, erscheinen lassen, die auch über Osnabrück hinaus großes Interesse erweckten und den ungetheilten Beifall Herders und Göthe's fanden. Auf Göthe's Rath wurden sie veröffentlicht**). „An diesen kleinen Aufsätzen, welche, sämmtlich in Einem Sinn verfaßt, ein wahrhaft Ganzes ausmachen, ist die innigste Kenntniß des bürgerlichen Wesens im höchsten Grade merkwürdig und rühmenswerth. — — In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen als frohen Humor, wüßte ich dem Verfasser niemand als Franklin zu vergleichen. — — Seine Vorschläge, sein Rath, nichts ist aus der Luft gegriffen, und doch so oft nicht ausführbar; deswegen er auch die Sammlung Patriotische Phantasien genannt, obgleich alles sich darin an das Wirkliche und Mögliche hält." So Göthe. Seitdem sind die Patriotischen Phantasien unzählige Mal empfohlen worden und müssen immer wieder empfohlen werden; denn es steht fest, daß sie selten angetroffen werden. Namentlich sollten Prediger und Lehrer, die, je tiefer sie ihren Beruf erfassen, um so mehr die Pfleger der guten alten Sitte sein werden, das genannte Buch als ein unschätzbares Vademecum erkennen lernen. — Auf seinem Grabstein ist Möser als „Germaniae Socrates", Deutschlands Socrates, bezeichnet.

Engel, aus dem Mecklenburgischen stammend, hatte nach vorübergehender Neigung für die Theologie und das Predigtamt sich der

---

*) Möser, geb. 1720, † 1794. Engel, geb. 1741, † 1802. Seume, geb. 1763, † 1810.

**) Berlin 1778. 3 Bde. Eine zeitgemäße Auswahl existirt meines Wissens leider nicht. Einiges findet sich in dem 4. Band („Hausmannskost") der Volksbücher des norddeutschen Volksschriftenvereins, noch mehr in H. Pröhlens „Hausbüchlein" (Leipzig 1852. 2 Bde. 1 Thlr.), einer reichhaltigen Anthologie aus den Werken der ältern und neuern Volksschriftsteller.

Philoſophie und dem Sprachſtudium zugewandt und war ſodann nach Berlin gegangen, wo er am Königlichen Hofe als Lehrer in großer Achtung ſtand und zugleich die Direction des großen Berliner Theaters erhielt. Dieſer Umſtand veranlaßte ihn zur dramatiſchen Dichtung, in der er jedoch etwas Bedeutendes nicht geleiſtet hat. Was ihn für uns wichtig macht, iſt ſein „Philoſoph für die Welt" (Berlin, Hofmann u. C. 5 Sgr.), mehr noch ſein „Herr Lorenz Stark" (Berlin 1801 u. ö.), eine bürgerliche Erzählung, die ſich auszeichnet durch den natürlich lebendigen, an Leſſing erinnernden Styl, durch die feinſte, charakteriſtiſchſte Zeichnung der Perſonen, die man „leibhaftig vor ſich ſieht", und durch die Fülle „anſprechender Situationen." Lorenz Stark wird als der deutſche Vicar of Wakefield*) bezeichnet. Eine billige Ausgabe des L. Stark iſt erſchienen in Berlin bei Hofmann u. C. 3 Sgr.

„Lorenz Stark iſt ein edeldenkender Kaufmann, voll Einfalt des Charakters, in ſeiner Familie aber eigenwillig und rechthaberiſch. Zwiſchen ihm und ſeinem Sohne findet kein Vertrauen ſtatt. Die leidenſchaftlichere Empfindung der Jugend war dem alten Herrn unverſtändlich geworden. Während er ſeinen Sohn für einen Spieler und Verſchwender hielt, ging dieſer in der That dem edelſten Zuge ſeines Herzens nach. Beſchäftigt, die zerrütteten Vermögensverhältniſſe eines verſtorbenen Freundes zu ordnen, lernte er deſſen Wittwe kennen und lieben. Als die Noth und Redlichkeit der Wittwe auch dem Vater zur Kenntniß kamen, und als Vater und Sohn in dem gleichen Verlangen, der unſchuldig Leidenden zu helfen, ſich begegneten, verſöhnten ſich beide, und der Sohn heirathete die Wittwe." (W. Hahn.)

Seume, eine der intereſſanteſten Perſönlichkeiten unter den deutſchen Dichtern, überall bekannt durch ſeine poetiſche Erzählung „der Wilde" („Ein Kanadier, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte ꝛc.") iſt eines Bauern Sohn aus Poſerna bei Weißenfels. Durch die Gunſt eines Grafen von Hohenthal wurde es ihm auch nach der Verarmung und dem Tode des Vaters möglich, ein Gymnaſium und die Univerſität zu Leipzig zu beſuchen. Von hier entfernte er ſich aus Gewiſſensbedenken heimlich und mit unbe-

*) Dies iſt der Titel des am meiſten geleſenen engliſchen Volksbuches, das auch in Deutſchland überall bekannt iſt: Der Landprediger von Wakefield. Berlin, Hofmann u. C. 6 Sgr.

ſtimmten Plänen, wurde von heſſiſchen Werbern ergriffen und an die Engländer verkauft, die damals in Nordamerika Krieg führten. Nach Europa zurückgebracht, deſertirte Seume in Bremen, aus Furcht, an die Preußen verkauft zu werden — bis hierher erzählt Seume ſein Leben ſelbſt — fiel aber, im Begriff, in die Arme ſeiner noch lebenden Mutter zu eilen, preußiſchen Werbern in die Hände, die ihn nach Emden brachten. Hier machte er zweimal vergeblich den Verſuch zu entfliehen; endlich erhielt er Urlaub, gegen Caution nach Sachſen zu reiſen, und kam nimmer wieder nach Emden. Nach kurzem Aufenthalte in Leipzig, wo Seume für einen wiſſenſchaftlichen Beruf ſich tüchtig zu machen anfing, nahm er eine Secretairſtelle bei dem ihn hochachtenden ruſſiſchen General Igelſtröhm an, erhielt bald darauf eine Offizierſtelle und würde, da die Kaiſerin Katharina II. ſich perſönlich für ihn intereſſirte, vielleicht als ruſſiſcher Offizier weiter gedient haben, wenn nicht nach Katharina's bald erfolgendem Tode Seume es für gerathen gehalten hätte, ſeinen Abſchied zu nehmen. Von da an lebte er wieder theils in Leipzig, theils in Grimma von der Schulmeiſterei, wie er ſich ausdrückte, und von litterariſcher Thätigkeit.

Seume war von Jugend auf an körperliche Anſtrengungen aller Art gewöhnt; das militäriſche Leben hatte ſeinen Körper noch vollends geſtählt. Er ſcheute nicht Froſt noch Hitze, nicht Sturm noch Nacht, er war ein tüchtiger Kletterer und guter Schwimmer und machte gern weite Spaziergänge. Faſt 38 Jahre war er alt, da trat er, um Italien zu ſehen, eine Fußreiſe durch Oeſtreich, ganz Italien, die Schweiz und Frankreich an, und kam nach neun Monaten wohlbehalten in Leipzig an. Dieſe Reiſe iſt es, die er in dem Buche „Spaziergang nach Syrakus" beſchrieben hat. Dieſes Buch zeichnet ſich durch eine ungemeine Friſche der Darſtellung und durch die Biederkeit und den Humor des Darſtellers aus; aber es offenbart an vielen Stellen die wenig wohlthuende Gereiztheit Seume's, zu der er durch ſeine widrigen Lebensſchickſale ſich hatte erziehen laſſen, und den keckſten Rationalismus, der damals, ſo zu ſagen, in der Luft lag. Seume ſcheut ſich nicht, es als eine Läſterung der Gottheit zu bezeichnen, daß auch der „gute, rechtliche, vernünftige Mann ſelig werde aus Gnaden." Man ſieht, wie hoch die damalige Zeit ihre Rechtlichkeit und Vernünftigkeit anſchlug. Seume's

Spaziergang iſt viel geleſen worden; zur Lectüre für das Volk in unſerm Sinne iſt er nicht geeignet.

Nach ſeiner Rückkehr lebte Seume wieder zu Leipzig in ſeiner frühern Weiſe. Im Jahr 1808 geſtaltete ſich eine Schwäche des Fußes, an der er ſeit den nordamerikaniſchen Mühſeligkeiten hin und wieder gelitten hatte, zu einem bedenklichen Uebel; er ſuchte Heilung zu Teplitz und fand daſelbſt Erlöſung von ſeinen immer mehr zunehmenden Leiden (1810).

§. 38. Die Pädagogen als Volksſchriftſteller.

Im Jahr 1657 erſchien in dem kunſtreichen Nürnberg in erſter, ſchon 1659 in zweiter und weiterhin in immer erneuten Auflagen ein Werk, das noch heute vielfach genannt wird: der Orbis pictus (gemalte Welt) des **Amos Comenius**. Comenius iſt unbeſtritten der größte Pädagoge des 17. Jahrhunderts. Sein Orbis pictus hält in bildlicher Darſtellung zunächſt dem Kinde vor, „was Himmel und Erde, Menſch und Thier, das geſammte menſchliche Leben und Treiben, Glauben und Hoffen der kindlichen Anſchauung und Vorſtellung darbietet, und erläutert daſſelbe durch beigefügte Beſchreibung und Betrachtungen.“ Aber auch der Erwachſene hatte ſeine Freude an den anſpruchsloſen Holzſchnitten und lernte mit aus Bild und Text. So wurde das wahre Kinderbuch zum wahren Volksbuche, und erſt einem mehr als hundert Jahre ſpäter erſcheinenden Werke, dem Elementarwerk Baſedows, gelang es, dem Orbis pictus wenigſtens in wohlhabenden Häuſern einigen Abbruch zu thun. Baſedow hatte bei der Anlage ſeines Werkes den Orbis pictus des Comenius vor Augen; aber mit ſeiner Pädagogik iſt auch ſein Elementarwerk trotz der Chodowiecki'ſchen Kupfer aus den Häuſern verſchwunden, während des wackern Comenius Orbis pictus in nun freilich ſehr veränderter Geſtalt noch heute jung und alt erfreut und belehrt. Unter den in neuerer Zeit zahlreich gewordenen derartigen Büchern iſt das beſte: Kaufmanns „Orbis pictus. Ein Volksbuch für Jung und Alt.“ Mit Einleitung von G. H. v. Schubert. Stuttgart, Balz. 2 Thle. 3 Thlr. Wenn ein Lehrer für größere Kinder ein gutes, nützliches Bilderbuch empfehlen ſoll, ſo kann er dies getroſt empfehlen*).

*) Für kleinere Kinder ſind die oben genannten Hey-Specterſchen Fabeln, Gülls Kinderheimath und einige Schriften von Traugott das Beſte. Dieſen

Indem wir vorhin Baſedow nannten, ſind wir wieder in die Zeit Möſers, Engels und Seume's eingetreten. Wie Baſedow genau ein Zeitgenoſſe Möſers, ſo ſind die nun zu nennenden Baſedowianer Campe und Salzmann Zeitgenoſſen Engels. Aber von Geiſtesgenoſſenſchaft zwiſchen dieſen Pädagogen und jenen Männern kann faſt nicht die Rede ſein. Denn wenn ſie auch ſämmtlich in ihrer Zeit wurzeln, der eine mehr, der andre weniger, ſo kann es doch nicht zwei verſchiednere Männer geben als Möſer mit ſeiner Hochachtung vor der von den Vätern ererbten Sitte, und Baſedow, den pädagogiſchen „Neuerer"; und in dieſen Gegenſatz treten, wiewohl mit geringerer Ausprägung, Engel, ſelbſt Seume einerſeits, Campe und Salzmann anderſeits ein. Nichts deſto weniger ſind Campe und Salzmann hier zu nennen.

Joachim Heinrich Campe, ausgezeichnet durch die Würde ſeines Weſens, durch die Unerſchrockenheit ſeines Patriotismus — die Herausgabe ſeines „Wörterbuchs der deutſchen Sprache" 1807 ff. wird als eine „patriotiſche That zur Rettung der vaterländiſchen Sprache" bezeichnet — durch die Gediegenheit ſeines Familienlebens, durch die practiſche Umſicht und nüchterne Beſonnenheit in ſeinen pädagogiſchen Unternehmungen, iſt derjenige unter den Philanthropiſten, der am meiſten mit der Feder thätig war, den Erziehungsgrundſätzen ſeiner Schule Eingang und Wirkſamkeit zu verſchaffen. Seine Hauptthätigkeit entfaltete er auf dem Gebiete der Kinderſchrift, in welcher ſein Abſehen beſonders darauf ging, der Jugend nützliche Kenntniſſe beizubringen und zu deren moraliſcher Beſſerung beizutragen. Von all ſeinen hier einſchlagenden Schriften, die unter dem Geſammttitel „Sämmtliche Kinder- und Jugendſchriften" in 30 Theilen erſchienen ſind, iſt unſtreitig die am meiſten geleſene „Robinſon der Jüngere", ſeit 1779 in mehr als 60 Auflagen verbreitet. Dieſes Buch iſt nach einem zuerſt 1719 erſchienenen engliſchen Roman bearbeitet, dem die Schickſale eines gewiſſen Alexander Selkirk zu Grunde liegen; es wird, obgleich es zunächſt eine Kinderſchrift iſt, noch lange auch

---

Büchern reihet ſich für Große und Kleine ein vorzügliches Kinderbuch an: G. Scherers „Illuſtrirtes deutſches Kinderbuch" (alte und neue Lieder, Märchen, Fabeln, Sprüche und Räthſel, mit 15 Stahlſtichen und 17 Holzſchnitten). 4. Aufl. 1863. 2 Thaler.

als Volksbuch gelten müſſen*); und es genügt, um dem Lehrer zu einer vollkommenen Anſchauung des Weſens einer damaligen Kinderſchrift zu verhelfen. Dazu muß der Lehrer ſich der nicht leichten Aufgabe unterziehen, auch die in den Zuſammenhang der Geſchichte eingeſchobenen, von den jugendlichen Leſern meiſt überſchlagenen langweiligen Zwiſchenreden zu leſen, und muß beachten, worauf Wieſe („Bildung des Willens") aufmerkſam macht: „Was bei dem engliſchen Autor ſchließlich als das Weſentlichſte erſcheint, daß der auf die einſame Inſel Verſchlagene durch die Noth beten lernt und durch das Leſen der heiligen Schrift zur Erkenntniß derjenigen Kräfte gelangt, welche der heilige Geiſt in dem Menſchenherzen zu erwecken vermag, das Alles hat Campe ganz weggelaſſen."

An Campe's zahlreiche Reiſebeſchreibungen („Entdeckung von Amerika ꝛc."), die ſeiner Zeit viel geleſen worden ſind, ſammt und ſonders aber von Seume's Spaziergang aufgewogen werden, ſchließen ſich die unzähligen Reiſebeſchreibungen, Länder- und Völkerſchilderungen, welche die neuere Zeit hervorgebracht hat. Den Volkston treffen nur wenige. Die nennenswertheſten hier einſchlagenden Schriften ſind: G. H. v. Schubert's „Reiſe in das Morgenland", die zahlreichen Reiſebeſchreibungen von Kohl, einige Schriften von Gerſtäcker („Wie iſt es denn eigentlich in Amerika?") und die bekannten Charakterbilder von Grube.

Ch. G. Salzmann, geb. 1744 zu Sömmerda bei Erfurt, nach Beendigung ſeiner theologiſchen Studien Prediger zu Rohrborn und Erfurt, ging, von Baſedows Erziehungsideen ergriffen, 1781 zu dieſem nach Deſſau. 1784 gründete er eine eigne Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal im Gothaiſchen, die er durch Umſicht, Ordnungsliebe, namentlich aber dadurch zur Blüthe brachte, daß er in Gemeinſchaft mit wackern Männern, wie Lenz, Guts-Muths, Weißenborn u. a., das Familienleben zu einem weſentlichen Factor ſeiner Erziehungsweiſe machte. „Reine Sittlichkeit, herzliche Menſchenliebe und gemeinnütziges Wirken iſt die ſchöne Tendenz ſeiner Jugend- und Volksſchriften." Unter dieſen iſt eine „muſterhaft gehaltene Geſchichte" der „Joſeph Schwarzmantel." — Salzmann ſtarb 1811, nachdem ſchon längſt der Verfall ſeines Inſtituts eingetreten war.

*) Indeſſen iſt 1862 eine ſehr empfehlenswerthe treue Ueberſetzung des engliſchen Originals durch L. Hüttner beſorgt (Leipzig, Spamer).

Die Jugendſchrift und das Volksſchulleſebuch als Volksſchriften. Seit Campe und Salzmann haben es viele Schriftſteller unternommen, zugleich für die Jugend und das Volk zu ſchreiben, eine Verkehrtheit, die ſich durch das weit reichende heilige Wort richtet: „Da ich ein Kind war“ ꝛc. Wenn die Jugendſchrift ſo gehaltvoll iſt, daß ſie auch von den Eltern gern und mit Nutzen gehört, und wenn die Volksſchrift ſo keuſch iſt, daß ſie auch in Gegenwart der Kinder und ſelbſt von dieſen vorgeleſen werden kann, ſo iſt alles erreicht, was ſich hier erreichen läßt, und das iſt nicht wenig. Was von der Jugendſchrift überhaupt gilt, das muß auch von dem Volksſchulleſebuche insbeſondere gelten: es kann dem wahren Volksbuche ſich nur mehr oder weniger nähern. Daß dies immer mehr geſchehe, iſt ein häufiger ausgeſprochener als erfüllter Wunſch. — Wer auf dem Gebiet der Jugendſchrift ſich gehörig orientiren will, der benutze dazu G. W. Hopf, Mittheilungen über Jugendſchriften. Nürnberg 1861. 4. Aufl. 161 S. Einer hierher gehörigen, bereits verheißenen Schrift von dem Director Merget in Berlin kann man mit großer Hoffnung entgegenſehen.

Johann Heinrich Peſtalozzi, uns allen ein lieber Bekannter, verdient auch in dieſer Darſtellung einen Platz, und zwar einen Ehrenplatz wegen ſeines Buches „Lienhard und Gertrud, ein Buch für das Volk“ 1781 u. ö. Denn Lienhard und Gertrud iſt der erſte deutſche Roman, welcher, auf der herzlichſten Theilnahme an den Zuſtänden und auf der aufmerkſamſten, feinſten Beobachtung der Stärke und Schwäche des Volkes baſirend, das Leben des Volkes, und zwar des bäuerlichen Theiles desſelben mit einer Kunſtloſigkeit, Herzlichkeit und Treue ſchildert, die auch ſpäter kaum wieder erreicht worden iſt. Und doch liegt das Hauptverdienſt dieſes Romans noch wo anders, nämlich in der Kräftigkeit, mit welcher er den Höherſtehenden antreibt, mit Herz und Hand zur Beſſerung der innern und äußern Zuſtände des Volkes beizutragen, und den in dieſen Zuſtänden Stehenden zwingt, Herz und Haus ſittigenden Einwirkungen zu öffnen. „Es war,“ ſagt Peſtalozzi von ſeinem Buche, „mein erſtes Wort an das Herz der Armen und Verlaſſenen im Land. Es war mein erſtes Wort an das Herz derer, die für die Armen und Verlaſſenen im Lande an Gottes Statt ſtehen. Es war mein erſtes Wort an die Mütter des Landes und an das Herz, das ihnen Gott gab, den ihrigen zu ſein, was kein Menſch auf Erden an ihrer Statt ſein kann.“ Peſtalozzi's erſtes Wort fand eine gute Statt: in Familien, wie in der unſeres Claudius,

ward Lienhard und Gertrud zum Familienbuche; eine däniſche Gräfin Schimmelmann, eine Gönnerin von Claudius, machte verſchiedene Gedanken des Buches in ihren Dörfern practiſch; manche Mutter ſchöpfte aus ihm ihre Hauspädagogik; eine hehre Königin fühlte ſich wohl in Bonnal*); und noch jetzt iſt das Buch trotz der theilweiſe veränderten geſellſchaftlichen Verhältniſſe und vertieften chriſtlichen Anſchauungen ein Buch für hoch und niedrig, wie wenig andre; noch jetzt iſt es von großer Bildungskraft; noch jetzt eine Fundgrube pädagogiſcher Weisheit für jede Mutter, für jeden Lehrer, Prediger, Vorgeſetzten; noch jetzt ein Wort an das Herz. Man erinnere ſich doch dieſer Stelle: „Wie jetzt (bei dem Tode der Mutter Rudi's) dieſer und wie alle Kleinen die Hände zuſammenſchlugen und troſtlos waren, das kann ich nicht beſchreiben — Leſer — laß mich ſchweigen und weinen, denn es geht mir ans Herz — wie die Menſchheit im Staube der Erden zur Unſterblichkeit reifet, und wie ſie im Prunk und Tand der Erden unreif verwelket. — Wäge doch, Menſchheit! wäge doch den Werth des Lebens auf dem Todbette des Menſchen — und du, der du den Armen verachteſt, bemitleideſt und nicht kenneſt — ſage mir, ob der alſo ſterben kann, der unglücklich gelebt hat? Aber ich ſchweige; ich will euch nicht lehren, Menſchen! Ich hätte nur dies gern, daß ihr ſelber die Augen aufthätet und ſelbſt umſähet, wo Glück und Unglück, Segen und Unſegen in der Welt iſt."

Wie Lienhard und Gertrud, ohne daß Peſtalozzi den geringſten Plan davon im Kopfe hatte oder auch nur einem ſolchen nachdachte, entſtand, ſo kann das Buch keinen Anſpruch auf künſtleriſche Vollendung machen; es hat ſeinen Werth ohne dieſe. Das Buch erſchien nach und nach (1781—1789), auch ſo noch unvollendet, in 4 Theilen, die wegen der an manchen Stellen ſich fühlbar machenden Breite jetzt gewöhnlich zuſammengezogen oder nur theilweis abgedruckt werden. So die Züricher Ausgabe (Meyer und Zeller 1846 u. ö. 15 Sgr.), die Brandenburger (Müller 1859) u. a.

*) Die Königin Luiſe ſchrieb im Jahre 1808: „Ich leſe jetzt Lienhard und Gertrud von Peſtalozzi. Es iſt mir wohl mitten in dieſem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigener Herr, ſo ſetzte ich mich in meinen Wagen und rollte zu Peſtalozzi in die Schweiz, um dem edeln Manne mit Thränen in den Augen und mit einem Händedrucke zu danken. Wie gut meint er es mit der Menſchheit! Ja, in der Menſchheit Namen danke ich ihm."

Die Pädagogen nach Peſtalozzi, die ſich als Volksſchriftſteller verſucht haben, haben wahrhaft Bedeutendes nicht geleiſtet. Denn Guts-Muths' in einzelnen Partien vorzügliches Buch „Deutſches Land und Volk" (Leipzig 1821—32. 9 Thlr. 10 Sgr.) iſt im ganzen doch zu hoch gehalten; Dinters „Leben" (Neuſtadt a. d. O. 1829 ö. 15 Sgr.) hat eigentlich nur ſeine Anhänger intereſſirt; und Wilberg's „Vetter Chriſtian" iſt gar zu platt lehrhaft, wenn auch gut gemeint. Daher können wir hier dieſe Darlegung ſchließen.

Doch ſei noch ein Mann erwähnt, der nach Weſen, Leben und Wirken neben, bezüglich über Peſtalozzi geſtellt zu werden verdient: **Johannes Falk.** Dieſer Mann, ein andrer Peſtalozzi, ein andrer A. H. Francke, war im Jahr 1770 zu Danzig geboren, wo ſein Vater, ein Perückenmacher, ihn ſchon ſehr früh und ſehr ſtreng zu der Kunſt anhielt, andrer Köpfe äußerlich zuzuſtutzen, während die fromme, zur Brüdergemeinde gehörige Mutter den Samen echter Religioſität in ſein Herz legte. Des Knaben entſchiedner Neigung zum Studiren mußte endlich nachgegeben werden; Bürgermeiſter und Rathsherren unterſtützten ihn auf der Schule, und der Bürgermeiſter entließ ihn zur Halliſchen Univerſität mit den Worten: „Johannes, du zieheſt nun von dannen. Geh in Gottes Namen. Wir haben dich bisher auf der Schule erhalten und Freude an dir gehabt. Wir wollen dich auch auf der Univerſität verſorgen mit Gottes Hilfe. Aber eines ſage ich dir: Vergiß nicht, daß du ein armer Knabe wareſt. Und wenn dereinſt über kurz oder lang ein armes Kind an deine Thür klopft, ſo denke, wir ſind's, die Todten, die alten grauen Bürgermeiſter und Rathsherren von Danzig, die anklopfen, und weiſe ſie nicht von deiner Thür." Dieſe Mahnung erſcheint als eine Weisſagung im Leben Falks. Nachdem er ſeine Studien in Halle beendet hatte, begab er ſich nach Weimar (1793), um in der Nähe der großen Geiſteshelden jener Zeit zu ſein. Was er, von dieſen angeregt, Litterariſches geſchaffen hat (lyriſche Gedichte, Satiren, Dramen), iſt bereits faſt vergeſſen worden. Aber noch lange wird man ſeiner gedenken als des Stifters der „Geſellſchaft der Freunde in der Noth", die ſeit dem Elend des Octobers 1813 ſich die Aufgabe ſtellte, für die Rettung verwaiſter und verwilderter Kinder zu ſorgen, und des jetzigen Falkſchen Inſtituts zu Weimar, der erſten deutſchen Rettungs-

anſtalt, die Falk mit demſelben Gottvertrauen gegründet hat, wie Francke das Halliſche Waiſenhaus, und mit derſelben Kinderliebe leitete, wie Peſtalozzi ſeine Erziehungsanſtalt in Stanz. Sein Herz für das Elend des Volkes, das ihn den „guten Rath" nannte, führte ihn, der als Stern zweiter Größe am litterariſchen Himmel zu Weimar geglänzt hatte und ſich zugleich durch die Gabe volksthümlicher Rede auszeichnete, auch auf die volksthümliche Schriftſtellerei. Sein „Volksſpiegel zur Lehre und Beſſerung" 1826, ſeine „Geſchichten zum Vaterunſer" Leipz. 1822 und ſein „Dr. Martin Luther und die Reformation in Volksliedern" Leipz. 1830, 5 Sgr., ſind weniger bekannt, als ſie es zu ſein verdienen. Von ſeinen lyriſchen Gedichten haben ſich einige bis in die niedrigſten Schichten des Volkes verbreitet: „O du fröhliche, o du ſelige, gnadenbringende Weihnachtszeit" ꝛc., „Was kann ſchöner ſein, was kann edler ſein, als von Hirten abzuſtammen" ꝛc., „Wie mit grimm'gem Unverſtand" ꝛc. (?). Falk ſtarb ein Jahr vor Peſtalozzi, den 14. Febr. 1826*).

§. 39. Immermann und die „Dorfgeſchichte" als poetiſches Kunſtwerk für die gebildeteren Stände**).

Peſtalozzi hatte die Dorfgeſchichte mehr ge- als erfunden und damit einen guten Fund gethan. Zſchokke, ein geborner Magdeburger, mit größter Hochachtung vor Peſtalozzi erfüllt, verſuchte mit minder glücklichem Erfolg ihm nachzuahmen. Zſchokke's „Goldmacherdorf" (Aarau 1817 u. ö. 7½ Sgr.), die beſte unter ſeinen Volksſchriften, wird von den Einen ungebührlich erhoben, von den Andern ebenſo ungebührlich herabgeſetzt. Darin ſind alle einig, daß der weitre glückliche Griff und Schritt auf dem Gebiete der Dorfgeſchichte einerſeits durch Karl Immermann, andrerſeits durch J. Gotthelf gethan worden iſt, mehr als 50 Jahre nach dem Erſcheinen von Peſtalozzi's Buche.

Immermann, in den neunziger Jahren zu Magdeburg geboren, hatte durch eine ſehr ſtrenge Erziehung und durch die Calamitäten

*) „Das Leben des Johannes Falk." Agentur des Rauhen Hauſes. 7½ Sgr.

**) Mit der Scheidung der §§. 39 u. 40 ſoll natürlich nicht geſagt ſein, daß das in §. 40 Beſprochene nicht für die gebildeteren Stände wäre; manches davon wird gegen ſeine urſprüngliche Beſtimmung ſogar nur von dieſen geleſen.

der franzöſiſchen Zeit eine ähnliche Gemüthsrichtung und -ſtimmung wie Seume erhalten, den er aber an poetiſcher Begabung weit übertrifft. Auch gelangte Immermann, der ſeit 1827 in Düſſeldorf lebte, durch ſeine Stellung als Landgerichtsgerath zu äußerer Ruhe und durch ſeinen Umgang mit zum Theil ausgezeichneten Künſtlern und Kunſtfreunden zu einer gewiſſen inneren Zufriedenheit. Er ſtarb zu Düſſeldorf 1840.

Zwei Jahre vor ſeinem Tode erſchien dasjenige von ſeinen zahlreichen und zum Theil bedeutenden Werken, das uns hier allein beſchäftigen kann, „Münchhauſen, eine Geſchichte in Arabesken", 1838 u. ö. (wohlfeile Ausgabe bei Hofmann u. Co. in Berlin, 1 Thlr. 6 Sgr.). Der Münchhauſen iſt ſeinem guten Kerne nach eine Dorfgeſchichte wie Peſtalozzi's Lienhard und Gertrud. Wie dieſer Roman bietet der Münchhauſen ein Stück echtdeutſchen Bauernlebens mit ſeinem Adel und ſeiner Gemeinheit dar; aber aus einer andern deutſchen Landſchaft, aus Weſtfalen, deſſen Eigenthümlichkeiten in Anſchauung und Lebensweiſe zu beobachten, Immermann in ſeiner Stellung zu Düſſeldorf reiche Gelegenheit fand. Und er muß dieſe Gelegenheit gut benutzt haben; denn die Darſtellung der Sitten und Bräuche, der Wandlungen und Schickſale, der Verhältniſſe und Situationen, ſo wie die Zeichnung der Charaktere, namentlich des Dorfſchulzen und der Lisbeth, iſt in einem Grade treu und wahr, wie ihn nur die fortgeſetzte ſinnige Beobachtung erreichen kann. Dabei liegt auf dem Ganzen ein ſo poetiſcher Duft, eine ſo idylliſche Weichheit, ein ſo liebenswürdig humoriſtiſcher Anflug, daß die Lectüre der hier einſchlagenden Stücke des Romans, obgleich dieſelben das, was man Handlung nennt, eigentlich nicht haben, den reinſten Genuß gewährt. Man unterlaſſe, um ſich dieſen Genuß noch zu erhöhen, nicht, neben dem ehrenfeſten Dorfſchulzen Immermanns fort und fort den unmenſchlichen Vogt Peſtalozzi's, neben der echt jungfräulichen und bräutlichen Lisbeth die echt weibliche und hausmütterliche Gertrud, neben dem Diaconus den Pfarrer im Auge zu haben, und das Volksleben dort und hier mit einander zu vergleichen. — Nicht nach ſeinem ganzen Umfange gewährt der Münchhauſen den nämlichen Genuß; er iſt zu einem großen Theil eine Satire auf Verhältniſſe und Perſonen, die uns nun ſchon entrückt ſind, namentlich aber auf den Adel, deſſen Repräſentant der Titelheld des Romans ſein ſoll. Mag die

Satire im ganzen gelungen ſein: die bloße Dorfſchulzengeſchichte wäre uns noch viel lieber*).

Ein Buch für das Volk iſt der Münchhauſen, wie ſchon aus dem Angegebenen hervorgeht, nicht; aber ein köſtlicher Beitrag zur Kenntniß des Volkes. Dasſelbe gilt von all den Dorfgeſchichten, die in dieſem Paragraphen noch genannt werden.

Peſtalozzi hatte ländliches Leben in einfacher Entwickelung dargeſtellt; Immermann hatte ſeiner Darſtellung künſtleriſche Vollendung zu geben gewußt: damit war der Poeſie ein neues, ſehr fruchtbares Gebiet erobert worden, auf deſſen Bebauung ſich, zumal da Immermanns Münchhauſen mit großem Beifall aufgenommen wurde, ſofort einige nicht unbedeutende, verſchiedenen deutſchen Landſchaften angehörige Kräfte wandten. Es erſchienen nach Art des Münchhauſen zunächſt Bilder aus dem elſäſſiſchen und böhmiſchen Volksleben, ſodann (1843) der erſte Band von Auerbachs „Schwarzwälder Dorfgeſchichten."

Auerbach, ein Israelit, iſt geboren 1812 zu Nordſtetten bei Horb im würtembergiſchen Schwarzwalde. Er widmete ſich auf der Univerſität zuerſt juridiſchen, dann philoſophiſchen und theologiſchen Studien, lebte aber ſpäter vorzugsweiſe ſeiner wiſſenſchaftlichen und volksthümlichen Schriftſtellerei, zu welcher letztern ihn neben ſeiner ausgezeichneten Begabung für die ſinnige Erfaſſung und poetiſche Darſtellung der Volkszuſtände das fortgeſetzte Studium ſeines Landsmannes Hebel befähigt hat. Auerbach, in chriſtlicher Umgebung aufgewachſen, an proteſtantiſcher Wiſſenſchaft gebildet, mit Chriſten fortwährend verkehrend, iſt einer von den Israeliten jetziger Zeit, die, zu ſtolz, durch die Taufe in die Thorheit des Evangeliums einzutreten, in ihrer mit den Segnungen des alles durchdringenden Sauerteigs zuſammenhangenden Bildung einen Standpunkt über dem Chriſtenthum gefunden zu haben glauben. Der politiſche Standpunkt Auerbachs charakteriſirt ſich als ein entſchiedener, nicht immer gemäßigter Conſtitutionalismus, welcher, bei der richtigen Vorausſetzung, daß Selbſtverwaltung in Staats- und Gemeindeweſen ſegensreicher iſt, als die in Sitte, Brauch und locale Lebensbedingung rückſichtslos

*) Die bloße Dorfſchulzengeſchichte, „Der Oberhof", iſt in einer Prachtausgabe mit 57 Illuſtrationen erſchienen bei Hofmann u. Co. in Berlin, 1862, 4 ⅔ Thlr.

hineingreifende Gleichmacherei der „Herren von der Schreiberei“ (man vergl. des Dorfschulzen Rede vor dem Richter im Münchhausen), wenigstens in den frühern Schriften gegen das Beamtenthum überhaupt mit unverständiger Feder bei jeder Gelegenheit sich richtet. Ich mußte meine Leser hierauf aufmerksam machen; einen Grund, ihnen, wie das wohl geschehen ist, von der Lectüre der Auerbachschen Dorfgeschichten abzurathen, finde ich nicht. Das ist die Hauptsache, daß in Bezug auf Gott und die Obrigkeit das Herz in Ordnung sei. Dies wird bewirkt allein durch das Wort Gottes. Wer nur durch Abschließung und Umzäunung vor dem Ueberschlagen bewahrt werden kann, der müßte in dieser Zeit des Schreibens, Lesens und Räsonnirens aus der Welt gehen. Da mein Rath überhaupt immer dahin geht, wenig, aber das Wenige als ein Ganzes und mit sinnendem Verweilen zu lesen, so empfehle ich auch nur den ersten Band der Auerbachschen Dorfgeschichten, als den, der nicht nur in der historischen Entwicklung des Dorfgeschichtenwesens die größte Bedeutung hat, sondern auch nach Inhalt und Darstellung der vorzüglichste ist. Schon dieser eine Band wird jeden Lehrer lehren, wie er für sein Theil „Sitte, Sage und Sang“ des Volkes zu beachten und zu achten hat. Dies den Volksschriftstellern gezeigt zu haben, das ist das bleibendste Verdienst der Schwarzwälder Dorfgeschichten. Für das Dorf sind sie nicht.

Außer Auerbach haben sich auf dem Gebiet der Dorfgeschichte, soweit sie nämlich vorzugsweise darauf ausgeht, das volkskundliche und poetische Interesse solcher Leser zu befriedigen, die im Dorfe selbst mit ihren Anschauungen und Erfahrungen nicht aufgehen, noch ausgezeichnet: Lentner für Tyrol, Kinkel für das Ahrland, Schirges für Niederdeutschland, Pröhle für den Harz, Sigismund für die sächsische Lausitz, Brinkmann für Süddeutschland, Melchior Meyr für Nordschwaben, Clemens Steyrer für Südbaiern, in der neuesten Zeit besonders Silberstein für Oestreich.

Bei dem Vorwiegen des poetischen Interesses, das in allen diesen Dorfgeschichten sich bemerklich macht, darf es nicht auffallen, daß gewöhnlich vorzugsweise die Lichtseiten des Bauernstandes hervorgehoben werden. Was bei dem Meister Auerbach und bei dessen bedeutenderen Nachfolgern erträglich war, das ist bei den Nachtretern unerträglich geworden. Sie geberden sich, als ob Glaube, Tugend,

Sitte und Ehrlichkeit nur noch auf dem Lande zu finden wären, woran sie doch selbst nicht glauben. So ist denn endlich gegen die übliche Schönmalerei der Dorfgeschichtenschreiber durch Friedrich („Deutsches Leben") eine Gegenwirkung eingetreten. In Friedrichs Erzählungen ist der Bauerntrotz und Bauernstolz, die Proceßsucht und die rohe Lust der Bauern an Gewaltthätigkeiten treffend gezeichnet.

Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß ich die zuletzt genannten Schriftsteller nur deswegen angeführt habe, um dem Leser, der für seine Landschaft oder für die deutsche Volkskunde überhaupt ein lebendiges Interesse hat, Mittel an die Hand zu geben, dieses Interesse angenehm und mit Nutzen zu befriedigen. Der nächste Paragraph wird dazu noch weitere Veranlassung geben.

§. 40. Jeremias Gotthelf und die Erzählung für das Volk.

Auf dem von dem genialen Pestalozzi vorgezeichneten Wege wandelte, bei weitem mehr in dem Sinne des Meisters als Immermann und Zschokke, ein andrer Schweizer mit großem Segen weiter, der wackre Albert Jeremias Gotthelf Bitzius, der gewöhnlich mit seinem Schriftstellernamen **Jeremias Gotthelf** genannt wird. Pestalozzi hatte Lienhard und Gertrud in erster Linie als „ein Wort an das Herz der Armen und Verlassenen im Land" bezeichnet. Sein Absehen bei der Abfassung seines Buches ging dahin, „eine von der wahren Lage des Volkes und seinen natürlichen Verhältnissen ausgehende bessere Volksbildung zu bewirken." Ganz ähnlich J. Gotthelf; doch faßt er den Begriff der Volksbildung mehr als religiös sittliche Umwandlung und stellt entschiedener als Pestalozzi den Gedanken in den Vordergrund, daß man Gottes Glück und Segen, Gottes Geist und Gnade nöthig hat für Leib und Seele, im Leben und im Sterben, für Zeit und Ewigkeit.

Bitzius, der „Shakespeare des Berner Volkslebens", ist geboren 1797 zu Murten in der Schweiz und daselbst erwachsen unter der Einwirkung der majestätischen schweizerischen Natur, die dem Pfarrerskinde so laut predigte, wie die von dem Vater ihm geöffnete heilige Schrift. Später kam er mit seinem Vater nach Uhzendorf, wo er in der mit der Pfarrei verbundenen bedeutenden Oekonomie unbewußt den Grund zu seinen Volksstudien legte. In Bern und Göt-

tingen ſtudirte Bitzius ſeit ſeinem 16. Lebensjahre Theologie und erhielt nach Beendigung ſeiner Studien, und nachdem er zwölf Jahre lang die Stelle eines Pfarrvicars verwaltet hatte, endlich das Predigtamt zu Lützelflühe bei Bern (1832). Im Jahr 1836, alſo ſchon vor Immermanns Münchhauſen, erſchien ſein „Bauernſpiegel, oder Geſchichte des Jeremias Gotthelf", ein Buch, das, während es in Deutſchland unbeachtet und einflußlos blieb, von den Schweizern mit dem größten Beifall aufgenommen wurde. Bitzius fand in Folge deſſen in der daſelbſt eingeſchlagenen Bahn die Richtung für ſeinen Schriftſtellerberuf vorgezeichnet und behielt fortan auch den Namen, unter welchem jenes Buch bei den Schweizern umging, als ſeinen Schriftſtellernamen bei. Der Bauernſpiegel gehört nicht zu J. Gotthelfs beſten Arbeiten, iſt aber deshalb leſenswerth, weil er den Fortſchritt kennzeichnet zwiſchen Peſtalozzi und dem Goldmacherdorf Zſchokke's einerſeits und den ſpätern Schriften J. Gotthelfs andererſeits. Die „Bilder und Sagen aus der Schweiz" und einige neue Erzählungen trugen in den folgenden Jahren J. Gotthelfs Ruf immer weiter; in Deutſchland wurde er namentlich begründet durch die beiden Hauptſchriften: „Uli der Knecht" (Berlin, Springer, wohlfeile Ausg. 15 Sgr.) und „Uli der Pächter" (ebendaſ. 20 Sgr.), die, urſprünglich zum Theil im Berner Dialect geſchrieben, von dem Verfaſſer ſelbſt in die hochdeutſche Schriftſprache übertragen wurden. Jenes Buch iſt in der Schweiz in dem Maße verbreitet, wie in Schwaben die alemanniſchen Gedichte Hebels. Zu dem Beſten rechnet man auch „Hans Joggeli" (Berl. Verlagshandl. 10 Sgr.). Meinen Leſern muß ich natürlich noch beſonders „die Leiden und Freuden eines Schulmeiſters" (ebendaſ. 1 Thlr. 2 Sgr.) empfehlen, nicht nur, weil dieſes Buch ſie einen Einblick thun läßt in die ſchweizeriſchen Lehrerverhältniſſe, ſondern noch mehr, weil es ſie ihren Blick in den mancherlei Leiden und Freuden auch eines deutſchen Lehrerlebens aufrichten lehrt zu Dem, von welchem allein Hilfe und Erquickung kommt.

Die vier zuletzt genannten Schriften möchten, abgeſehen von dem mit ihrer Lectüre ſonſt noch verbundenen Erwerb für das gegenwärtige und zukünftige Leben, genügen, um J. Gotthelf nahezu vollſtändig kennen zu lernen. Er iſt eine durch und durch kernhafte Natur, ausgeſtattet mit der ſchärfſten Beobachtungsgabe und mit

dem Talent, das, was er im Natur- oder Menſchenleben beobachtet hat, aufs treuſte darzuſtellen. Seinen Darſtellungen wird aber mit Recht der Vorwurf gemacht, daß ſie zu treu ſind. Der Bauer erſcheint in ihnen in ſeinem ganzen Schmutz. Mag dies für den, der auf Volkskunde ausgeht, von Wichtigkeit ſein, der Genuß an Gotthelfs Schriften wird dadurch in etwas beeinträchtigt, und dem Leſer auf dem Lande kommt der Gedanke, wozu man doch dergleichen ſo genau aufſchreibe. Störend iſt in den Gotthelfſchen Schriften auch die Breite der Darſtellung, die man erſt lieb gewinnen muß, um mit Behagen weiter leſen zu können. Gotthelfs Breite mag die Urſache davon ſein, daß er beim deutſchen Volke hinter andern Volksſchriftſtellern zurückſtehen muß. Intereſſant iſt ein Vergleich zwiſchen dem knappen, kunſtvollen, ſtill ſinnenden Auerbach, dem Vertreter der Dorfgeſchichte als eines poetiſchen Kunſtwerkes, und dem gründlichen, eckigen, gehörig ſich ausſprechenden Gotthelf, dem Repräſentanten der Dorfgeſchichte für das Volk.

J. Gotthelf iſt geſtorben 1854*). An ihn ſchließen wir die hauptſächlichſten von denjenigen Männern an, welche wie er gleichzeitig und nach ihm durch Erzählungen für das Volk demſelben ans Herz zu kommen ſuchten. Der fruchtbarſte iſt W. O. von Horn.

W. O. von Horn führt dieſen ſeinen Schriftſtellernamen — er heißt eigentlich Wilhelm Oertel — von ſeinem Geburtsorte Horn im Hundsrück, wo er 1798 das Licht der Welt erblickte und einen Theil ſeiner Jugend verlebte, bis ihn die Verſetzung ſeines Vaters in die herrlichen Rheingegenden nach Bacharach brachte. Nach Beendigung ſeiner Studien lebte er zunächſt als Pfarrer zu Manubach im Hundsrück, ſodann bis vor kurzem als Superintendent zu Sobernheim im Nahethale. Die bezeichneten Gegenden ſind meiſt die Schauplätze ſeiner zahlreichen Erzählungen, die ſich durch außerordentlich einfache Entwicklung, durch wahrſte Schilderung der Natur, des häuslichen und Gemeindelebens, durch treffende Zeichnung der Perſonen und durch ſinnig poetiſche und humoriſtiſch gewürzte Darſtellung auszeichnen.

*) Zu näherer Bekanntſchaft mit ihm und ſeinen Schriften dienen: Manuel „Albert Bitzius, ſein Leben und ſeine Schriften", Berl. Springer, 1⅞ Thlr. und A. v. Rütte, Erklärung der ſchwierigen dialectiſchen Ausdrücke in J. Gotthelfs geſammelten Schriften. Ebendaſ. 1858.

Horn gehört zu den am meiſten geleſenen Volksſchriftſtellern. Seine „Spinnſtube", ein ſeit 1846 erſcheinendes Jahrbuch, in welchem er dem Volke kleine Erzählungen, Räthſel, Lieder, Auslegungen von Sprichwörtern („altes Gold") u. dergl. aus dem reichen Schatz ſeines Herzens mittheilt, iſt für gar viele ein lieber und heilbringender, jährlich ſich erneuender Aufenthaltsort geworden. Bei weitem weniger populär iſt „die Maje" gehalten, eine ebenfalls periodiſch erſcheinende Schrift, die der Herausgeber als „ein Volksblatt für Alt und Jung" bezeichnet. Horns Erzählungen, die nun bereits mehr als 50 Bändchen anfüllen, ſind begreiflicherweiſe nicht alle von gleicher Güte, und welcher Lehrer möchte die Zeit und Luſt haben, ſie ſämmtlich zu leſen? Darum nenne ich hier nur die vorzüglichſten: „Lehrgeld oder Meiſter Conrads Erfahrungen" (Eſſen, Bädeker, 10 Sgr.) und „Friedel" (Darmſt., Lange, 12 Sgr.), und empfehle neben dieſen Erzählungen wegen ſeines practiſchen Werthes noch beſonders den „Nothpfennig für jedermann" (Frankf., Heyder u. Z., 5 Sgr.), eine meiſterhafte Bearbeitung deutſcher Sprichwörter.

Otto Glaubrecht, deſſen eigentlicher Name Rudolf Oeſer, iſt geboren 1807 zu Gießen, lebte ſeit 1835 als Pfarrer zu Lindheim in der Wetterau, die nebſt dem ſüdlichen Heſſen der Schauplatz aller ſeiner Erzählungen iſt, und ſtarb daſelbſt 1859. Unter den Erzählungen gelten „Leiningen" (Frankf., Heyder u. Z., 10 Sgr.) und „Die Heimatloſen" (ebendaſ. 1 Thlr.) allgemein als die beſten, der „Kalendermann vom Veitsberge" (ebendaſ. 12½ Sgr.) aber empfiehlt ſich als eine nahetretende Schulmeiſtergeſchichte allen Lehrern demnächſt am meiſten. Glaubrecht bildet mit ſeinen Dorfgeſchichten inſofern den Uebergang zu Auerbach, als er in denſelben nach künſtleriſcher Vollendung ſtrebt, die er auch, ohne jedoch dadurch dem Volk unverſtändlich zu werden, meiſt erreicht. Uebrigens ſteht er auf dem nämlichen Boden mit J. Gotthelf, von dem er ſich, abgeſehen von der Form, auch durch den entſchiedeneren Hinweis auf das alleinige Heil in Chriſto unterſcheidet*). Noch entſchiedener darin iſt

*) Mittheilungen über Leben, Wirken und Tod Oeſers finden ſich in deſſen „Waſſergericht."

Friedrich Ahlfeld, geboren 1810, früher Paſtor zu Halle, dann an der St. Nicolaikirche zu Leipzig, ſchon oben als ausgezeichneter populärer Kanzelredner genannt, deſſen „Erzählungen fürs Volk“ (Halle, Fricke, 18 Sgr., auch in einzelnen Bändchen) uns meiſt in das Thal der Saale und Harzwipper verſetzen, woſelbſt er ſeine Heimat hat (Mehringen bei Aſchersleben). An Popularität möchte Ahlfeld von keinem der genannten Erzähler übertroffen werden; auf künſtleriſche Vollendung verzichtet er wie in ſeinen Predigten, ſo auch in ſeinen Erzählungen. Die gelungenſte davon iſt „Der Auszugsvater“ (2 Sgr.).

Neben Ahlfeld gedenken wir eines andern ſächſiſchen Geiſtlichen, **Aug. Wildenhahns**, der in ſeinen „Erzgebirgiſchen Dorfgeſchichten“ (Leipzig 1848 ff. 2 Bde. à 22½ Sgr.) vom chriſtlichen Standpunkte aus ein Gegenſtück zu den Auerbachſchen Dorfgeſchichten mit Erfolg geliefert hat. Noch bedeutender übrigens iſt Wildenhahn als Repräſentant der populären Biographie geiſtlicher Männer („Spener“, „Martin Luther“, „Johann Arnd“, „Paul Gerhard“), in der er bis jetzt unübertroffen daſteht. In dieſer Beziehung alſo iſt Wildenhahn beſonders kennen zu lernen und gehörigen Orts ſchon erwähnt.

K. H. Caspari, Verfaſſer des bekannten köſtlichen Buches „Geiſtliches und Weltliches zu einer volksthümlichen Auslegung des kleinen Katechismus Luthers“, das als ein echtes Volksbuch vor allen ähnlichen Schriften ſich auszeichnet, hat auch ſonſt namhafte Erzählungen geliefert, die in Rückſicht auf Popularität und kernigen Chriſtenglauben den Erzählungen von Ahlfeld an die Seite zu ſtellen ſind. Die beſte iſt: „Der Schulmeiſter und ſein Sohn.“ Stuttgart, Steinkopf, 10 Sgr. Sein Heimatsland lehrt uns Caspari beſonders kennen in den innigen „Alten Geſchichten aus dem Speſſart“ (7½ Sgr.). Caspari iſt 1815 zu Eſchau in Unterfranken geboren, war ſodann Paſtor im Fränkiſchen und ſtarb ſchon in ſeinem 46. Jahre (1861) als Paſtor zu München.

Wilh. Redenbacher, geboren 1800, war früher Pfarrer zu Jochsberg bei Ansbach in Baiern, wo er in Folge ſeines furchtloſen Auftretens gegen die Anordnung, daß proteſtantiſche Soldaten vor der Hoſtie die Kniee beugen ſollten, entſetzt wurde (1846). Einem Rufe nach Preußen folgend, war er ſodann ſechs Jahre lang Pfarrer zu

Sachſenburg in Thüringen, kehrte aber 1852 nach Baiern auf die Pfarrei Großhasbach bei Ansbach zurück. Er iſt der Herausgeber der bis zu einer nicht geringen Anzahl von Bänden angewachſenen „Neueſten Volksbibliothek", an der außer ihm Karl Wild, Bomhard u. a. arbeiten. Von Redenbacher's Erzählungen empfehle ich meinen Leſern am meiſten „die Salzburgerin" (9 Sgr.), eine volksmäßige Darſtellung der Geſchichte, die Göthe ſeinem Gedicht „Hermann und Dorothea" zu Grunde gelegt hat.

Außerdem mögen noch nebſt ihren beſten oder bekannteſten Erzählungen genannt werden: J. C. Biernatzki („Die Hallig" ſchon 1835 u. ö.); Steiger, Prof. in St. Gallen („Das Gutleutenhaus"); Tobler („Ferdinand Dulder"); Scheitlin, Prof. in St. Gallen, der geiſtvolle Verfaſſer einer „Thierſeelenkunde" („Näbis Uli"); Nieritz („Jacob Sturm"); Franz Hoffmann („Kalendergeſchichten"); Ferd. Schmidt („Kalendergeſchichten"); Otto Ruppius („Schlamm und feſter Boden"); Mücke („Hans Kohlhaas"); Karl Preusker, Rentamtmann in Großenhain („Sophienducaten"); H. Schwerdt, ein im Sinn und Geiſt Preusker's thätiger Pfarrer in Neukirchen bei Eiſenach („Gemälde aus dem Thüringiſchen Volksleben"); Schönhuth, Pfarrer in Edelfingen an der Tauber („Wilhelm Tell"); Emil Otto, bis 1851 Pfarrer in Mühlburg in Baden („Unterhaltende Erzählungen für das Volk"); G. Heſekiel, der Sonntagsblattſchreiber der N. Preuß. Zeitung („Das liebe Dorel"); G. Jahn, der „Schulze Gottlieb" des „Volksblattes für Stadt und Land", jetzt Hausvater an einer Rettungsanſtalt in Züllchau („Flick- und Stückwerk"); Florus („Wahre Dorfgeſchichten"); B. Lindner, des Amtes entſetzter Prof. der Theologie in Leipzig („Die Bettlerin"); R. Schneider („Meiſter Fröhlich"); Karl Wild, Pfarrer in Kirchheim im Ries („Der Schwurpaulus" u. v. a.); Heinr. Pröhle, Realſchullehrer zu Berlin („Köhlermeiſter Hillebille"); Fr. Schwerin („Joachim Wernemann"); Thelemann („Erzählungen aus der Pfalz"); Zehender („Die Schatzgräber"); G. Rühl („Gülden Maſſow"); L. Kreutzer („Der Orgelpeter"); Hendrik Conſcience, ein flämiſcher Kreiscommiſſar zu Kortryk („Flämiſche Geſchichten", „Flämiſches Stillleben"), der ein ganzes Heer von Volksſchriftſtellern in ſeiner Landſchaft erweckt hat; Marie Nathuſius

(„Eliſabeth“*)); Katharina Diez („Kaiſerin Adelheid“); Luiſe Pichler („Deutſche Treue“); endlich einige Katholiken: Overhage, Pfarrdechant zu Werne im Münſterlande („Münſterländiſche Kirchſpiels- und Dorfgeſchichten“); Pflanz, Realſchullehrer in Rottweil („Wahre Volksgeſchichten“) u. a.

In ſchönen Worten ſagt Ph. Wackernagel in ſeiner Gedächtnißrede auf Uhland: „Wir ſind nicht arm an Dichtern und auch Proſaikern, deren Abſicht es iſt, für das Volk zu ſchreiben, und die zu dem Ende einen Ton anſtimmen, der ſittlich roh und künſtleriſch unſchön iſt. Dergleichen Volksmäßigkeit hat das Volk ſtets abgelehnt; auch in ihm wohnt das Bedürfniß, durch die Kunſt (hier der Darſtellung) gehoben zu werden, und jene Abſicht, weil es ſie merkt, verſtimmt es.“ Möchten dieſe Worte nebſt dem mancherlei Trefflichen, was Schiller in ſeiner Recenſion der Bürgerſchen Gedichte dem Volksdichter ſagt, unſern Volksſchriftſtellern ſtets vor Augen ſchweben! Denn es iſt eine unbeſtrittene Thatſache, daß nicht nur viele, ohne dazu einen innerlichen Beruf zu haben, ſich zu Volksſchriftſtellern machen; ſondern auch, daß viele von denen, welche jenen Beruf haben, durch ihre Leichtfertigkeit ſich desſelben unwürdig zeigen. Die günſtige Aufnahme vieler der oben angeführten Volksſchriften von der Jetztzeit iſt durchaus keine Bürgſchaft für deren Werth; als wahrhaft claſſiſch wird ſich nur wenig erweiſen.

§. 41. Gotthilf Heinrich von Schubert.

Vielleicht iſt es dem einen oder dem andern Leſer aufgefallen, daß im vorigen Paragraphen Schuberts nicht gedacht worden iſt. Allein Schuberts Schriftſtellerei iſt nach Art und Umfang zu bedeutend, als daß ſein Name dem Namen Jer. Gotthelfs untergeordnet werden könnte. Wir haben Schuberts ſchon an einigen Orten gedacht; möge hier ein kurzer Abriß ſeines entwicklungsreichen Lebens folgen. Uebrigens ſei gleich hier bemerkt, daß Schuberts populäre Schriften nach Inhalt und Form auf der Grenze unſeres Gebiets ſtehen. Nur wenige auserleſene Leute aus dem Volk vermögen ihm zu folgen;

*) Eine Schrift für das Volk iſt „Eliſabeth“ freilich nicht; als ſolche möchten eher gelten derſelben Verfaſſerin „Dorf- und Stadtgeſchichten.“

in dem tiefen Grunde ſeines Geiſtes konnte der ſeiner Mittel ſich bewußte Vorſatz: du willſt populär und intereſſant ſchreiben — nicht aufkommen, und den Kreiſen des Volks war er übrigens ſchon ſeit ſeinen Gymnaſiaſtenjahren entrückt.

Gotthilf Heinrich Schubert, eines Predigers Sohn, iſt geboren 1780 zu Hohenſtein im ſächſiſchen Erzgebirge, von acht Kindern das jüngſte. Schon in dem Knaben zeigten ſich die Eigenſchaften des Mannes aufs entſchiedenſte: Sinn für die Naturwiſſenſchaften, Ahnung des in der Natur allwaltenden Gottes, Neigung zur Schriftſtellerei. Seine Schulbildung erhielt er zu Greiz im Voigtlande und zu Weimar, wo namentlich Herders gewaltige Rede Geiſt und Herz des Jünglings ergriff. Nachdem er ſich ſeit 1799 in Leipzig ein Jahr lang dem Studium der Theologie gewidmet hatte, wandte er ſich, weil die damalige wiſſenſchaftliche Theologie derjenigen Friſche ermangelte, die ſeinen regen Geiſt allein hätte feſſeln können, zur Medicin und ſetzte dieſes Studium ſeit 1801 in Jena fort. Die Kunde von den bis dahin nicht geahnten, durch A. v. Humboldt im tropiſchen Amerika gemachten Entdeckungen erweckten in Schubert, noch ehe er ſein mediciniſches Studium beendet hatte, die Sehnſucht in die Ferne. Schon war der Plan, als Hausarzt und Hofmeiſter einer vornehmen Familie nach Afrika zu gehen, ſeiner Ausführung nahe: da feſſelte ihn die Liebe zu ſeiner nachherigen Gattin Henriette an den heimatlichen Boden. Er beeilte ſich, die mediciniſche Doctorwürde zu erlangen und ließ ſich alsbald in Altenburg als practiſcher Arzt nieder. Hier machte er wohl einige glückliche Kuren; aber die Armen, deren Häuſer dem jungen Arzte faſt allein offen ſtanden, konnten ihm nur mit ihren Thränen und Gebeten danken. Schlimmer war dies: Sein Leben war, wie er ſelbſt ſchreibt, „ohne Gebet, ohne Gott, ohne ernſte Gedanken der Ewigkeit.“ Seinen Lebensunterhalt mußte ſich Schubert meiſt durch ſchriftſtelleriſche Thätigkeit verdienen. Dabei wurde in ihm das Verlangen rege, ſeine wiſſenſchaftliche Erkenntniß noch mehr zu vertiefen. Er verließ Altenburg (1805) und ging auf die Bergakademie nach Freiberg, um die Bergwiſſenſchaft zu ſtudiren. In Freiberg lehrte damals Abraham Gottlob Werner, der berühmteſte Mineralog ſeiner Zeit, der Schöpfer der wiſſenſchaftlichen Geognoſie, ein Mann, welcher weniger durch Schriften als durch ſeine Lehrvorträge der neuen

Wiſſenſchaft Jünger erweckte. Unter dieſen iſt neben A. v. Humboldt, Leopold v. Buch und Chr. Samuel Weiß unſer Schubert der bekannteſte. Um ſeine Bildung zu vollenden, ging Schubert endlich noch nach Dresden, deſſen litterariſche und Kunſtſchätze damals ſchon manche andre tüchtige Kraft angezogen hatten. Hier begründete er ſeinen Ruf als Schriftſteller durch die Herausgabe von Vorleſungen, die er vorher öffentlich gehalten hatte: „Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaften.“ Noch war er ohne eine beſtimmte Anſicht über ſeinen Lebensberuf. „Errette Du mich,“ betete er zu Gott, „aus dem Gewirre und aus dem Dunkel, darein der Weg meines Lebens gerathen iſt, und daraus ich keinen Ausweg weiß.“ Da erhielt er einen Ruf als Director des neu zu errichtenden Realinſtituts in Nürnberg, und die freudige Annahme dieſes Rufes war entſcheidend für die künftige Thätigkeit Schuberts als Lehrer. Außerdem war der ſiebenjährige Aufenthalt in Nürnberg (1809—1816) von höchſter Wichtigkeit für die Ausgeſtaltung des innern Menſchen unſres Schubert. In Nürnberg nämlich wirkte damals der freiforſchende Philoſoph Hegel als Director des Gymnaſiums, es lebten daſelbſt einige bedeutende Theologen, Schubert verlor in Nürnberg ſeine erſte Gattin durch den Tod und ging im Jahre darauf eine neue Ehe mit Julie, geb. Mühlmann ein. Den folgenreichſten Einfluß auf ihn ſcheint aber der Umgang mit einem Nürnberger Myſtiker, dem Roſenbäcker Burger, gehabt zu haben; denn fortan erſcheint Schuberts geiſtiges Weſen in der Richtung dieſes merkwürdigen Mannes beſtimmt. Das erſte ſprechende Zeugniß davon iſt der 1. Band des Werkes „Altes und Neues“, welcher 1816 erſchien und von Ludwigsluſt aus bevorwortet iſt. Dahin war Schubert durch die Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin zur Erziehung der fürſtlichen Kinder gerufen worden; und er betrachtete dieſe Stellung als Durchgang zu der Aufgabe, die er ſich für ſein künftiges Leben geſtellt hatte: ſeine Sehnſucht ging dahin, Director an einem Volksſchullehrerſeminar zu werden. Ob das Volksſchulweſen es zu beklagen hat, daß er das nicht geworden iſt, muß dahingeſtellt bleiben; wichtig für uns iſt der Aufenthalt Schuberts in Ludwigsluſt deshalb, weil er daſelbſt ſein Erzählertalent zu der herrlichen Ausbildung brachte, die ihn zum Volks- und Jugendſchriftſteller gemacht hat. Für Schubert war der Aufenthalt in Ludwigsluſt eine Zeit zum

Theil sehr bitterer Erfahrungen. Zwar hingen seine Zöglinge, unter denen die Prinzessin Helene, die nachmalige unglückliche Herzogin von Orleans, war, an ihm mit großer Liebe; auch war er bei Hofe sehr geachtet. Aber der nüchterne norddeutsche Rationalismus Mecklenburgs war dem Schüler Burgers an sich ein schwer zu tragendes Leid, und mancherlei Anfeindungen machten ihm das Stücklein Weges in Ludwigslust „blutsauer und bitter langweilig." Er blieb nur drei Jahre und ging dann, nach einem ihn erquickenden Besuch bei Fr. Perthes in Hamburg, bei Rebekka Claudius in Wandsbeck und bei Joh. Geibel (dem Vater des Dichters) in Lübeck, nach Erlangen als Professor der Naturwissenschaften (1818).

Jetzt beginnt die ruhigere Periode des Lebens Schuberts, die Periode des Wirkens als Lehrer und Schriftsteller. Ich nenne von seinen Werken nur die für uns wichtigsten: das bekannte „Lehrbuch der Naturgeschichte" (19. Aufl. 1859), das „Wanderbüchlein eines reisenden Gelehrten", den „neuen Robinson", den „Spiegel der Natur", „Fritz Oberlin", die „Erzählungen" und die „Geschichte der Seele", Schuberts wissenschaftliches Hauptwerk.

Schuberts Wirksamkeit in Erlangen dauerte acht Jahre. 1827 folgte er einem Rufe an die neu errichtete Universität München, wo er bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand (1852) in gesteigerter Thätigkeit mit großem Segen arbeitete.

Seinen Lebensabend verwendete Schubert zu einer von Berufsgeschäften und Menschenverkehr ungestörten Einkehr in sich selbst. Die Frucht davon erschien 1854—1856 als „der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben" 3 Bde. 1858 traf ihn noch der Schmerz, den Heimgang der Herzogin Helene von Orleans betrauern zu müssen, der er in einem besondern Werke („Erinnerungen") ein bleibendes Denkmal gestiftet hat. 1860 ist er selbst gestorben.

Schuberts Wirksamkeit ist eine äußerst begnadigte gewesen. In Nord- und Süddeutschland, in der Schule und in der Kirche, unter den Angehörigen und Fernstehenden, unter den Männern der Wissenschaft und im Volke, bei alt und jung zeigen sich die Spuren seines segensreichen Strebens. Sein Hauptverdienst möchte dies sein, daß er durch seine Schriften und Schüler an einem festen Damm gegen

die einbrechenden Fluthen des Materialismus hat bauen helfen. Möge der christliche Geist seiner Wissenschaft, der milde Hauch seines Lebens zur Reinigung unserer geistigen Atmosphäre noch lange wehen!

§. 42. Das Volksthümliche auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete.

Es ist hier ein passender Ort, über das Volksthümliche auf dem naturwissenschaftlichen Gebiet zu sprechen. Denn wenn auch Schubert, von dem wir eben geschieden sind, als Repräsentant dieser Richtung nicht gelten kann, so nimmt er doch eine der ersten Stellen ein. Als Repräsentant muß, worauf gehörigen Orts schon hingewiesen worden ist, unstreitig Hebel gelten. Es ist wunderbar, mit wie einfachen Worten Hebel die schwierigsten Dinge darzustellen weiß! Ich erinnere nur an seine Darstellungen über das Weltgebäude. Hebel gibt außer der Form zugleich den Geist an, in welchem naturwissenschaftliche Dinge dem Volke dargeboten werden müssen. Da ist nichts von der albernen Salbaderei, die die Weisheit des Schöpfers preist, weil er die Düna so nahe an Riga gelegt hat*), oder weil die Löcher im Fell der Katze just gerade da sind, wo die Augen sitzen; nichts von der verkehrten Sinnigkeit, die das niedre Geschöpf in eine Reihe mit dem Herrn der Schöpfung, dem Menschen, stellt; nichts von der politischen Kannegießerei, mit welcher einige Populärmacher der neuern Zeit der Menge beizukommen suchen; nichts endlich von dem frivolen Pantheismus und Materialismus, der gerade die naturwissenschaftlichen Gebiete als seine Domänen für freies Schalten und Walten in Kopf und Herz des Volkes ansieht. Wenn „der Hausfreund" den Sternenhimmel betrachtet, so wird ihm zu Muth, als wenn er in die göttliche Vorsehung hineinschaute und jeder Stern verwandelte sich in ein Sprüchlein. „Der erste sagt: Deine Jahre währen für und für, du hast vorhin die Erde gegründet, und die Himmel sind deiner Hände Werk. Der zweite sagt: Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sei? Meinest du, daß sich

*) Ein rigaisches Sprichwort heißt:

„Die Rigenser thun ihren Herrgott loben,
Weil er die Düna so nahe an Riga geschoben."

jemand ſo heimlich verbergen könne, daß ich ihn nicht ſehe? Der dritte ſagt: Herr, du erforſcheſt mich und kenneſt mich, und ſieheſt alle meine Wege. Der vierte ſagt: Was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt, und Adams Kind, daß du dich ſeiner annimmſt? Der fünfte ſagt: Und ob auch eine Mutter ihres Kindes vergäße, ſo will ich doch deiner nicht vergeſſen, ſpricht der Herr." — Das ſagen dem Hausfreund auch alle andern Naturdinge, die er in den Kreis ſeiner Betrachtungen zieht; und das allein iſt der Geiſt, von dem naturwiſſenſchaftliche Darſtellungen für das Volk getragen werden müſſen. Dieſer Geiſt kann ſich ſteigern bis zu der Anſchauungsweiſe eines Schubert, der auf jeder Seite des großen Buches der Natur lieſt: „Es iſt ein Chriſtus, eine ewige erbarmende Liebe, die ihre Menſchen erlöſt aus den Banden eines ewigen Böſen, in denen ſeufzen alle Creaturen dieſer armen Natur, die nur ein Schattenbild iſt jener Natur, die einſt war und jener neuen Erde, auf die wir warten!" Wer in dem Geiſte eines Hebel, eines Schubert nicht ſchreiben kann, der ſollte die Feder bei Seite legen oder ſich ſtreng und allein an die Sache halten.

Der Drang und das Bedürfniß nach naturwiſſenſchaftlicher Erkenntniß hat ſich in der neuern Zeit bis in die bildungsärmſten Schichten des Volks verbreitet. Man muß ihm entgegen kommen, aber Drang und Bedürfniß nicht überſchätzen. Die Freude, die den Naturforſcher bei der Betrachtung des Kleinen und Fernen, bei der Entdeckung des bis dahin nie Geahnten, bei der Aufſtellung neuer, beſtechender Hypotheſen ergreift, läßt ſich bei dem Manne aus dem Volke nie vorausſetzen oder erwecken. Daher iſt es z. B. eine Thorheit, den gemeinen Mann in die Wunder des Mikroſkops und Teleſkops einführen zu wollen, ihn, der vielleicht nie ein derartiges Inſtrument zu ſehen bekommt; und es iſt Vermeſſenheit, ihn mit einer der unſichern Theorien über Erdbildung zu behelligen, wenn dieſe Theorie ſich in Widerſpruch ſtellt mit dem Schöpfungsbericht der heiligen Schrift. Der Umfang deſſen, was dem Volk in leiblicher wie geiſtiger Beziehung zu größtem Nutz und Frommen dargeboten werden kann, iſt, da ihm keins von den zahlreichen Gebieten der Naturwiſſenſchaften geradezu verſchloſſen iſt, ſo groß, daß man in der That die Eilfertigkeit nicht begreift, mit welcher man dem

Volke die angeblich vielen Millionen Jahre der Steinkohlenbildung, das Verhältniß von Stoff und Kraft und dergleichen Dinge einzutränken sucht, und das, was wahrhaft noth thut, dahinten läßt. Eine Auswahl, resp. Umarbeitung des Besten, was Hebel, Schubert, Lenz, Rebau, Baumann, Fischer, Bernstein, Kobell, Brehm, Reichenbach, Hartmann, Bock, Roßmäsler, Gloger, K. Müller, Littrow, H. Conscience und einige andre Deutsche und Ausländer (Lyell, Beudant, Johnston, Berlin) geliefert haben, könnte ein vortreffliches naturwissenschaftliches Volksbuch geben.

Ein durch Uebersetzung auch den Deutschen zugänglich gemachtes recht gutes Volksbuch ist „Die Natur, eine Lesebuch für Schule und Haus", nach dem Schwedischen des Prof. Dr. Berlin in Lund frei bearbeitet von Tutschek, mit 175 Holzschn. München 1861 ö. 1 Thlr. Es möchte diesem Buche vor der Hand kein andres an die Seite gestellt werden können; in Schweden ist es als Lesebuch in den Volksschulen eingeführt. — Oefter übersetzt sind auch die in England weit verbreiteten Bridgewaterbücher, ein ausführliches Werk über die Macht, Weisheit und Güte Gottes, wie sie sich in der Natur offenbaren. Diese Bücher, eine große Anzahl von Monographien verschiedener Verfasser, haben ihren Namen nach dem engl. Grafen F. H. v. Bridgewater, der zur Abfassung 8000 Pf. St. testamentarisch zur Verfügung stellte. Aus der Stuttgarter Ausgabe („Wochenbände für das geistige und materielle Wohl des deutschen Volkes" 1850 ff.) erhält man die einzelnen Nummern für 1 Sgr.

§. 43. Gemeinnützlich und gemeinschädlich, lächerlich und sündlich.

„Dies ganze Buch ist mit Bedacht
Für Jung' und Alte so gemacht,
Daß, wer es liest und darnach thut,
Verstand, Gesundheit, guten Muth
Erhält, auch wohl ein reicher Mann
Nach dessen Vorschrift werden kann.
Zur Lust für Kind und Kindeskind
Viel schöne Bilder drinnen sind.
Wohlfeilen Preises ist es auch:
Deshalben kauf es und gebrauch
Es fleißiglich in Fried und Ruh,
Gott gebe das Gedeihn dazu!"

Dieſe ſchlichten Knittelverſe, das Motto zu Zacharias Beckers „Noth- und Hilfsbüchlein", laſſen uns den hiſtoriſchen Begriff des **Gemeinnützlichen** erkennen, wie er ſich ſeit Baſedow und namentlich durch Rochow in Deutſchland feſtgeſtellt hat. Baſedow hatte in Unkenntniß der formalen und ſittlichen Bedeutung des Sprachſtudiums, mehr noch im Gegenſatz gegen die traurige Methode des Sprachunterrichts ſeiner Zeit, das Sprachſtudium zu einem Mittel des Sachunterrichts herabgeſetzt. An Stelle der „unnützigen Wörterkenntniß", wie er ſich ausdrückte, forderte er „gemeinnützige Erkenntniß"*). Doch hatte er bei ſeinen Beſtrebungen nur „die geſitteten Stände, von dem Prinzen an bis an die Kinder der Handelsleute oder angeſehenen Künſtler" im Auge. Anders und von andern Ausgangspunkten aus, aber mit demſelben Ziel — man nannte es Erziehung zur Humanität — der Herr von Rochow. Erfüllt mit Liebe zu ſeinen Untergebnen, und begabt mit ſcharfem Verſtande, hatte dieſer treffliche Mann, ein lebenslänglicher Freund Gellerts, auf ſeinen Gütern in der Mark Brandenburg die Einſicht gewonnen, daß der Landmann durch ſeine Unwiſſenheit und Roheit und durch ſeinen Aberglauben in ſeiner unbeneidenswerthen Lage feſtgebannt bleibe; durch Aufklärung über die ihn angehenden Gegenſtände aus der Natur, Geſchichte, Geographie, Menſchen- und Geſundheitslehre, Landbau- und Gewerbskunde ꝛc. müſſe er zur thätigen Theilnahme an der Aufbeſſerung ſeiner Lage erzogen werden. Baſedows und Rochows Ideen über Erziehung fanden, da ſie im beſten Einklang mit der ganzen Richtung der Zeit ſtanden**), den weiteſten Eingang bei den Zeitgenoſſen; und auf dieſem Boden entſtand in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Volksbuch, mit dem wir es hier zunächſt zu thun haben: „Das Noth- und Hilfsbüchlein oder lehrreiche Freuden- und Trauergeſchichte des

*) Wie weit die Philanthropiſten in der Schätzung des Gemeinnützlichen gingen, ſieht man daraus, daß Campe den Erfinder des Spinnrads höher ſtellte als den Dichter der Ilias und Odyſſee, und daß er die Poeſie als eine nichtsnutzige Kunſt betrachtete.

**) Es iſt die Zeit, da Fürſt, Gutsherr, Stadtrath ꝛc. dem Wohl des Volks durch eine große Anzahl äußerlicher Einrichtungen, Waiſen-, Kranken-, Gebärhäuſer, mediciniſcher Anſtalten, Straßenbeleuchtung und dergleichen aufzuhelfen ſuchten.

Dorfes Mildheim"*). Der Inhalt dieſes Buches, der übrigens aus dem oben angeführten Motto zu erkennen iſt, iſt in drei Theile gebracht: Wie Bauersleute vergnügt leben können — Wie Bauersleute mit Ehren reich werden können — Wie man ſich in allerhand Nothfällen des Lebens helfen kann. Im 1. Theil finden ſich Abſchnitte vom Brotbacken, vom Bierbrauen, vom Brenn- und Speiſeöl, von der Kleidung, Wohnung und von dergleichen äußerlichen Bedingungen eines glücklichen Lebens, auch ein Abſchnitt von der Ehre und einer von der Gemüthsruhe und dem Gewiſſen. Der zweite Abſchnitt entfaltet ſeinen Inhalt an der Geſchichte eines „Wilhelm Denker", der dritte enthält das Nothwendigſte über Krankheiten, Rettung Verunglückter, Giftpflanzen, giftige und ſchädliche Thiere, Feuersgefahr ꝛc. Das Ganze iſt ohne Kunſt an eine „Geſchichte des Dorfes Mildheim" angeſchloſſen. Das Noth- und Hilfsbüchlein iſt in mehr als einer Million Exemplaren verbreitet; noch jetzt erſcheint es meines Wiſſens in neuen Ausgaben; noch jetzt gewährt es dem Bauer und Bürger eine angenehme und belehrende Unterhaltung. Unterdes iſt in der deutſchen Litteratur ſein Inhalt in ähnlichen Schriften dargelegt worden (Scheitlin, „Pankraz Tobler oder über Leben, Geſundheit, Krankheit, Alter und Sterben"; „Vierzig Jahre oder Gemeinnütziges vom Dorfe", Langenſalza 1859, 6 Sgr.; ferner Hermann Jäger, „Angelroder Dorfgeſchichten", Weimar 1856), auch in unzählige einzelne Schriften aus einander gegangen**), von denen keine in der Weiſe und in dem Grade Volksbuch geworden iſt, noch werden kann***).

*) Der Verfaſſer, Rud. Zach. Becker, iſt 1752 zu Erfurt geboren. Nachdem er Theologie ſtudirt hatte, wurde er Hauslehrer in ſeiner Vaterſtadt und 1782 Lehrer an der Baſedowſchen Erziehungsanſtalt in Deſſau. Seit 1784 war er in Gotha als Zeitungsſchreiber, ſeit 1797 auch als Buchhändler thätig. 1811 bis 1813 ſaß er auf Napoleons Befehl auf der Feſtung zu Magdeburg. Er ſtarb 1822. — Was Beckers Noth- und Hilfsbüchlein für das Volk, das war in derſelben Zeit Junkers „Handbuch der gemeinnützigſten Kenntniſſe" für die Volksſchule. Dies Buch erſchien ſeit 1787 in vielen Auflagen.

**) Einen beſonders beachtenswerthen Zweig der gemeinnützigen Litteratur bilden die Mäßigkeitsſchriften; darunter verſteht man ſolche Schriften, die beſonders gegen den Genuß des Branntweins gerichtet ſind. Ihre Zahl iſt Legion, ihr Werth ein ſehr verſchiedener; die verbreitetſte iſt: Böttchers „Hauskreuz" (3 Sgr. 9 Pf.), das in ungefähr vierzig Auflagen erſchienen iſt.

***) Eine muſikaliſche Ergänzung des Noth- und Hilfsbüchleins iſt das 1799 u. ö.

In demſelben Geiſte wie Z. Becker arbeitete um die nämliche Zeit beſonders noch J. A. Ephraim Göze, der jüngere Bruder des durch ſeine Kämpfe mit Leſſing berühmt gewordenen Hamburger Hauptpaſtors Göze, ein mit naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen gut ausgerüſteter Mann, der namentlich darauf hinarbeitete, Aberglauben und Vorurtheil im Reiche der Natur zu vernichten.

Es möge hier noch eines Amerikaners gedacht werden, deſſen ganzes Leben in aufopferndſter Weiſe dem gemeinen Nutzen gewidmet war, Benjamin Franklins; denn die Schriften dieſes trefflichen Mannes ſind auch in Deutſchland weit verbreitet. „In ſeinen Schriften wie in ſeiner pennſylvaniſchen Zeitung und in dem Almanach, den er jährlich herausgab, lebte und webte ein Geiſt der Einſicht und der Liebe zum Vaterlande und zu ſeinem Volke, der überall Eingang zu dem Verſtand und dem Herzen der Menſchen fand. In ſolchen Büchern, wie ſeine „Sprichwörter des guten Heinrich“, iſt ein Ton getroffen, welcher allen, den Vornehmen wie den Geringen, den Bürgern wie den Bauern wohlthat; allenthalben wußte er den Antrieb zum geiſtigen Erkennen und zur Veredlung des Herzens zu wecken und Mittel zu erfinden oder nachzuweiſen, welche den Mängeln und Beſchwerden des menſchlichen Lebens abhelfen und das äußere wie innere Wohlbefinden des Volkes fördern konnten.“ (Schubert.) — Franklin, der Sohn eines Seifenſieders, war geboren 1706 zu Boſton. Sein bewegtes, thatenreiches Leben, das er zum Theil ſelbſt beſchrieben, iſt ein Stück der Geſchichte der nordamerikaniſchen Freiſtaaten; auch um die Naturwiſſenſchaften hat er bedeutende Verdienſte. Kurz vor ſeinem Hingange ſtiftete er noch einen Verein zur Abſchaffung der Sclaverei und vermachte den größten Theil ſeines Vermögens verſchiedenen wohlthätigen Stiftungen. Er ſtarb 1790.

Ein großer Theil des Gemeinnützlichen findet in den naturwiſſenſchaftlichen Volksbüchern ſeine Behandlung, ein großer Theil wird dem Bürger und Bauer täglich, wöchentlich, jährlich in Zeitung,

---

erſchienene „Mildheimiſche Liederbuch von 518 luſtigen und ernſthaften Geſängen über alle Dinge in der Welt und alle Umſtände des menſchlichen Lebens, die man beſingen kann; geſammelt für Freunde erlaubter Fröhlichkeit und echter Tugend, die den Kopf nicht hängt“ von R. Z. Becker. Dieſes Liederbuch verſucht in derſelben mechaniſchen Weiſe die Beglückung des Landmanns und Bürgers, wie das Noth- und Hilfsbüchlein; zurückgedrängt iſt es erſt durch Finks „muſikaliſchen Hausſchatz“, der wenigſtens in muſikaliſcher Beziehung als eine neue Geſtaltung desſelben erſcheint (S. 89).

Wochenblatt und Kalender dargeboten; leider zugleich auch ein großer Theil des Gemeinſchädlichen.

Zu dem **Gemeinſchädlichen** gehört in erſter Linie der größte Theil der von dem Landmann ſogenannten „Doctorbücher", die, meiſt von Medicinalpfuſchern ausgegangen, den Landmann und Bürger, den Landſchullehrer und Landprediger zur Medicinalpfuſcherei verleiten. Allopathie, Homöopathie, Hydropathie und alle die übrigen Heilmethoden, deren Zahl mit jedem Jahre wächſt, haben auf dieſem Gebiet der Litteratur ihre Vertreter. Es mag mancher Prediger oder Lehrer eine „glückliche Kur" gemacht haben; im ganzen aber iſt der Nutzen, den ſie bei Menſchen oder Vieh geſtiftet haben mögen, als nichts zu achten gegen den Schaden, auch gegen den Schaden, den ſie zugleich an ihrem Amt genommen haben. Man wolle doch ein rechtſchaffenes mediciniſches Studium nicht unterſchätzen! Eine vernünftige Geſundheitspflege iſt mit wenigen Ausnahmen alles, wofür Lehrer und Prediger zu wirken, deſſen der Bürger und Bauer ſich zu befleißigen haben. Ehe wir das erreichen, ſcheint noch lange hin zu ſein, und es verdient daher das claſſiſche, in dieſem Sinn von Ch. W. Hufeland geſchriebene Buch: „Makrobiotik oder die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern" noch heute die wärmſte Empfehlung*). — Schädlicher noch als jene Bücher, die gewöhnlich Abklatſche wiſſenſchaftlicher mediciniſcher Werke ſind, wirken zahlreiche den Aberglauben nährende Schriften, wie „des alten Schäfers Thomas Geheim- und Sympathiemittel" u. dergl., denn hier handelt es ſich um Schaden der Seele. — Zu dem Gemeinſchädlichen gehört das Meiſte von dem, was ſich als das „Ganze" oder „Neueſte" der Landbaukunde, der Seifenſiederei, des Schuhmacherhandwerks u. dergl. ankündigt. Daß dem Bauer und Bürger durch die vielverſprechenden Titel das Geld aus der Taſche gelockt wird, will nichts ſagen, wenn man bedenkt, wie nachtheilig der durch ſolche Bücher erzeugte und genährte Gedanke wirken muß, man könne durch Leſen ein guter Landwirth, Seifenſieder oder Schuhmacher

*) Die Opferfreudigkeit eines edlen Menſchenfreundes, der im Jahre 1862 einen Preis von 100 Friedrichsd'or für die beſte populäre Schrift über Geſundheitspflege ausſchreiben ließ, iſt leider nicht von dem erwarteten Erfolg gekrönt worden. Doch werden zwei von den zahlreich eingeſandten Manuſcripten, das eine von Schraube, das andre von Friedrich, zum Druck kommen.

werden. Zu dem Gemeinſchädlichen gehört endlich das, was „Galanthomme oder der Geſellſchafter, wie er fein ſoll“ heißt, was die Kunſt glücklich zu ſpielen lehrt, was in 24 Stunden oder in 14 Tagen einen guten Schreiber oder ſichern Orthographen oder gar einen kleinen Franzoſen fertig macht, und manches andre.

Damit ſind wir ſchon in das Gebiet des **Lächerlichen** getreten, zu deſſen Vergrößerung auch gelehrte Leute, namentlich aber Verleger beitragen. Denn was ſoll das heißen, wenn eine neue Auflage der „Geſchichte der Schöpfung“ von Burmeiſter als „Volksausgabe“ bezeichnet wird, oder wenn Hogarths klaſſiſche Bilder mit den Erklärungen von Lichtenberg als „ein Volksbuch im vollſten Sinne“ angekündigt werden, oder wenn Macaulays „Geſchichte von England“ zu einem billigen Preiſe erſcheint, „damit dieſe Ausgabe in alle Klaſſen des Volks eindringe“? Freilich giebt es Bücher, die in alle Klaſſen des Volks eingedrungen ſind, aber dieſe haben zunächſt nicht einen billigen Preis, ſondern die Faſſungskraft des Volks in dem öfter von uns bezeichneten Sinne zur Vorausſetzung. Harmloſer iſt ein „illuſtrirtes Schuſterbüchlein“, ein „unfehlbarer Rattenvertilger“, ein „kleiner Wanzentödter“, ein „Heirathskatechismus“ und dergl. Mit gerechtem Zorn aber muß jeder erfüllt werden, wenn er vernimmt, daß David Strauß ſein „Leben Jeſu“ in einer „ausdrücklich für das Volk geſchriebenen Bearbeitung“ demſelben jetzt für drei Thaler anbietet.

Reich, überreich iſt auch die deutſche Litteratur an Producten, deren Signatur **Sünde** iſt. Die Unzahl franzöſiſcher und deutſcher Romane, Ritter- und Räubergeſchichten*), Mord- und Liebesgeſchichten, Abenteuer-, Verbrecher- und Soldatengeſchichten, wie ſie die Leihbibliotheken der Städte füllen, iſt ſie nicht gezeugt von einer überreizten Phantaſie, von einer erwerbungsſüchtigen Speculation oder gar von dem bewußten Vorſatz, des Volkes edelſte Güter zu vernichten? Die Zeitungen und Witzblätter, mögen ſie auf der Rechten oder auf der Linken ſtehen, welches unheilige Spiel treiben ſie häufig in Wort und Bild mit der Wahrheit, wie buhlen ſie um

*) Die berühmteſte Räubergeſchichte, Rinaldo Rinaldini, die noch heute in allen Schichten der Nation mit wahrer Gier verſchlungen wird, hat den Schwager Göthe's, Vulpius, zum Verfaſſer.

den Beifall der Menge, wie reizen ſie an zur Verachtung andrer! Einige naturwiſſenſchaftliche Volksblätter und Kalender, wie laut predigen ſie den Materialismus und Abfall von dem lebendigen Gott! Wir müſſen, weil wir vorzugsweiſe an das Gute zu erinnern uns vorgenommen haben, eines nähern Eingehens auf das Einzelne uns enthalten. Ich verweiſe daher zum Schluß auf zwei Schriften, die mancherlei Belehrung und Anregung enthalten: F. Schaubach, „Zur Charakteriſtik der heutigen (verderblichen) Volkslitteratur" (Hamburg 1863, 18 Sgr.) und Oldenberg, „Ein Streifzug in die Bilderwelt" (ebendaſ. 1859, 6 Sgr.).

Wohl möchte einem angſt werden, wenn man dieſe Maſſe des Schädlichen und Sündlichen überſchaut. Und doch nicht; denn ein einziges Volksbuch, die Bibel, iſt, recht genützt, im Stande, jenes Heer verderblicher Producte in ſeinen Wirkungen zu vernichten.

§. 44. Die Bibel als Volksbuch.

Die Bibel, das „Buch der Bücher", iſt als ſolches auch das Buch der Volksbücher, ein Volksbuch im weiteſten und tiefſten Sinne des Worts, das Volksbuch. Wenn die Bibel ihre Machtfülle allein an dem ganz offenbaren kann, der mit der Lebensfrage in ſie hineintritt: was muß ich thun, daß ich ſelig werde? wenn ſie allein dieſem in allen Lagen des Lebens Troſt, in allen Wechſelfällen Halt, in allen Anfechtungen Stärke giebt; wenn ſie allein dieſem zu jedem einzelnen der von dem Apoſtel genannten Stücke, zur Lehre, zur Strafe, zur Beſſerung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit nütze iſt: ſo iſt doch kein Reicher oder Armer, kein Hoher oder Niedriger, kein Gelehrter oder Ungelehrter, der, falls nicht jegliche Fähigkeit für Aufnahme geiſtiger Dinge in ihm erſtickt iſt, von dem erfriſchenden Weſen der heiligen Schrift nicht aufs wohlthätigſte erquickt würde. Das kann man von keinem andern Religionsbuche der Welt ſagen; nicht von dem Koran der Türken, nicht von dem Talmud der Juden, nicht von den Vedas der Inder, nicht von dem Yking der Chineſen. Daher die in der Sache übereinſtimmenden Urtheile von Männern der verſchiedenſten Geiſtesrichtungen. Auguſtin ſchreibt: „Gottes Wort iſt ein Waſſer, in welchem das Lamm watet, der Elephant aber ſchwimmen muß." Der „Königsberger Weiſe" Kant ſchreibt

an den französischen Abbé Sieyes zu Paris: „Die Bibel ist mein edelster Schatz, ohne welchen ich elend wäre. Zuverlässige Regeln, wie Menschen und ganze Staaten zu aller möglichen Glückseligkeit gelangen können, sind nur in der Bibel zu finden." Hamanns Worte s. oben S. 105. Göthe sagt an einer Stelle seiner Werke: „Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt sie ihrem innern Werthe. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volkes zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwickelungen nothwendiger und zufälliger Ereignisse bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeiten hinausführt." Und an einer andern Stelle: „Je höher die Jahrhunderte an Bildung steigen, desto mehr wird die Bibel, zum Theil als Fundament, zum Theil als Werkzeug der Erziehung, freilich nicht von naseweisen, sondern von wahrhaft weisen Menschen genützt werden." (Vergl. auch das vierte Buch in Göthe's „Aus meinem Leben.") Auerbach erklärt („Schrift und Volk") die Bibel für „das Muster eines Volksbuchs." „Sie giebt," fährt er fort, „die concrete Anschauung eines Naturvolks, stellt die Charaktere unmittelbar hin mit all den kleinen Lebenszügen der Individualität, die Lehre ergiebt sich von selbst, nicht in kalter Abstraction oder in überschwenglichen Ergießungen. Alles ist hier noch Eins, das Allgemeinste und Höchste stellt sich in dem Besondern dar. Vor allem aber zeigt sich das Walten der höhern, das Individuum beherrschenden Macht in naiver Gegenständlichkeit."

Was die Bibel dem ihr inwohnenden Vermögen nach ist, das Volksbuch, das ist sie in der Wirklichkeit unter Einwirkung äußerer Umstände bis heute noch nicht geworden. Ein Volksbuch muß in der Volkssprache gelesen werden können. Man hat berechnet, daß, die unzähligen Dialecte nicht einmal in Anschlag gebracht, auf der Erde über 1000 Sprachen gesprochen werden; auf diese Weise sind mindestens 1000 Uebersetzungen der heiligen Schrift nöthig. Wie steht es in der Wirklichkeit? Die lange Zeit seit der stillen Arbeit jener sagenhaften Siebenzig (300 v. Chr.) bis zu der außerordentlichen Thätigkeit der heutigen Bibelgesellschaften hat nicht mehr als ungefähr

200 Ueberſetzungen zu Stande gebracht*). Ein Volksbuch muß mit ſeiner Sprache das Herz des Volks treffen. Wie mag es hiemit in der Wirklichkeit ausſehen? Wenn vielleicht nur von der Ueberſetzung Luthers ſolches ganz gelten könnte, und dies vielleicht nur für die hochdeutſch Redenden? Ein Volksbuch muß wohlfeil ſein. Wie iſt es in der Wirklichkeit geweſen? Eine Handſchrift der ganzen Bibel koſtete im Mittelalter ungefähr 3000 Thaler, ein einzelnes Evangelium koſtete noch kurz vor Erfindung der Buchdruckerkunſt, da doch die Schreibkunſt allgemeiner und die Handſchriften häufiger waren, 20 Gulden, eine für damalige Zeit ſehr bedeutende Summe. Erſt ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt iſt der Preis einer Bibel nach und nach herabgegangen. Ein Volksbuch muß endlich überall hin ungehindert Eingang haben. Wie ſteht es in der Wirklichkeit? Allein von den 45 Millionen Deutſchen iſt mehr als der Hälfte der Gebrauch der Bibel in der deutſchen Sprache verſagt. Seit Gregor VII. nämlich (1080) haben die katholiſchen Päpſte den Gebrauch der Bibel in der Landesſprache gemißbilligt, ſeit Innocenz III. (Anfang des 13. Jahrh.) von dem Ermeſſen der Biſchöfe abhängig gemacht, und auch dann nur das Leſen der durch kirchliche Cenſur gebilligten Ueberſetzungen geſtattet, und auch dies nur denen, von welchen man vorausſetzen könnte, daß ſie „aus einem derartigen Leſen nicht Schaden, ſondern Vermehrung des Glaubens und der Frömmigkeit erlangen könnten.“ Noch im Jahr 1824 erließ der damalige Papſt Leo XII. an alle Patriarchen, Prälaten, Erzbiſchöfe und Biſchöfe der römiſch-katholiſchen Kirche ein Rundſchreiben des Inhalts: „Es iſt euch nicht unbekannt, ehrwürdige Brüder, daß eine gewiſſe Geſellſchaft, genannt Bibelgeſellſchaft, mit Frechheit ihr Weſen durch die ganze Welt hin treibt; — eine Geſellſchaft, die — verachtend die Ueberlieferungen der heiligen Väter und im Widerſpruch gegen die bekannten Beſchlüſſe des Tridentiner Concils — mit aller Macht und mit allen Mitteln darauf hin arbeitet, die heilige Schrift in die Mutterſprache eines jeden Volkes zu überſetzen oder vielmehr zu verkehren, — ein Unternehmen, das uns aufs äußerſte fürchten läßt, daß durch falſche und verkehrte Auslegung das Evangelium Chriſti in ein menſchliches

*) Ich empfehle an dieſer Stelle: Oſtertag „die Bibel und ihre Geſchichte.“ Baſel, Bahnmaier. 4. Aufl. Geb. 14 Sgr.

Evangelium, oder — was noch schlimmer ist — in ein Evangelium des Teufels umgewandelt werde*). Um diese Pestilenz abzuwehren, haben Unsre Vorfahren viele Verordnungen erlassen, und haben zugleich aus der heil. Schrift selbst und aus den Kirchenvätern Beweise angeführt, wie höchst schädlich diese gottlose Neuerung für den Glauben und die Sittlichkeit ist. — Wir ermahnen Euch deshalb, auf jede Weise Eure Gemeinden von diesen giftigen Weiden abzulenken, in der Ueberzeugung, daß, wenn die heil. Schrift ohne weiteres überall verbreitet wird, daraus mehr Uebel und Schaden als Gewinn erwachsen werde."

Trotz alledem und trotz der z. B. in Spanien noch heute fortdauernden grausamsten Verfolgung der Bibelleser findet die heil. Schrift selbst unter den Katholiken immer mehr Verbreitung; und man hat berechnet, daß bis gegenwärtig etwa 70 Millionen Bibeln und Testamente gedruckt und unter die Leute gebracht worden sind. Möge mit der Bibelverbreitung auch der Bibelsegen sich mehren! Noch heute liegt ja — der Volksschullehrer wird das zu sehen häufig Gelegenheit haben — manche Bibel ungelesen im Schrank. Hier eröffnet sich dem Lehrer ein weites Feld für seine Thätigkeit. Ehe er daran denken kann, irgend ein andres Volksbuch zu verbreiten und zu dessen Gebrauch aufzufordern, ehe er die Axt anzulegen versucht an die umlaufenden verderblichen Schriften, schaffe er der heiligen Schrift Eingang in die Häuser und Herzen der Leute. Der rechte Bibelgebrauch in der Schule ist dazu der erste, aber ein sehr folgenreicher Schritt.

Woher Bibeltexte um einen geringen Preis zu bekommen sind, das weiß jeder meiner Leser. Als vorzügliche, zugleich wohlfeilste Haus- und Familienbibel empfiehlt sich die vom Evangelischen Bücherverein zu Berlin herausgegebne Bilderbibel (1 ⅔ Thlr.). Theurer ist „die Bibel in Bildern" von Schnorr von Carolsfeld**). Wem in sprachlichem oder sachlichem Interesse an einem Texte gelegen wäre, wie ihn Luther ein Jahr vor seinem Tode nach Ausdruck und Schreib-

*) Ich bemerke hier, daß in der katholischen Kirche nicht der Urtext der heiligen Schrift, sondern eine mangelhafte lateinische Uebersetzung, die sog. Vulgata, als authentischer Schrifttext gilt!

**) Eine Auswahl aus diesem werthvollen Bilderwerke, 100 Bilder in einer Mappe, „für die (sächsische) Volksschule" besorgt, kostet 5 Thlr.

weiſe feſtgeſtellt hat, der müßte eine Bibel aus der Stuttgarter Bibelanſtalt beziehen. (Für das Volk iſt dieſer Text nicht geeignet.) An einer Bibelausgabe, die durch kurze Einleitungen, gedankenverbindende Umſchreibungen, einfache Erklärungen und Anmerkungen und durch hie und da berichtigte und geglättete Ueberſetzung über die Schwierigkeiten, die ſich dem Bibelleſen entgegenſtellen, hinweghülfe, fehlt es zur Zeit noch. Denn weder die alte gute „Nürnberger Bibel", noch die 1756 u. ö. erſchienene ſog. „Hirſchberger Bibel", ein Erzeugniß des durch Spener in der evangeliſchen Kirche zur Geltung gekommenen Pietismus, noch die „Berlenburger Bibel", ein Erzeugniß eines aus verſchiedenen Elementen gewirkten Myſticismus (1726 ff.), noch das Calwer „Handbuch der Bibelerklärung" (2 Bde. 1 Thlr. 24 Sgr.), noch ein Gerlachſches oder Liscoſches oder Meyerſches Bibelwerk, noch die neue Dächſelſche Bibel (ſeit 1862 in 45 Lief. zu 6 Sgr. erſcheinend) kann dem angedeuteten Bedürfniß ganz abhelfen. Die Arbeit iſt groß, und wenige ſind der Arbeiter; bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in ſeinen Weinberg ſende!

§. 45. Hiſtoriſcher Ueberblick.

1. Periode. Vom Anfang bis zu Luther und Hans Sachs. Die Zeit der Arbeit des Volkes ſelbſt.

In die älteſte Zeit hinauf, in die Jahre der Kindheit unſeres Volkes, weiſen uns die deutſchen Märchen, die, obwohl wir ſie in ihrer Urgeſtalt keineswegs mehr haben, dennoch in vielen Zügen jene Unmittelbarkeit des Gemeinlebens mit der Natur verrathen, welche das charakteriſtiſche geiſtige Merkmal des Urmenſchen iſt (§. 31). Mit dem Märchen zugleich, in dieſes vielfach verwoben und mit ihm dem Geheimnißvollen ſich zuwendend, hat die Räthſelfrage ihre Entſtehung gefunden (§. 26). Während aber die Räthſelfrage, nach und nach in das complicirtere Räthſel übergehend, fort und fort cultivirt wurde, mußte die Märchenbildung nothwendig aufhören, wenn auch das Märchenerzählen oder wenigſtens das Märchenleſen bis auf den heutigen Tag fortdauert und damit die Urkraft des Märchens unwiderleglich beweiſt. An die Stelle der Märchenbildung trat in der mehr reflectirenden Zeit die Sagenbildung (§. 32), deren goldnes

Zeitalter längſt vorüber iſt, obgleich noch jetzt die Sage hiſtoriſche Perſönlichkeiten in ihren Kreis zieht. Dem geiſtigen Zuſtande des Volkes, welcher die Sagenbildung hervorrief, verdanken wir auch die Entſtehung des Sprichwortes (§. 27) und in weiterer Ferne des Spruches (§. 4). Die Blüthezeit beider liegt noch jenſeits des 13. Jahrhunderts; denn von hier ab beginnt ſchon die ſammelnde Thätigkeit eines Freidank und andrer, und mit ihnen zugleich der Uebergang zu dem Kunſtſpruch. Sage, Sprichwort und Spruch blühen langſam, aber bis zur Zeit der Reformation faſt gänzlich ab; die beiden letztern finden wegen ihrer ethiſchen Bedeutung in dieſer Zeit wieder ihre Sammler und Ausleger (Agricola, Seb. Franck §. 4); aber die alte Volksſage fällt faſt der Vergeſſenheit anheim. An ihre Stelle tritt die Geſchichte in der volksthümlichen Geſtalt der Chronik (§. 33). Einige Bedeutung für das Volk kann die Chronik jedoch erſt dann erhalten, nachdem die Buchdruckerkunſt erfunden und in Folge davon die Leſekunſt allgemeiner geworden iſt. Bis dahin iſt das Volk weſentlich hörend, ſagend und ſingend; es muß noch eine geraume Zeit vergehen, ehe es ein leſendes Volk wird, während es ein ſchreibendes nie werden kann.

Neben der Volkspoeſie, die von Anfang an Kampf- und Kriegslieder (§. 10), ſodann (im 4. bis 8. Jahrhundert) jene großen, ſpäter in neuen Geſtalten auftretenden Sagen von Dietrich, Siegfried, Gunther, Hagen u. a. geſchaffen hat, tritt, nachdem dieſe Sagen (im 9. bis 11. Jahrhundert) erſt noch zum großen Theil durch die Hände der Geiſtlichen hindurchgegangen ſind, gegen Ende des 12. Jahrhunderts die Kunſtpoeſie der Ritter hervor, durch welche die Volkspoeſie in den Hintergrund gedrängt wird. Die Ritter, obgleich ſie auch epiſche Stoffe, namentlich ausländiſche, mit Glück bearbeiten (Parcival des Wolfram von Eſchenbach um 1205), wenden ſich doch vorzugsweiſe der Lyrik zu; und zu derſelben Zeit, da unſer Volksepos im Nibelungenliede und der Gudrun ſeine letzte Ausbildung und heutige Geſtalt erhält, entfaltet der Minnegeſang der Ritter ſeine ſchönſten Blüthen. Nach einem Jahrhundert tritt der Verfall ein. Die ſchweren Kämpfe zwiſchen dem Adel und den Städten, und in den Städten ſelbſt zwiſchen den bis dahin einflußreichen Patriziern und den emporſtrebenden Handwerkerzünften (14. Jahrh.), die Erfindung der Buchdruckerkunſt und das Wieder-

aufleben der Wiſſenſchaften (15. Jahrh.) vollenden die Trennung der Stände von einander (Lehr-, Wehr-, Nährſtand). Der Lehrſtand wendet ſich nun allein dem claſſiſchen Alterthum zu, der Wehrſtand verfällt der Luſt an Rauferei und Gelag. So flüchtet ſich denn die Poeſie zu dem dritten Stande: es entſteht der Meiſtergeſang (§. 35). Vom Meiſtergeſange ausgehend, gelangt Hans Sachs zur Meiſterſchaft in der Handhabung volksthümlicher Stoffe und Formen (§. 35). H. Sachs war nur eine Stimme aus dem Volk; das ganze Volk ſeiner Zeit dichtete und ſang. Gleich nach dem Abblühen des Minnegeſanges nämlich fing das ſchon längſt in verſtohlnen Klängen ſich verrathende Volkslied an, heller zu ertönen, und erſcholl beſonders in den unter dem Gewerbfleiß ihrer Bewohner aufblühenden Städten immer lauter und lauter. Die Zeit Hans Sachſens iſt auch die Zeit der höchſten Blüthe des Volksliedes, das durch und ſeit Luther ſelbſt in die proteſtantiſchen Gottesdienſte Eingang fand. Das proteſtantiſche Kirchenlied iſt nichts anderes als die heiligſte Geſtaltung des Volksliedes (§. 10). Durch Luther wurde ein weiterer ungeheurer Umſchwung hervorgebracht: die verſchiedenen neben einander gleichberechtigten Volksdialecte, von denen bald dieſer, bald jener als Schriftſprache hervorgetreten war, mußten ſich der hochdeutſchen Sprache der Bibelüberſetzung unterordnen, einer Sprache, die nach und nach jene Volksdialecte gänzlich zu verdrängen anfing (§. 17).

2. Periode. Seit Luther und Hans Sachs bis zu Claudius und Hebel. Die Zeit der Trägheit.

Die Märchenbildung hat längſt ein Ende genommen, die Blüthe der Sagenbildung iſt ebenfalls vorüber. Was von der alten Heldenſage noch einiges Leben im Volke hat, geht nebſt neuen, zum Theil ſehr ſonderbaren Stoffen gleich zu Anfang dieſes Zeitraumes in die Volksbücher über, die ihre heutige Geſtalt im ſechszehnten Jahrhundert empfangen haben (§. 32). Sprichwort und Spruch finden eine verhältnißmäßig ſehr geringe Bereicherung. An Sammlern fehlt es durch das 16. und 17. Jahrhundert zwar noch nicht (Zinkgref §. 4); das 18. Jahrhundert aber verachtet in thörichter Selbſtbeſpiegelung die Weisheit von der Gaſſe und wendet ſich mit Vorliebe nur der unvolksthümlichen Form des

Epigramms zu, das ſchon in Friedrich von Logau in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts ſeinen begabten Vertreter gefunden hatte (§. 4).

Neben dem Epigramm pflegte man im 17. Jahrhundert mit beſondrer Vorliebe eine Darſtellungsgattung, die man als eine Erweiterung des Epigramms anſah, die Satire. Die Satire wächſt mit dem Epigramm inſofern auf dem nämlichen Boden, als in beiden Verſtand und Witz an die Stelle der Phantaſie und Empfindung treten. Opitz hatte dieſen Boden dem Dinge, das er Poeſie nannte, angewieſen und geebnet. Einige von den ſehr zahlreichen Satirikern der bezeichneten Zeit verdienen hier deswegen Erwähnung, weil ſich bei ihnen ein nicht geringer Grad von der damals ſo ſeltnen Volksthümlichkeit zeigt. Wilhelm Laurenberg aus Roſtock verfaßte noch in hohem Alter „veer olde berömede Schertzgedichte" in plattdeutſcher Sprache. Er verſpottet darin in witziger, komiſcher, den Volkston gut treffender Weiſe „die Veränderlichkeit in allen menſchlichen Dingen und das Nichtige des Modeweſens der Zeit, der Kleidertracht, der Sprachmengerei, der neumodiſchen Dichtung u. dergl." Balthaſar Schupp (Schuppius), zuletzt Prediger in Hamburg, ſchrieb lehrreiche Schriften „voll Humors und Witzes, in einem natürlichen, lebendigen Stile, der von der geſchraubten Proſa ſeiner Zeit auf unglaubliche Weiſe abſticht, voll launiger Treuherzigkeit und treuherziger Laune, voll Anſchaulichkeit und voll der glücklichſten Griffe aus dem wirklichen Leben — unter denen des 17. Jahrhunderts weit zu den beſten zu zählen, wenn ſie nicht wirklich die beſten ſind" (Vilmar). Abraham a Sancta Clara (mit ſeinem eigentlichen Namen Ulrich Megerle), katholiſcher Pater und Hofprediger zu Wien, geißelte in derbſter Weiſe und mit einer Laune, die man ſelten wieder antreffen wird, mit einem Freimuth, den man bewundern muß, mit einem Witz, der unwiderſtehlich zum Lachen nöthigt, und mit einer weitreichenden Menſchenkenntniß, Weltkenntniß und Gelehrſamkeit die Thorheiten und Laſter ſeiner Zeit. Seine Manier kennen zu lernen, wird No. 19 der „Neuen Volksbücher", Leipzig, Schlicke, 1½ Sgr. („Witz- und Märchenſchatz ꝛc.") genügen.

Das Volkslied verſtummt unter den Greueln des dreißigjährigen Krieges. Die Fabel, von Luther mit eindringlicher Rede dem Volke dargeboten und im Reformationszeitalter noch von andern

gepflegt, findet erſt zu Ende dieſer Periode in Gellert und ſeinen Zeitgenoſſen beachtenswerthe Bearbeiter. Gellert ſteht am Schluß dieſer Periode in ähnlicher Weiſe, wie Hans Sachs am Schluß der erſten (§. 36). Mit den „Fabeln und Erzählungen" giebt er ſeiner Zeit einen gewiſſen Glanz; im übrigen iſt dieſe Zeit, was die volksthümliche Production anbelangt, eine erbärmliche Zeit, aus der jener Volksmann noch zeitig genug geſchieden iſt, um nicht das Schlimmſte zu erleben. Dies zeigte ſich erſt gegen das Ende des Jahrhunderts. Wenn wir auch einigen Schriften von Campe, Salzmann (§. 38) und Zacharias Becker (§. 43) eine gewiſſe Anerkennung nicht verſagen wollen, was ſind ſie denn gegen die ohnehin nicht ſehr ſaftreichen Früchte, die noch das 16. und 17. Jahrhundert gezeitigt haben, des Frühern ganz zu geſchweigen? Dabei ſind ſie keineswegs das Schlechteſte. Gewiß der Verzeihung meiner Leſer, verſage ich es mir gern, eines der geringeren Producte, z. B. das „Unterhaltende Hiſtorienbuch für Bürger und Bauersleute" von Pfaff, das ſich ſelbſt als eine Auswahl „aus den Schriften unſerer vorzüglichſten Volksſchriftſteller" giebt, zu charakteriſiren. — Möſer, Engel und Senme (§. 37), bei weitem mehr noch Stilling (§. 13) und Peſtalozzi (§. 38) erſcheinen mit ihren oben erwähnten Werken als Propheten der Folgezeit; Claudius, obwohl Zeitgenoſſe der Aufklärer, hat doch mit ihnen ganz und gar nichts gemein; er gehört der folgenden Periode an, die mit dieſer einige Jahrzehnte hindurch zuſammenfällt.

Was oben (§. 8) in Bezug auf die Kunſtpoeſie und die Ausbildung der deutſchen Sprache zuſammenfaſſend geſagt worden iſt, berechtigt uns nicht weniger als dieſe das Volksthümliche betreffenden Ausführungen, unſere zweite Periode als die Zeit der Trägheit zu bezeichnen. Denn nur das evangeliſche Kirchenlied erfreut ſich in derſelben einer herrlichen Ausgeſtaltung (P. Gerhard u. a.), und neben dasſelbe treten ergänzend die unvergänglichen erbaulichen Proſaſchriften eines Arnd, Scriver, Müller (§. 34).

3. Periode. Von Claudius und Hebel bis auf die Gegenwart. Die Zeit der Thätigkeit für das Volk.

Mit Klopstock ist ein neuer Morgen angebrochen (§. 8). Klopstock selbst hat etwas Volksthümliches in unserm Sinne allerdings nicht geschaffen; allein schon durch seine unmittelbaren Schüler, die Mitglieder des Hainbundes und Bürger (§. 8), am dichtesten und erquickendsten durch Claudius fallen die Strahlen jenes Morgens, der, was die Kunstpoesie anbelangt, durch Wieland (§. 8), Herder und Lessing (§. 9), Göthe und Schiller zum freundlichsten Tage wird, auch auf das Volk. Wir wollen nicht unerwähnt lassen, daß die eben genannten Heroen der deutschen Dichtung außer dem undeutschen Wieland von großer, wenn auch nicht immer bis ins Einzelne nachweisbarer Bedeutung auch für die Volksdichtung und Volksschrift gewesen sind. Insbesondere muß folgendes erwähnt werden. Herder hat durch seine „Stimmen der Völker" auf dem Gebiete des Volksliedes einen Anstoß gegeben, dessen Nachwirkungen noch heute gefühlt werden. Lessing hat auch dem Volk in unserm Sinne seine Minna von Barnhelm gedichtet (man erinnre sich an des Wandsbeckers Bericht über die Aufführung derselben in Hamburg), wie er denn bei seinen Bestrebungen für das Emporkommen des deutschen Theaters dasselbe wesentlich als eine Anstalt für die Volkserziehung auffaßte. Er hat auf die litthauischen Volkslieder aufmerksam gemacht und den Berliner Aufklärer Nicolai, der sich so weit vergessen konnte, die durch Herder erregte Theilnahme am Volkslied zu verspotten, für seine Verwirrung der Begriffe Pöbel und Volk gehörig gezüchtigt. Endlich hat er in einem Briefe an Gleim (§. 10) Gedanken über die Dichtung für das Volk niedergeschrieben, die jeder beherzigen sollte, der für das Volk dichten oder schreiben will. Göthe hat gar manches Lied, manchen Spruch von volksthümlichem Gehalt und volksthümlicher Form gedichtet, und einer seiner Romane, „Werthers Leiden", ist ähnlich jenen alten Volksbüchern auf schlechtes Papier gedruckt und in den Straßen feil geboten worden, eine Erscheinung, die man sich freilich nur aus der damaligen gefühlsschwärmerischen Zeit erklären kann. Ein Göthen nahe stehender Mann, Johannes Falk, hat neben seinen Kunstdichtungen einiges Volksmäßige geliefert, das noch

heute von dem Volk geleſen zu werden verdient (§. 38), und Göthe's Schwager Vulpius verdanken wir jenen vom Volk mit wahrer Begierde verſchlungenen Räuberroman Rinaldo Rinaldini (§. 43). Schiller hat, obgleich er nichts in unſerm Sinne Volksthümliches erzeugt hat, noch erzeugen konnte — man müßte denn etwa an ſeine „Räuber" denken, die Verfaſſer dieſes ſelbſt bei Volksfeſten im Mansfeldiſchen natürlich in großer Verſtümmelung hat aufführen ſehen —, doch in einer Recenſion der Bürgerſchen Gedichte tiefe Blicke in das Weſen der Volksdichtung eröffnet.

Hier müſſen wir auch gleich Veranlaſſung nehmen, der um die Zeit von Schillers Tode aufblühenden deutſchen Romantik und ihrer Leiſtungen auf unſerm Gebiet zu gedenken. Mit Widerwillen erfüllt gegen das damalige ſchale deutſche Leben, empört über das abgeſchmackte aufkläreriſche Treiben und die damit im Zuſammenhang ſtehenden Gedanken einer gewaltſamen Umwälzung, ſuchte die Romantik, indem ſie die Poeſie zum Mittelpunkt alles Lebens und Strebens machte, ihre Heimat in allen den Zeiten und Zuſtänden, da ein poetiſcher Anſtrich auf dem wirklichen Leben zu liegen ſchien, in den fälſchlich ſogenannten romantiſchen Zeiten und Zuſtänden. Das deutſche Mittelalter mit ſeinem Ritterthum und Minnedienſt, mit ſeinem Katholicismus, mit ſeinem Wunder- und Aberglauben, die Zeiten und Zuſtände, welche in den Werken einiger engliſchen, ſpaniſchen, italieniſchen und morgenländiſchen Dichter in poetiſcher Verklärung vor Auge und Sinn ausgebreitet liegen, hatten für die Romantik das höchſte Intereſſe. Dadurch mußte ſie naturgemäß auf das Volksthümliche geführt werden. Sie ſchöpfte mit großer Freude aus dem Born der alten Volkslieder, Sagen und Legenden und erfand in dem wenn auch noch unklaren „Verſtändniß der Gottesgeheimniſſe deutſchen Familien- und Volksthums" neue Weiſen, neue Geſtalten. Den Häuptern der Romantik verdanken wir die innigen Lieder „Wenn ich ihn nur habe", „Wenn alle untreuwerden" u. a. von Novalis, das Märchen Undine von Fouqué, einige Märchen und Sagen von Tieck, die „Geſchichte vom ſchönen Annerl und braven Kasperl" von Clemens Brentano, vor allem „des Knaben Wunderhorn" von dem letztern und Achim von Arnim. Unter den Gliedern der Romantik iſt Joſeph von Eichendorff durch einige Lieder ausgezeichnet („Wem Gott will

rechte Gunſt erweiſen", „Wer hat dich, du ſchöner Wald", „O wunderſames, tiefes Schweigen", „In einem kühlen Grunde"). An die Romantiker ſchließen ſich ohne Zwang an die ſchwäbiſchen Dichter Uhland und Kerner, denen wir eine große Zahl echt volksmäßiger Lieder verdanken, ſodann Wilhelm Hauff („Morgenroth, Morgenroth"), Heinrich Heine („Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten"), Hoffmann von Fallersleben („Zwiſchen Frankreich und dem Böhmerwald", „Treue Liebe bis zum Grabe" u. v. a.) und die patriotiſchen Dichter E. M. Arndt, Theodor Körner und Max von Schenkendorf, deren Lieder ſeiner Zeit ganze Heere in Begeiſterung verſetzt haben und noch heute in den weiteſten Kreiſen des Volkes erklingen.

Alles dies ſind nur einzelne Darbietungen der Kunſtpoeſie, aus denen man jedoch das Ringen des deutſchen Geiſtes und Herzens erkennen kann, den unnatürlichen Unterſchied zwiſchen Kunſtpoeſie und Volkspoeſie zu überwinden. Die letztere hat ſeit Claudius ſelbſtändig ihre Entwicklung verfolgt.

Neben Claudius, dem Norddeutſchen, und Peſtalozzi, dem Schweizer, erſcheint zu Anfang des Jahrhunderts Hebel, der Süddeutſche, mit noch größerm Erfolge als jene beiden. In dieſen drei Männern ſind alle Keime der fernern Entwicklung gelegt, die ſich bis in die jüngſte Zeit namentlich auf dem Gebiet der Dorfgeſchichte lebendig erwieſen hat. Hier nun ſind die Beſtrebungen zunächſt weit aus einander gegangen. Während nämlich einerſeits nach Immermanns glücklichem Verſuche, weſtfäliſches Dorfleben in anſchaulicher Weiſe und nach den Regeln der Kunſt zu ſchildern, durch Auerbachs „Dorfgeſchichten" die Dorfgeſchichte zu einer vorher nicht gekannten, nun vollberechtigten und allſeitig cultivirten poetiſchen Gattung wird (§. 39), erfährt andrerſeits, nachdem Zſchokke mit ſeinem „Goldmacherdorf" vorangegangen iſt, die Dorfgeſchichte als Tendenzgeſchichte für das Volk durch Jeremias Gotthelf diejenige Pflege, welche ſie dem Volke ſelbſt lieb und werth machen mußte. Eine große Zahl theils ſehr glücklicher, theils aber auch ganz unberufener Nachfolger findet nun J. Gotthelf (§. 40), wie B. Auerbach (§. 39). Daneben giebt es ſogar immer noch nicht wenige Schriftſteller, die, ohne Sinn und Verſtändniß für volksthümliches Weſen und des Volkes Bedürfniſſe, im Ton der mora-

liſchen Waſſerſucht der Aufklärungszeit dem Volke Erzählungen darbieten, deren Schauplatz in Freudenheim, Sparfeld, Sorgenberg, Tugendleben, deren Helden der liebe Pfarrer Gutmann, der gute Schulmeiſter Liebermann, der treue Meiſter Friedemann und der friedliche Bauer Treumann. Die kürzere Erzählung Hebels hat ſehr achtbare Nachahmer gefunden in Auerbach, Stöber, Joſephſon (§. 25); aber auf einen neuen Hebel warten wir noch; Alban Stolz (§. 34) könnte es ſein, wenn er nicht Katholik wäre. Hebels Sprichwörterbearbeitungen ſind mit Glück nachgeahmt worden von Stöber, Horn, Härlin u. a. (§. 27), ſeinen Leiſtungen in der dialectiſchen Dichtung ſtellen ſich die Leiſtungen eines Groth, Reuter u. a. ebenbürtig zur Seite (§. 23). Claudius fand verhältnißmäßig viel weniger, die in ſeine Fußſtapfen traten. Dies liegt theils in ſeiner unnachahmbaren Originalität; theils darin, daß er die volksthümliche Form von dem volksthümlichen Inhalt trennte und ſo die unvolksthümlichſten Dinge in eine volksthümliche Form kleidete; theils endlich darin, daß man ſich zur rechten wie zur linken von ſeinem Geiſte entfernt hat. Im populären Briefe, in welchem Claudius ſo ſtark iſt, hat er leider noch keinen würdigen Nachfolger gefunden, einen volksthümlichen Spruchdichter hat die Neuzeit nicht und braucht ihn nicht, ſeine Lieder ſind ohne Geſchick und wahre poetiſche Begabung nachgeahmt worden. Es hätte deſſen gar nicht bedurft. Denn das volksthümliche Lied hat ganz unabhängig von Claudius ſehr liebe Pfleger gefunden; dazu iſt das eigentliche Volkslied immer mehr in ſeine Rechte wieder eingetreten.

Der Anfang des Jahrhunderts hat uns „des Knaben Wunderhorn" gebracht, ſodann hat Uhland ſeine „hoch- und niederdeutſchen Volkslieder", andre Sammler haben andre Sammlungen herausgegeben. Außerdem haben die begabteſten Dichter in neuen Liedern des Volkes Stimme nachzuahmen verſucht (ſ. oben). Hand in Hand mit der Sorge für die Texte iſt die Sorge für die Melodie gegangen.

Neben die Glieder des Hainbundes und Claudius treten die volksthümlichen Componiſten Schulz, Hiller, Joh. Fr. Reichardt u. a., neben die neuern Dichter Zelter, Fr. Schneider, Silcher u. a. (§. 10). Zugleich entſteht auf dem Gebiet der Melodie ein ähnliches Streben, wie es auf dem Gebiet des Textes ſeit Herder

ſich offenbart hatte: Man lauſcht auf den Geſang des Volkes, man ſtöbert nach einzelnen Flugblättern umher, man ſchürft in den Bibliotheken nach alten verblichenen Sammlungen. Auch hier iſt durch Erk, Irmer u. a. Großes geleiſtet worden; ſchade, daß die rechten Mittel noch nicht ergriffen worden ſind, es in das Volk einzuführen!

Sprichwort und Spruch haben im Munde des Volkes noch fortwährend Leben gehabt. Seit 1810 (Sailers „Weisheit auf der Gaſſe") zeigt ſich auch hier die regſte Sammlerluſt, und es iſt das Geſammelte durch Körte, Eiſelein, Simrock, Wander und viele andre faſt zum Unüberſehbaren geſtiegen (§. 27). Unmittelbar für das Volk haben dieſe Sammlungen keine Bedeutung; aber durch Volksſchullеſebuch und Volksſchrift, Lehrer und Prediger kann dem Volke gar mancher werthvolle Schatz erhalten und zugeführt werden.

Großer Eifer hat ſich auf dem Gebiet der erbaulichen volksthümlichen Litteratur gezeigt, und zwar, wie zu erwarten, ungefähr ſeit dem Jahr 1817, wiewohl der älteſte Verein, deſſen hier zu gedenken iſt, ſeine Entſtehung noch über ein Jahrzehnt früher gehabt hat (§. 34). Auch hier hat die Arbeit theils im Aufſuchen des Alten, theils in der Darbietung von Neuem beſtanden; im allgemeinen ſteht das Letztere dem Erſteren nach.

Um dieſelbe Zeit hat die deutſche hiſtoriſche Sprachforſchung, die anfänglich als ein dem Boden der Romantik entſproſſenes und zugehöriges Gewächs erſcheint, mit immer zunehmender Selbſtändigkeit ihre eigne große Entwicklung zu nehmen angefangen. Die mächtigen Leiſtungen der Brüder Grimm, Lachmann's, Schmeller's, Simrock's u. a. unterſcheiden ſich von denen der Romantiker außer durch ihren Umfang weſentlich durch die unverbrüchliche Hochachtung vor dem Ueberlieferten, das in ihnen als ein unantaſtbares Allgemeingut der geſammten germaniſchen Welt erſcheint. Dieſe Leiſtungen kommen allerdings zunächſt der deutſchen Sprachwiſſenſchaft zu gute; aber um dieſe aufzubauen, haben jene Männer — man nennt ſie Germaniſten — die Volksrede und Volksſage, den Volksgeſang und die Volksſprache, den Volksbrauch und die Volksſitte aller Zeiten aufdecken müſſen. Etwas Neues haben ſie als Germaniſten nicht geſchaffen; was ſie aber aus fernen Zeiten und Gegenden an das Licht gebracht haben, das gereicht auch dem Volk

in unſerm Sinne mittelbar und unmittelbar zum Segen. Jetzt erſt iſt eine Anſchauung des deutſchen Lebens, eine Erfaſſung des deutſchen Geiſtes, ein Verſtändniß der deutſchen Geſchichte möglich; und damit ſind die Bedingungen gegeben, unter welchen mit Erfolg auf die ſittliche und patriotiſche Kräftigung des Volkes in allen ſeinen Schichten hingearbeitet werden kann. Schon heutzutage merkt man es vielen Volksſchriften, und zwar gerade den beſten an, daß ihre Verfaſſer zu den Germaniſten in die Schule gegangen ſind. Die Kluft, welche bis vor kurzem zwiſchen den Anſchauungen derjenigen Schriftſteller, die ihre Feder dem Volksſchriftenweſen widmeten, und den Anſchauungen, Fühlungen und Strebungen des Volks ſelbſt war, wird durch das Studium der durch die Germaniſten ans Licht gebrachten Schätze wenn nicht zum Verſchwinden gebracht, doch zum Theil ausgefüllt. Ueberdies iſt manches von dieſen Schätzen bereits unmittelbar in das Volk eingegangen. Die Sagenſammlungen der Brüder Grimm, die Volksbücher von Simrock ſind eine treffliche Lectüre für das Volk; und es darf erwartet werden, daß dem deutſchen Volke mit dem größern Intereſſe an ſeiner Geſchichte auch der Geſchmack an den poetiſchen Heldenſagen wiederkommen werde.

In den dreißiger Jahren beginnt die Zeit des Populariſirens der weltkundlichen Wiſſenſchaften: der Geographie, Geſchichte und Naturwiſſenſchaft, beſonders der letztern (§. 42). Wie viel gerade auf dieſem dem Volk ſo nahe liegenden Gebiete geſchadet worden iſt, das läßt ſich nicht ermeſſen. Die Autoren haben eher jeden andern Beruf als den, dem Volke zu zeigen, daß die Himmel die Ehre Gottes erzählen, und daß alle Lande ſeiner Ehre voll ſind. Ein Hebel wäre uns nirgends nöthiger, als hier. — Die neueſte Zeit ſcheint ſich mit Vorliebe der Geſchichte zuzuwenden und mit ihr zugleich die Geographie zu verbinden (§. 33). Ein natürlicher Anſchluß für die Geographie findet ſich auch bei der Reiſebeſchreibung, für welche uns ein Volksſchriftſteller erſter Größe leider ganz und gar fehlt.

Ein Gedanke der Neuzeit, durch Vereinigung der zerſtreuten Kräfte anſehnlichere Reſultate zu erzielen, hat ſich auch auf dem Gebiete des Volksſchriftenweſens wirkſam erwieſen. Nicht nur ſind Stadt- und ſogar Dorfbibliotheken*) entſtanden — ob gerade

*) Demjenigen, welcher mit der Anlage oder Verwaltung ſolcher Bibliotheken zu thun hat, auch ſonſt jedem Freunde des Volksſchriftenweſens ſind einige Schriften

immer zum Segen der Städter und Dorfbewohner, das muß hier ununterſucht bleiben —, ſondern auch Volksſchriftenvereine haben ſich die Abfaſſung und wohlfeile Verbreitung von Volksſchriften angelegen ſein laſſen. Zu den namhafteſten Vereinen dieſer Art, deren Statuten und Bücherverzeichniſſe meiſt durch den Buchhandel zu erlangen ſind, gehören der Zwickauer Verein, der allgemeine deutſche Volksſchriftenverein in Berlin, der Würtembergiſche Verein, der evangeliſche Schriftenverein für Rheinland und Weſtfalen und der evangeliſche Bücherverein in Berlin. Selbſtverſtändlich iſt nicht alles, was die Vereine bieten, gut; auch ſie tragen zur Vermehrung des Lächerlichen, Schädlichen und Sündlichen bei. Einer fortgehenden, dankenswerthen kritiſchen Arbeit unterziehen ſich mehrere periodiſche Schriften, mit großem Verſtändniß das durch Nathuſius herausgegebne „Volksblatt für Stadt und Land."

Wenn dieſes unſer Buch ſelbſt dazu dient, ſeine Leſer mit der Kraft auszurüſten, das Beſte zu erkennen, ſich anzueignen und, ſoweit es dazu geeignet iſt, in die Kreiſe des Volkes einzuführen, ſo iſt einer ſeiner Hauptzwecke erreicht.

---

des verdienſtvollen Preusker in Großenhain zu empfehlen: „Ueber öffentliche, Vereins- und Privatbibliotheken" 2 Bde. Leipzig 1839 und 1840; „die Dorfbibliothek" Leipzig 1843; „Bürgerbibliotheken" Meißen 1850.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Namen- und Sachregister.

Die Sternchen vor den Seitenzahlen weisen auf diejenigen Stellen hin, an denen sich ausführlichere Mittheilungen (Biographien, Charakteristiken u. dergl.) finden.

A.

Abela 85.
Abraham a S. Clara 241.
Abt 85.
Adami 271.
Aesopus 299.
Aeste der indogermanischen Sprache 143.
Agentur des rauhen Hauses 278.
Agricola, Joh. 24. 205. 207. 223. 339.
Ahlfeld 109. 278. *320.
Ahrens, Herr 94.
Alemannen, alemannische Mundart 126.
Alexandriner 59.
Alsanz 41.
Allgemeine deutsche Volksschriftenverein, der 349.
Als und Wie 32.
Ambrosius, Bischof 77.
Amos Comenius 306.
André, J. 85.
Andres, Vetter 97. 237.
Anselmo 102.
Archenholtz 271.
Arnd, Joh. *274. 296. 342.
Arndt, E. M. 3. 88. 104. 345.
Arnim, A. v. 88. 344.
Arnold 184.
Asmus, der Wandsbecker Bote 6.
Asmus, H. 262.
Asmuß 184.
Auber 86.
Auerbach 163. *198. 236. *314. 318. 319. 320. 335. 345. 346.
Aufklärung 100.
Aufklärungsperiode 104. 342.
Augustinus 274. 334.

B.

Babst 180. 184.
Bacmeister 23. 223.
Bacon 101.
Bäßler 261.
Barden 50. 76.
Bardiet 60.
Baritus 76.
Barmherzig 127.
Bartholdy, M. 88.
Basedow 16. 51. 74. 103. 104. 306. 307. 329.
Baumann 328.
Baur, W. 14. 271.
Baxter 279.
Beäugeln 41.
Bechstein 253. 261. 262.
Becker, R. Z. 330. 342.
Beichte 127.
Beitzke 271.
Belchen 152.
Bellmann 85.
Beneken 85.
Berlin 328.
Berliner Tractatverein 278.
Bernhardi 149.
Bernstein 328.
Bernstorff, H. v. 51.
Bescheidenheit 23.
Besehn 41.
Beudant 328.
Beyer 295.
Bibel, die, in der niederdeutschen Sprache 147. als Volksbuch 334 ff. — für Haus und Familie 337. Nürnberger 338. Hirschberger 338. Berlenburger 338. Calwer 338. Gerlachsche 338. Liscosche 338. Meyersche 338. Dächselsche 338.
Bienrod 18.
Biernatzki, J. C. 321.
Biographie 268. 271.
Birlinger 262.
Boberfeld, M. Opitz v. 289.

Bock 328.
Bodemann 271.
Bodmer 54. 57. 58. 161.
Böhner 85.
Böttcher 330.
Böttiger 270.
Bogatzky, v. 277.
Boildieu 86.
Bombard 321.
Bornemann *181.
Bornhard 85.
Boyle 101.
Braga 50.
Bräutigam 127.
Bredow 268. 270.
Brehm 328.
Brentano, Cl. 88. 344.
Bridgewater und Bridgewaterbücher 328.
Brief, der, als volksthümliche Darstellungsgattung 115 f. 346.
Brinckmann 315.
Brüllow 201.
Buch, L. v. 324.
Bürger *62. 260. 343.
Büsching 262.
Burger 324.
Bunyan 108. 279.
Burdach 271.
Burgwardt 189.
Burmeister 333.

C.

Campe 15. 16. 83. 103. 104. *307. 329. 342.
Carolsfeld, Schnorr v. 269. 337.
Caspari 320.
Castelli 184.
Ch für K im Alemannischen 130.
Chodowiecki 306.
Choral 78.
Chrie 94. 211.
Christl. Verein im nördl. Deutschland 278.
Chroniken u. Chronikenschreibung 266. 339.
Clajus 149.
Claudius. Geburts- und Todestag 4. Vater 8. Mutter 9. Verheirathung 6. Frau s. Rebekka. Kinder 12 ff. Tod 114. Nachkommen 114. — in Plön und Jena 15. 43. *94. in Reinfeld 43. in Kopenhagen 43. 51. in Hamburg 43. *65. 68. 69. in Darmstadt 44. auf der Flucht 113. in Wandsbeck 5. 44. 113. — Dem Hainbund nahestehend 62. Mitglied einer „teutschen Gesellschaft" 94. — Humor 91 ff. Patriotismus 50. 238. Volksthüml. Lieder 75. 85. 237. Volksthüml. Prosa 114. 235. Epigramme 26. Briefe 97. 116. Fremdwörter in Cl. Darstellungen 117. Sprüchwörter und sprüchwörtliche Redensarten in Cl. Darstellungen 120. Nachlässigkeiten im Ausdruck 117. — „Im Junius" 1. „Bei dem Grabe meines Vaters" 7. „An Frau Rebekka" 10. „Christiane" 12. 114. „Ein gülden ABC" 17. „Die Sternseherin Lise" 31. „Abendlied" 35. „Morgenlied eines Bauersmanns" 39. „Lied vom Reiffen" 40. „Der glückliche Bauer" 42. „Görgeliana" 44. „Ein Lied" 46. „Neujahrslied" 50. „Erklärung der Kupfer und Zeichen" 91 ff. „Ach, es ist so dunkel" 92. „Chria, darin ich von meinem academischen Leben und Wandel Nachricht gebe" 94. „Tändeleien und Erzählungen" 94. „Brief an Andres über die biblische und vernünftige Religion" 98. „Ueber die neue Politik" 102. „Predigt eines Laienbruders" 113. „Von der Freundschaft" 114. „Joh. Hussens Verhör und Tod" 265.
Claus, Dav. 295.
Comenius, Amos 306.
Conscience, H. 321. 328.
Cotta 85.
Cramer 51.
Curtmann 99.

D.

Danneil 193.
Darstellungen für das Volk, wie sie beschaffen sein müssen 115 ff. 236 f. 326 f.
Declination, Reste schwacher 40.
Deutsch, sprachliche Abstammung des Wortes 144.
Dialect, s. auch Mundart.
Dialect auf der Kanzel und in der Schule 118. 187 ff.
Dialectdichtung vor Hebel und seit Hebel 171.
Dialect und Hochdeutsch 142 ff.
Diesterweg 189.
Dieterich 270.
Diez, K. 321.
Dinter 205. 311.
Dithmar 270.
Ditmarschen 185.
Doctorbücher 332.
Döring 184. 261. 262.
Dörr 184.
Dorfgeschichte *312 ff. 345.
Dorfbibliotheken 348.
Dornröschen 241.

Dräger 184.
Drama, das deutsche bis zu H. Sachs 292 f.
Drei, dessen ahd. und mhd. Formen 132.

E.

Ebert 56. 58.
Echt 221.
E für ei 129.
Ehe 221.
Eichendorff, J. v. 2. 344.
Eike von Repgow 147.
Eimer 288.
Einfältig 41.
Eiselein 222 f. 347.
Eisenlohr 223.
Engel 122. *303. 307. 342.
Enslin 205.
Epigramm 24 ff. 340.
Erbauliche volksthümliche Schriften *272 ff. 347.
Erk, Fr. 89.
Erk, L. 88. 89. 347.
Erzählung, Behandlung derselben in der Volksschule 225.
Ettmüller 259.
Evangel. Bücherverein 278. 337. 349.
Evangel. Gesellschaft 278.
Evangel. Schriftenverein für Rheinland und Westfalen 349.

F.

Fabel 298 ff. 341.
—, Behandlung derselben in der Volksschule 301.
Falk, Johannes *311. 343.
Fastnacht 293.
Fastnachtsspiel 293.
Fecht, Gustave 158.
Fenelon 101.
Fesca 85.
Fichte 104.
Fink 85. 89. 331.
Firmenich 192.
Fischer 328.
Florus 321.
Flüssige Consonanten, deren Wechsel 140.
Förster 91.
Folz, Hans 283.
Fontane 267.
Fouqué 344.
Franck, Seb. 24. 205. 223. 339.
Francke, A. H. 261. 311.
Franklin, Benj. *331.
Franz, Agnes 276.
Frauenlob 281.
Freidank 22. 223. 339.
Fremdwörter in volksthümlichen Darstellungen 117.
Freund Hain 92.
Friedreich 201.
Friedrich 316. 332.
Friedrich d. G. 257. 297.
Fröhlich, A. E. 300.
Frommann 192.
Frühjahr und Frühling 1.

G.

Gärtner 56.
Gallitzin, A. v. 104. 111.
Gebhart 262.
Geibel, J. 325.
Gellert 54. 56. *296 ff. 329. 341 f.
Gemeine Sprache, Luthers Aeußerung darüber 148.
Gemeinnützlich 328 ff.
Gemeinschädlich 332 f.
Genieperiode 73 f.
Gerhard 296. 342.
Gerlach, L. 258.
Gerlach, O. v. 272.
Germanisten 347.
Gersbach 85.
Gerstäcker 308.
Geschichtserzählung, volksthümliche 265. 348.
Geßner, Sal. 161.
Gibelhausen 184.
Giesebrecht 184.
Gisela 56. 58.
Gläser, K. 85.
Glaube 127.
Glaubrecht *319.
Gleim *75. 83. 343.
Gloger 328.
Gnade 127.
Göthe 6. 26. 27. 44. 57. 64. 71. 74. 88. 104. 106. 107. 108. 110. 151. 168. 171. 180. 247. 288. 303. 321. 335. 343.
Göttinger (Hainbunddichter) 65. 83.
Göze, J. A. Ephr. 331.
Goltz, B. 43. 249. 251.
Goßner 274.
Gothische Sprache 143.
Gotthelf, Jer. 161. 262. 312. *316. 319. 345.
Gottsched *54. 56. 60. 67. 298.
Gräße 262.
Granum salis 117.
Graun 85.
Greef 89.
Gregorius d. G., Papst 77.
Gregorius VII, Papst 336.

Grenze zwiſchen dem Ober- und Niederdeutſchen 148.
Grimm, Jacob 192.
— Brüder 187. *241. 253. 261. 262. 264. 347. 348.
Groth, Klaus *185 f. 188. 346.
Grube 308.
Grübel *180. 295.
Gsi = geweſen 131.
Gudrun *258. 339.
Güntert 158.
Günther 91. 210. 262.
Gumpert 85.
Guſtave Fecht 158.
Gutbier 190.
Guts-Muths 311.

H.

Hacken 271.
Härlin 105. 346.
Hätzlerin, Clara 79.
Hagedorn 299.
Hagen 279.
Hager 262.
Hahn, Ludw. 271.
—, Werner 271.
Hainbund 343. ſ. auch Göttinger.
Halde 37.
Halliſche oder preußiſche Dichterſchule 75.
Halrnhuber 270.
Hamann 70. 73. 74. *105. 111. 335.
Harms, Klaus 117. 185. 187. 188. 205. 278.
Harrys 262.
Hartmann 328.
Hauer, E. 86.
Hauſe, Frau 230.
Hauff 345.
Hauptverein für chriſtliche Erbauungsſchriften 278.
Hauſen 153.
Hausmannskoſt 122.
Hebel. Heimat und Jugendjahre 151 ff. Vater und Mutter 154 ff. In der Schule zu Hauſen und Baſel 155. In der lateiniſchen Schule zu Schopfheim 156. Auf dem Gymnaſium zu Karlsruhe 156. 169. 197. Auf der Univerſität Erlangen 157. In Hertingen 157. In Lörrach 157. Im Drechslerſchen Kaffeehauſe 197. 200. 234. In Emmendingen 134. Letzte Lebensjahre und Tod 230. — Dichterſprache 125. Der Dichter aus dem Volke 159 ff. 237. Naturſinnigkeit 164 ff. Entſtehung der alemanniſchen Gedichte 169. Sehnſucht nach dem Oberlande 170. — Als Lehrer und Prediger 169. Als Erzähler 193. Sein Adjunct und ſeine Schwiegermutter 237. Der Rheinländiſche Hausfreund 197. Schatzkäſtlein des Rheinländiſchen Hausfreundes 197. Naturwiſſenſchaftliche Darſtellungen 169. 326 ff. Bibliſche Geſchichten und Chriſtlicher Catechismus 228 f. Alemanniſche Geſchichte 265. Räthſel 199. 228. Sprichwörterbearbeitungen 204. — „Wächterruf“ 125. „Der Wächter in der Mitternacht“ 134. „Die Wieſe“ 151. „Die Vergänglichkeit“ 156. „Der Karfunkel“ 159. „Das Spinnlein“ 164. „Kindesdank und Undank“ 194. „Glück und Unglück“ 194. „Kannitverſtan“ 194. „Prozeß ohne Ende“ 194. Der Schneider in Penſa“ 194. „— Bedeutung für die heutige Volksſchule 224. Mit Claudius verglichen 232 ff.
Heermann 296.
Hegel 324.
Heiligenſage 260.
Heine, H. 5. 345.
Heinrich d. Erlauchte 148.
Heinrich d. Teichner 23.
Heiter und hell, Unterſchied von 132.
Heldenbuch 259.
Heliand *257. Probe daraus 144.
Hendel-Schütz, Frau 237.
Henning 271.
Hentſchel 89.
Herder 6. 15. 26. 27. 35. 44. 45. 64. *69. 88. 101. 104. 105 f. 111. 247. 260. 276. 323. 343.
Herold 86.
Herr Ahrens 94.
Herzog 209.
Heſekiel, G. 321.
Heute, hinte und heuer 141.
Hey 300 f. 306.
Hildebrandslied *257.
Hiller, J. A. *83 f. 346.
Himmel 85.
Hirz 295.
Hitzig 158.
Hoch- oder oberdeutſche Sprache 145. 340.
Hölty 9. 62. 84.
Hofacker 153.
Hoffmann, Fr. 321.
Hoffmann von Fallersleben 88. 263. 345.
Hogarth 333.
Hold, Halde 37.
Hollunder 119.
Holtey *181.
Holtzmann 258.
Hopf 285. 309.

Horn, W. O. v. 205. 271. *318. 346.
Hüttner 308.
Huſeland, C. W. 107. 332.
Humboldt, A. v. 31. 323. 324.
Humor, Humoriſt 47. 93.
Hurka 85.

J.

J als Ableitungs- und Zuſammenſetzungsvocal 127.
Jacob 89.
Jacobi, F. H. 15. 45. 61. 104.
Jäger, H. 330.
Jahn, Guſt. 98. 236. 271. 321.
Jean Paul *96. 171.
Jetzt, itzt, itzund 127.
Immermann *312. 345.
Individuum, individualiſiren 118.
Indogermaniſche Sprache, deren Aeſte 143.
Innocenz III., Papſt 336.
Insbruck, ich muß dich laſſen 82.
Johnſton 328.
Joſephſon *199. 346.
Irmer 89. 347.
Jugendſchrift, die, als Volksſchrift 309.
Jung, F. H. (Stilling) *107 ff. 342.
Junker 330.

K.

Käſtner 26.
Kant 74. *100. 104. 334.
Karfreitag, Karwoche 139.
Karl 262.
Kaufmann 262. 306.
Kehrein 256.
Kell 271.
Keller, A. 259.
Kemnate 255.
Kempis, Thomas a 274.
Kerner 88. 345.
Kinderlein 41.
Kinkel 315.
Kirnberger 84.
Klaiber 274.
Klein 85.
Klesheim 184.
Klopſtock 26. 27. 51. *54 ff. 64. 73. 104. 298. 343.
Knittelvers 288.
Kobell *182. 328.
Kölle 237.
Körner 345.
Körte 223. 347.
Kohl 308.
Kohlrauſch 270.
Kretzſchmer 89.
Kreutzer, C. 88.
Krentzer, L. 321.
Krummacher, F. A. 119. 276.
Kücken 85.
Kuhn 180. 262.
Kunſtſpruch 30.
Kunz 89.

L.

Lachmann 347.
Lactanz 102.
La Fontaine 299. 302.
Landprediger von Wakefield 304.
Laurenberg, W. 241.
Laurent 266.
Lautverſchiebung 130.
Lautwechſel 142.
Lavater *106 ff. 110. 161.
Lection 116.
Ledderhoſe 271.
Legende 260.
Lehmann 3.
Leibnitz 53.
Lein, Verkleinerungsſilbe 139.
Lenau 2.
Lennig 184.
Lentner 315.
Lenz 1.
Lenz, O. 328.
Leo XII., Papſt 336.
Leſſing 15. 25. 27. 64. *66 ff. 73. 74. 76. 247. 294. 297 ff. 343.
Leumund 126.
Levana 97.
Lichtwer 299.
Lied 78.
—, das volksthümliche 83 ff. 90. 346.
Liedertafeln 86.
Lieſde, J. de 270.
Lindner 321.
Lindwurm 221.
Littrow 328.
Löwe 278.
Logau, Friedr. v. 24 f. 341.
Loſen 126.
Ludwigslied 78. Probe daraus 145.
Lüge 118.
Lugen 166.
Luiſe, Königin 310.
Luther 18. 23. 24. 52. 79. 148 ff. 223. *272 ff. 299. 336. 338. 341.
Lyell 328.

M.

Macaulay 333.
Märchen, ſprachlich erklärt 253.
Märchen ſ. Volksmärchen.
Mäßigkeitsſchriften 330.

Manuel 318.
Marheinecke 270.
Marſchner 89.
Marx 91.
Maßmann 262.
Matheſius 271.
Mayer 270.
Megerle, U. 241.
Meiſtergeſang 281 ff. 340.
Meißniſche Mundart 147.
Melanchthon 78.
Merget 309.
Methfeſſel 85.
Meyr, Melchior 315.
Mildheimiſche Liederbuch, das 331.
Mindermann 184.
Minneſinger und Minnegeſang 22. 339.
Mittelhochdeutſche Sprache 145.
Mittelniederdeutſche Sprache 145.
Möller 262.
Mönnich 258. 259.
Möſer 122. 268. 269. *302 f. 307. 342.
Mogul, eine poetiſche Figur 47.
Moſer, Freih. v. 44.
Mozart 53. 86.
Mücke 321.
Müllenhoff 262.
Müller, F. H. 184.
Müller, Heinr. *275. 296. 342.
Müller, Karl 328.
Müller, W. 262.
Münchhauſen, Freih. v. 280.
—, von Immermann 313.
Mund, Vormund, Mündel, unmündig 211.
Mundart, ſ. auch Dialect.
Mundarten, die oberdeutſchen 148 f.
—, die niederdeutſchen 148 f.
—, die mitteldeutſchen 148 f.
Myſterien 293.

N.

Nachtigall 127.
Nägeli 85. 86.
Näume 140.
Nathuſius, M. 321.
Natur 3.
Naturwiſſenſchaftliche Volksſchriften und Volksſchriftſteller 326. 348.
Neeſe 85.
Neithardt 85.
Nesmüller 85.
Nett, zart, ſubtil 166 f.
Newton 101.
Nibelungen 57. *257. 339. Probe daraus 146. Ausgaben und Ueberſetzungen 258.
Nicolai 100. 343.
Niederdeutſche Sprache 144. 147.
Niederdeutſche und oberdeutſche Mundarten, Unterſchied derſelben 148 f.
Niederſächſiſche Geſellſchaft zur Verbreitung chriſtlicher Erbauungsſchriften 278.
Niemeyer, Chr. 268.
Nieritz 321.
Nordiſche Sprache 144.
Noth- und Hilfsbüchlein 329.
Novalis 344.
Nunnenbeck 284.

O.

Oberdeutſche Mundarten 148. Ihr Unterſchied von den niederdeutſchen 148 f.
Oberhof, der 314.
Oberſächſiſche Mundart 147.
Ober- und niederdeutſch, Grenze desſelben 148.
Oertel, ſ. Horn.
Oeſer, ſ. Glaubrecht.
Oldenberg 334.
Orbis pictus 306.
Opitz, M. 289. 341.
Oſtertag 336.
Otmar 262.
Otto, E. 321.
Otto, Fr. 226.
Overhage 321.

P.

Pädagogen, die, als Volksſchriftſteller 306.
Parabel 277.
Paramythie 277.
Parcival 339.
Pascal 101.
Patuzzi 270.
Perthes, Fr. 14. *112. 325.
Peſchel 262.
Peſtalozzi 16. *309. 311. 312. 313. 314. 316. 342.
Pfaff 342.
Pfeffel 299.
Pfeifer 271.
Pflanz 321.
Phädrus 299.
Pichler 321.
Platon 101.
Plattdeutſch 149. ſ. auch niederdeutſch.
Pletſch 269.
Poeſie und Proſa 12. 37. 38. 73.
Poetiſcher Trichter, Probe daraus 150.
Pohlenz 85.
Polyſyndeton 4.
Prätorius 262.
Preuſker 321. 349.
Priamel 23.

Probe des Gothiſchen 143. Des Nordiſchen 144. Des Althochdeutſchen 145. Des Mittelhochdeutſchen 146. Aus Reineke Fuchs 146. Des Hochdeutſchen aus dem 16. Jahrh. 150, aus dem 17. Jahrh. 150, aus der erſten Hälfte des 18. Jahrh. 150.
Pröhle, H. 261. 262. 267. 303. 315. 321.
Pſalmen, alphabetiſche 18.
Puchta 277.

Q.

Queck 185.
Quickborn 185.
Quicken (erquicken) 185.

R.

Racine 302.
Räthſel, das 199. 338.
Räthſel in der Volksſchule 202.
—, Sammlungen 201.
Rapp 257. 274.
Raumer, v. 190.
Rebau 328.
Rebekka 9 f. 325.
Redenbacher, W. 268. 270. 320.
Reichardt, G. 86.
—, J. Fr. 85. 112. 346.
—, Luiſe 85. 111.
Reichenbach 328.
Reimchroniken 266.
Reinhart der Fuchs (Reineke Vos) 262. Probe daraus 146.
Reißmann 81.
Reuter, Fritz *183. 346.
Richter, E. 89.
—, J. P. Fr. *96.
—, L. 170. 186. 269.
Riecke 252.
Ritſert 202.
Robinſon 307 f.
Rochholz 262.
Rochow, v. 329.
Romantik und Romantiker 344. 347.
Roquette 285.
Roſenplüt 283.
Roßmäsler 328.
Rückert 26. 28. 288.
Rühl 321.
Rütte 318.
Runge, K. 184.
—, O. 111.
Ruppius 321.

S.

S-laut, Trübung desſelben 130.
Sachſenſpiegel 147.
Sachs, Hans 68. 127. *283 ff. 338. 340.
Sachs, Hans, mit Gellert verglichen 296.
Sage, Worterklärung 253. ſ. noch Volksſage.
Salomo 22.
Salzmann 83. 307. *308. 342.
Sailer, J. M. 218. 219. 223. 347.
—, Seb. 180. 184.
Satire 341.
Schäfer Thomas 332.
Schäffer 201.
Schambach 215. 262.
Schaubach 334.
Schauenburg 89.
Scheitlin 321. 330.
Schenkendorf, M. v. 88. 186. 345.
Scherer 89. 201. 307.
Schiller 4. 13. 26. 27. 28. 64. 74. 104. 201. 202. 237. 247. 343. 344.
Schilling 262.
Schimmelmann, Gräfin 310.
Schirges 315.
Schleiermacher 201.
Schneller 192. 347.
Schmidt 262.
Schmidt, Ferd. 270. 321.
Schneider, Fr. 85. 88. 346.
—, R. 321.
Schnorr von Carolsfeld 269. 337.
Schönborn *43. 51.
Schönhuth 321.
Schönleſen 225.
Schraube 332.
Schubert, F. L. 89.
Schubert, G. H. v. 271. 277. 306. 308. *322 ff. 331.
Schulze 215.
Schulz, J. A. P. 84 f. 346.
Schupp (Schuppius), Balth. 241.
Schwab, G. 259. 260. 261.
Schwerdt 321.
Schwerin 184. 321.
Scriver *275. 342.
Selle, L. 187.
Sequenz 78.
Seume *304. 307. 308. 313.
Sigismund 315.
Silberſtein 315.
Silcher 85. 88. 89. 346.
Simrock *183. 201. 223. 257. 258. 259. 260. 261. 262. 347. 348.
Spaltung des Urlautes 128.
Speckter 185. 306.
Sprichwort, das, in der Schule 205 ff.
—, Werth, Weſen und Begriff desſelben 217 ff.
— als Thema einer Abhandlung 209.
— " " " Chrie 211.

Sprichwort als Wahlſpruch 218.
Sprichwörterſammlungen 223. 347.
Sprichwörter über das Geld und die Ehre 48.
Sprichwörtliche Redensart 120. 222.
Spruch und Spruchgedicht 21 ff. Unterſchied vom Sprichwort 221.
Stadt- und Dorfbibliotheken 348.
Stähelin 276.
Starre oder ſtumme Conſonanten, Tafel derſelben 131.
Stahl 262.
Steiger 321.
Stein, Freih. v. 104.
Steinhard 267.
Steyrer 315.
Still 37.
Stilling ſ. Jung.
Stöber, A. 262. 267.
Stöber, K. *198 f. 346.
Stolberg, F. L. Graf zu 1. 6. 62.
Stolz, Alban 279.
Strack 270. 271.
Straub 214.
Strauß, Dav. 333.
Streckfuß 24.
Sturm und Drang 73 f.
Stutz 184.
Subtil, nett und zart 166 f.
Süßkind 246.

T.

Tacitus 76.
Tannen 263.
Tauler 101.
Temme 262.
Tettau 261.
Thelemann 321.
Thierſage 262
Thietmar 266.
Tholuck 277.
Thomaſius 53.
Tieck 344.
Tobler 321.
Todtnau 152.
Tractatgeſellſchaft im Wupperthale 110. 278.
Traugott 306.
Traulich 37.
Trübung des S-lautes 130.
Tntſchek 328.

U.

Uhland 13. 22. 88. 243. 288. 345. 346.
Ulfilas 143.
Ullrich 184.
Und 3 f.
Unwahrheit 118.
Uſteri 14. *179.

V.

Vereine für Verbreitung chriſtlicher Volksſchriften 278. ſ. auch Volksſchriftenvereine.
Vergeſſen (ergetzen) 38.
Verdunkelung eines Vocals 129.
Vergnügt 48.
Vetter Andres 97.
Vicar of Wakefield 304.
Victoria, Königin 277.
Vilmar 257. 259. 297. 341.
Volksbibliothek, evangeliſche 264.
—, neueſte 321.
Volksblatt für Stadt und Land.
Volksbücher *259. 340.
Volkskunde 267.
Volkslied 76 ff. 340. 341. Sammlungen 82. 88 f.
Volksmärchen, das deutſche 241. 338. 340.
Volksſage, die deutſche 253. 338. 340. Im engern Sinne 261. Sammlungen 261. In der Volksſchule 262.
Volksſchriftenvereine 278. 349.
Volksſchulleſebuch, das, als Volksbuch 309.
Volksſprache, Eigenthümlichkeiten der 117 ff.
Volksthümliche Darſtellungen, wie ſie beſchaffen ſein müſſen 115 ff.
Volksthümliche Lied, das 83 ff. 90. 346.
Vormbaum 261.
Voß 6. 15. 62. *171.
Vulpius 333. 344.

W.

Wackernagel, Phil. 89. 190. 267. 322.
Wagner 266.
Walther von der Vogelweide 22. 281.
Wander 205. 216. 223. 347.
Wandsbeck 5.
Wandsbecker Bote 5.
was = war 131.
Weber, A. B. 85.
—, C. M. v. 85. 86.
—, G. 283.
Weiſe, Karl 295.
Weiß, Chr. S. 324.
Weiße 83 f. 90.
Weller, Hier. 261.
Weltkundliche Wiſſenſchaften, Populariſiren derſelben 348.
Werner 323.
Weinhold 192.
Wernicke 25.
Wie und als 32.
Wieland 61. *64. 73. 343.
Wilberg 311.

Wild, Karl 321.
Wildenhahn 320.
Wiese 308.
Wiese, die 151 f.
Wiesenthal, das 152.
Willkomm 262.
Winkelmann 74.
Witschel 277.
Wolf, Chr. 53. *99.
Wolf, J. W. 253. 256.
Wolfram von Eschenbach 281. 339.
Worch 295.
Würdig 271.
Würtembergische Volksschriftenverein 346.
Wunderhorn, des Knaben 88. 346.
Wurst 216.

Z.

Zacharia 299.
Zarncke 258.
Zart, subtil, nett 166 f.
Zehender 321.
Zelter 86. 346.
Ziethe 271.
Ziller 252.
Zimmermann 270.
Zinkgref 24. 340.
Zschokke 277. *312. 345.
Zuber 288.
Zuccalmaglio 89.
Zufrieden 48.
Zusammenziehung von zwei oder mehreren Wörtern 130.
Zustand der deutschen Sprache und Litteratur in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts 52.
Zwar 127.
Zwei, dessen ahd. und mhd. Formen 132.
Zwickauer Volksschriftenverein 349.

Berichtigungen.

Seite 8, Zeile 3 von oben muß nach „aufdrängt" ein Komma stehen.
" 17, " 11 " " ist zu lesen „Unbedeutenden" statt „Uebedeutenden".
" 42, " 3 " " " " „Landbewohners" statt „Landlebens".
" 64, " 2 " unten " " " „unter dem Einfluß" statt „unter den Einfluß".
" 67, " 8 " " " " " „Dramas" statt „Drama".
" 81, " 11 " " " " " „charakteristischen" statt „charakterischen".
" 133, " 2 " oben muß das Komma vor „und" wegfallen und nach „himmlische" gestellt werden.
" 139, " 7 " unten muß nach „Umhang" ein Komma stehen.
" 152, " 5 " " muß das Komma nach „dieser" getilgt werden.
" 216, " 2 " " muß vor dem zweiten „Erquickung" der Artikel „der" stehen.
" 255, " 6 " " ist zu lesen „anlehnenden" statt „anlehnende".

Einige minder störende Druckfehler, die zum Theil als Inconsequenzen in der Schreibart erscheinen, rühren meist daher, daß die Orthographie dieses Buches nicht die des Verfassers ist.

Berlin, Druck von Gustav Schade, Marienstr. 10.

Lebensbilder aus der christlichen Kirche.

Von

Arndt, Auberlen, Barth, Bindemann, Brock, Bouterweck, Cordes, v. Cornelius, Cosack, Dorner, Dove, Erdmann, Faye, Fink, Fournier, Füßli, Giesebrecht, Göschel, Grell, v. Grüneisen, Hagenbach, Harms, Hase, Hasse, Haupt, Hechtfischer, Heinz, Henry, Hirsch, Hoffmann, Hundeshagen, Kerlen, Kind, Kling, Koch, Köpke, Köster, Kohlmann, Krüger, Kummacher, Lange, Lechler, Ledderhose, Lengerich, Leo, Lorimer, Lübker, Lücke, Maßmann, Mayer, Mac Cele, Merz, Meurer, Möller, Moll, Monod, Neander, Nitzsch, Orelli, Pelt, Pescheck, Pestalozzi, Petermann, Petersen, Piper, Pischon, Plieninger, F. Ranke, H. Ranke, van Rhyn, Rische, Ritter, Rognon, Röhrich, v. Rudloff, Sack, Schede, Schenkel, Schmieder, Schmidt, Sebald, Semisch, Sirt, Souchon, Spörlein, Steinmeyer, Stirm, Tholuck, Tornwaldt, Trechsel, Twesten, Ullmann, Voigt, Wiese, Wiedmann.

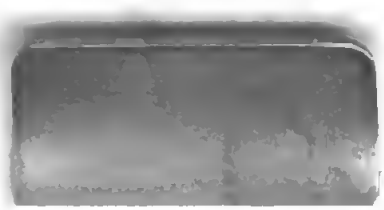
Neue wohlfeilere Ausgabe.

K. PERSISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

(Evangel. Kalender, Jahrgang 1852—1861.)

10 Bändchen à 5 Sgr.

Magdalena Luther (zum Lebensbild, verfaßt von Dr. Schmieder.

Dies Werk giebt in lebensvoller Darstellung einen Cyclus von Biographieen aller der Zeugen und Bekenner, die obwohl vielfach klein und gering vor Menschen, doch groß im Reiche Gottes und von Einfluß auf die innere und äußere Gestaltung der christlichen Kirche gewesen sind oder in ihren Lebensläufen ein getreues Abbild der Glaubenskämpfe ihrer Zeit geben. Mit dem Schluß des Werkes werden wir, entsprechend den Tagen des Jahres in 365 Lebensbildern, eine vollständige Uebersicht der Kirchengeschichte besitzen, so daß das Buch für Volksbibliotheken sehr geeignet erscheint, namentlich aber als dankenswerthe Festgabe für das christliche Haus willkommen und eines segensreichen, erfreulichen Erfolges gewiß ist. Für die Trefflichkeit des Buches bürgen neben dem Hinweis auf die reichhaltige und passend getroffene Auswahl des Stoffes die bewährten Namen der Verfasser.

C. Walter,
Buchh.-Galanterie etc
Schreibmaterialien
Karls-Platz 6.